



Programa de Doctorado en Lenguas, Literaturas, Culturas y sus
aplicaciones (3135)

Tesis doctoral

Narrative zwischen Fiktion und Realität.
Literarisch konstruierte Fremdbilder im Reisebericht von
Thomas Platter d.J.

Elaborada por: Eckhard Weber

Dirigida por: Dra. Berta Raposo Fernández

Valencia, marzo 2024

*To travel is to discover
that everyone is wrong
about other countries.
(Aldous Huxley)*

Danksagung

Die Idee zur vorliegenden Forschungsarbeit entsprang meiner Mitarbeit in der von Prof. Berta Raposo Fernández über viele Jahre an der Universität von Valencia (Spanien) geleiteten Forschungsgruppe RIALE (Relaciones Interculturales Alemania-España), die sich unter besonderer Berücksichtigung der Reiseliteratur mit der Erforschung der interkulturellen Beziehungen zwischen Spanien und dem deutschsprachigen Kulturraum befasste. In diesem Rahmen reifte der Plan, das Reisetagebuch von Thomas Platter d.J. einer genaueren Untersuchung zu unterziehen.

Ich möchte mich zunächst sehr herzlich bei meiner Doktormutter Frau Prof. Berta Raposo Fernández bedanken, die erheblichen Anteil an der Entwicklung des Themas hatte und das Projekt in allen Phasen mit dem größten Interesse begleitete. Ihr stetiger Zuspruch, ihre zahlreichen Anregungen sowie ihre fachliche Kritik und freundliche Hilfestellung haben wesentlich zur Fertigstellung dieser Arbeit beigetragen.

Mein besonderer Dank gilt zudem meinen lieben Kolleginnen Prof. Ingrid Garcia-Wistädt und Prof. Isabel Gutiérrez Koester, die es immer verstanden, den Besuch oder auch die Organisation von Tagungen ebenso wie die Fertigstellung von Publikationen der Forschungsgruppe bei all der damit verbundenen Arbeit gleichermaßen höchst vergnüglich zu gestalten.

Großen Dank schulde ich nicht zuletzt Anne Reiher, meiner geliebten Mitstreiterin im Leben, die mir nicht nur im Kampf mit der disparaten Orthografie des 16. Jahrhunderts unermüdlich zur Seite stand.

Valencia, im März 2024

INHALTSVERZEICHNIS

1	Einleitung	5
1.1	Gegenstandsbestimmung: Reiseliteratur und (historischer) Reisebericht	5
1.2	Fragestellung, Ziel und Methode	7
1.2.1	Zum Charakter der Darstellung fremdkultureller Wirklichkeiten im Reisebericht	7
1.2.2	Gang der Analyse	10
1.3	Der Reisebericht von Thomas Platter d.J. in der Forschung	12
1.4	<i>Es bekame mir gar seltzam für: Der fremde Blick Thomas Platters d.J.</i>	14
1.4.1	Thomas Platter d.J.: Eine biografische Skizze	15
1.4.2	Die Schweiz als Willensnation	16
1.4.3	Die Reformation in der Schweiz	17
1.4.4	Reiseanlass: Humanistische Bildungsreise	19
1.4.5	Intention des Reiseberichts	20
1.5	Das Reisetagebuch: Quellen und Sprache	22
1.5.1	Quellen	22
1.5.2	Sprache	24
2	Textanalyse	26
2.1	Die Reise durch Frankreich	26
2.1.1	Reiseziel und Reiseroute	26
2.1.2	Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung	28
2.1.2.1	Krieger und Duellanten	29
2.1.2.2	Wankelmut und Hinterlist	31
2.1.2.3	Spiel und Wettstreit	33
2.1.2.4	Musik und Tanz	40
2.1.2.5	Speis und Trank	43
2.1.2.6	Glaube und Aberglaube	47
2.1.2.6.1	Glaubenskonflikte und Spuren der Religionskriege	47
2.1.2.6.2	Aberglaube: Von Wundern und Teufelswerk	51
2.1.3	Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen	59
2.1.3.1	Regionen und Städte	59
2.1.3.2	Reformierte (Hugenotten)	70
2.1.3.3	Katholiken	74
2.1.3.4	Conversos	81
2.1.3.5	Juden	84
2.1.3.6	Frauen und Männer	97
2.1.3.7	Aristokratie	105
2.1.3.8	Bürger	112
2.1.3.8.1	Akademiker und Mediziner	112
2.1.3.8.2	Händler, Handwerker und Bauern	121
2.1.3.9	Personengruppen am Rande der Gesellschaft	130
2.1.3.9.1	Schauspieler und Schausteller	131
2.1.3.9.2	Halunken und Huren	140
2.2	Die Reise durch Spanien	144
2.2.1	Reiseziel und Reiseroute	144
2.2.2	Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung	148

2.2.2.1	Krieger und Prahler	148
2.2.2.2	Lebenslust versus geizige Achtsamkeit	152
2.2.2.3	Ungastlichkeit und Geschäftssinn	154
2.2.2.4	Glaube und Aberglaube	158
2.2.3	Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen	165
2.2.3.1	Kastilier und Katalanen	165
2.2.3.2	Frauen und Männer	170
2.2.3.3	Geistlichkeit und Inquisition	175
2.2.3.4	Aristokratie und bürgerliche Elite	179
2.2.3.5	Akademiker und Mediziner	184
2.2.3.6	Händler und Handwerker	188
2.2.3.7	Diener und Bedienstete	191
2.2.3.8	Personengruppen am Rande der Gesellschaft	192
2.2.3.8.1	Schauspieler und Schauteller	192
2.2.3.8.2	Huren und Bettler	195
2.2.3.8.3	Halunken und Henker	199
2.2.4	Die Spanier im Reisetagebuch von Thomas Platter d.J. und die <i>leyenda negra</i>	204
2.3	Die Reise durch die Niederlande	206
2.3.1	Reiseziel und Reiseroute	206
2.3.2	Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung	210
2.3.2.1	Physische Größe und Attraktivität	210
2.3.2.2	Polyglotte Seefahrer und Handelsleute	212
2.3.2.3	Kunstliebhaber und Kunsthandwerker	214
2.3.2.4	Speis und Trank	216
2.3.2.5	Glaube und Aberglaube	219
2.3.3	Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen	228
2.3.3.1	Frauen und Männer	228
2.3.3.2	Regionen und Städte	231
2.3.3.2.1	Artois	232
2.3.3.2.2	Brabant	234
2.3.3.2.2.1	Antwerpen	235
2.3.3.2.2.2	Brüssel	240
2.3.3.2.2.3	Mechelen und Vilvoorde	243
2.3.3.2.2.4	Löwen	244
2.3.3.2.3	Flandern	247
2.3.3.2.3.1	Gent	248
2.3.3.2.3.2	Brügge	249
2.3.3.2.4	Hennegau: Mons und Valenciennes	251
2.3.3.3	Personengruppen am Rande der Gesellschaft: Huren und Halunken	254
2.4	Die Reise durch England	256
2.4.1	Reiseziel und Reiseroute	256
2.4.2	Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung	260
2.4.2.1	Reichtum und physische Attraktivität	261
2.4.2.2	Kriegerische Seefahrer wider Willen	262
2.4.2.3	Sprache und Sprachenkenntnisse	265
2.4.2.4	Speis und Trank	270
2.4.2.5	Glaube und Aberglaube	273
2.4.3	Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen	277
2.4.3.1	Frauen und Männer	277
2.4.3.2	Aristokratie	279
2.4.3.3	Bürger	288

2.4.3.3.1	Kaufleute und Händler	288
2.4.3.3.2	Akademiker und Studenten	290
2.4.3.3.3	Diener und Bedienstete	293
2.4.3.4	Personengruppen am Rande der Gesellschaft	295
2.4.3.4.1	Schauspieler und Schausteller	295
2.4.3.4.2	Huren und Halunken	300
3	Schlussbetrachtung	302
3.1	Sprachliche Beglaubigungsstrategien	303
3.2	Vergleichende Zusammenschau der Narrative und Fremdbilder	304
3.2.1	Allgemeines zur Mentalität und Kultur	304
3.2.2	Frauen und Männer sowie ihr Verhältnis zueinander	306
3.2.3	Aristokratie	307
3.2.4	Bürgertum: Akademiker, Kaufleute und Handwerker	308
3.2.5	Menschen am unteren Ende und Rand der Gesellschaften	309
3.3	Der Verfasser des Reiseberichts im Spiegel seines Textes	310
3.4	Schlusswort	313
4	Literaturverzeichnis	315
4.1	Quelleneditionen	315
4.1.1	Hauptquelle/Text der Analyse	315
4.1.2	Weitere Quelleneditionen	315
4.2	Primärliteratur	316
4.3	Sekundärliteratur	316
4.4	Wörterbücher und Lexika	330

1 Einleitung

1.1 Gegenstandsbestimmung: Reiseliteratur und (historischer) Reisebericht

Spätestens seit den 1980er Jahren hat die Erforschung von Reisen und Reiseliteratur Konjunktur.¹ Hinter dem Terminus Reiseliteratur verbergen sich allerdings sehr heterogene Textsorten. Damit können neben touristischen Reiseführern auch fiktionale oder nicht-fiktionale² Reisebeschreibungen gemeint sein.

Bei den fiktionalen Reisebeschreibungen muss man wiederum differenzieren. Zum einen gibt es Texte, die eindeutig von einer nicht real stattgefundenen Reise handeln, wie zum Beispiel Sten Nadolnys Roman *Ein Gott der Frechheit*, der nicht den Anspruch erhebt, von einer historisch belegbaren Reise zu erzählen.³ Zum anderen ist fiktionale Reiseliteratur zu nennen, die auf der Reise eines realen Protagonisten basiert und bis zu einem gewissen Grad vorgibt, eine Rekonstruktion von dessen Reisen bzw. Leben zu sein. Beispiele für diese Textsorte sind u.a. die Romane *Der Weltensammler* von Ilia Trojanow⁴ oder *Die Entdeckung der Langsamkeit* von Sten Nadolny⁵ um die britischen Entdecker Richard F. Burton bzw. John Franklin.

Darüber hinaus dürfen auch solche Reisebeschreibungen nicht unerwähnt bleiben, die fälschlicherweise den Eindruck erwecken wollen, der Autor habe die erzählte Reise selbst erlebt. Einige der bekanntesten Beispiele hierfür liefern im deutschen Sprachraum sicherlich die Reiseerzählungen Karl Mays, deren Autor bekanntermaßen zumindest vor der Niederschrift seiner Abenteuergeschichten die von ihm beschriebenen Länder nicht persönlich bereist hatte.

Unter den nicht-fiktionalen Reisebeschreibungen sind Texte anzuführen, die eine reale Reise des Autors zum Thema haben. Berühmte Beispiele aus der deutschen Literatur sind die autobiografischen, wenn auch unterschiedlich stark literarisierten Werke *Der*

¹ Vgl. Voß, 2016, S. 1.

² Vom Fiktionalitätskriterium als einzigem Maßstab für die Bewertung eines Textes als literarisch hat sich die Literaturwissenschaft bekanntlich längst verabschiedet: „Zum anderen aber gibt es auch literarische Texte, die eindeutig nicht fiktional sind, da sie keine erfundenen Figuren, Gegenstände, Ereignisse enthalten, wie etwa Tagebuchaufzeichnungen von Dichtern, Briefe, oder auch manche autobiographischen Werke. Daher gilt: Es gibt nicht-fiktionale Literatur [...]“ Rühling, 2002, S. 25f.

³ Es handelt sich vielmehr um eine „relectura de ciertos mitos clásicos desde la perspectiva de 1990 y ante el decorado de la reciente reunificación alemana.“ Calañas Continente, 2009, S. 268.

⁴ Der Roman „finge rekonstruieren la historia de la vida del oficial, espía, aventurero y descubridor británico Richard F. Burton.“ Ecker, 2009, S. 203.

⁵ „En esta novela, Nadolny recrea desde su infancia la biografía de Sir John Franklin, un personaje histórico cuya seña de identidad en la vida real fue la necesidad de viajar.“ Calañas Continente, 2009, S. 265.

Spaziergang nach Syrakus von Johann Gottfried Seume oder *Italienische Reise* von Johann Wolfgang von Goethe. Zur nicht-fiktionalen Reiseliteratur können aber auch vormoderne Reiseberichte gezählt werden, die in der Vergangenheit mittels des Vorwurfs ihrer mangelnden Literarizität im Sinne einer modernen, autonomieästhetischen Literatur von der Literaturwissenschaft weitgehend ignoriert wurden.⁶ Im allgemeinsten Sinn versteht man unter (historischen) Reiseberichten Texte, die den Ablauf einer tatsächlich stattgefundenen Reise sprachlich-erzählerisch darstellen. So definierte Peter J. Brenner den Reisebericht als die „sprachliche Darstellung authentischer Reisen“⁷ oder als „erzählende Darstellung einer realen Reise“.⁸

Trotz aller kontroversen Diskussion⁹ muss anerkannt werden, dass auch solche Texte eine gewisse sprachkünstlerische Gestaltung aufweisen und somit die Forderung nach Poetizität als Kriterium zur Unterscheidung von nicht-literarischen Texten erfüllen.¹⁰ So bestehen diese Reiseberichte in unterschiedlicher Ausprägung aus narrativen oder landeskundlich-deskriptiven Elementen, einige enthalten philosophische oder religionspolitische Passagen und in manchen finden sich sogar Reflexionen des Verfassers über seinen Schreibprozess.¹¹ Durch die Ausweitung des Literaturbegriffs gerieten schließlich auch bislang als Gebrauchsliteratur (wie z.B. Gesandtschaftsbericht oder Kaufmannsbuch) abgewertete Reisebeschreibungen anhand der Bezeichnung (historischer) Reisebericht in den Blick der literaturwissenschaftlichen Forschung.¹²

Zur Textsorte historischer Reisebericht gehören auch die tagebuchartigen Aufzeichnungen des Basler Arztes Thomas Platter d.J., in denen er seine Reisen gegen Ende des 16. Jh. (1595 – 1600) durch Frankreich, Spanien, die Niederlande und England beschrieb. Dieses frühneuzeitliche Reisetagebuch ist Gegenstand der vorliegenden Untersuchung.

⁶ Vgl. Voß, 2016, S. 3.

⁷ Brenner, 1989a, S. 9.

⁸ Ders., 1990, S. 1.

⁹ Ders., 1989a, S. 7.

¹⁰ „Poetizität ist notwendiges und hinreichendes Merkmal zur Unterscheidung literarischer Texte von nicht-literarischen, also genau jene Eigenschaft oder Klasse von Eigenschaften, die allen literarischen Texten zukommt und allen nicht-literarischen abgeht.“ Rühling, 2005, S. 38.

¹¹ Vgl. Hupfeld, 2007, S. 21.

¹² Vgl. Wolf, 1989, S. 81 – 116. Einen Überblick über die Forschungstraditionen zur Gattung Reisebericht liefern Brenner, 1990; Moraw, 1992, S. 113 – 139; Klein, 1993; Zimmermann, 2002, Voß, 2016, S. 3 – 8.

1.2 Fragestellung, Ziel und Methode

Im Zentrum dieser Arbeit steht die Frage, wie die Bevölkerungen Frankreichs, Spaniens, der Niederlande und Englands um 1600 im Reisebericht des Thomas Platter d.J. dargestellt werden. Der Fokus der Untersuchung liegt insbesondere auf der literarischen Repräsentation der Mentalität(en) und Kultur(en) der Bewohner der bereisten Länder.

Das Ziel des vorliegenden Forschungsvorhabens ist es zum einen zu analysieren, welche literarischen Fremdbilder und Narrative von den Franzosen, Spaniern, Niederländern und Engländern im Reisebericht sprachlich formuliert bzw. literarisch konstruiert werden. Zum anderen sollen diese Fremdbilder und Narrative nicht nur ermittelt, sondern in ihrer Abhängigkeit von der Perspektive ihres Verfassers interpretatorisch kommentiert werden. Um sich dem Reisetagebuch des Thomas Platter d.J. angemessen zu nähern, bedarf es jedoch zuerst einer grundsätzlichen Erörterung der Frage, wie die Textsorte (historischer) Reisebericht als Quelle bzw. als Text zu bewerten ist.

1.2.1 Zum Charakter der Darstellung fremdkultureller Wirklichkeiten im Reisebericht

Man darf nicht annehmen, dass die Verfasser solcher Berichte mit ihrer Beschreibung der fremden Kulturen in der Lage gewesen seien, eine wahrheitsgetreue Wiedergabe der Wirklichkeit vorzunehmen. Zunächst ist festzuhalten, dass die schriftliche Darstellung einer Fremdkultur allenfalls als deren textliche Repräsentation anzusehen ist und nicht mit einer korrekten Erfassung der fremdartigen Realität gleichgesetzt werden kann. Solche „Repräsentationen des Fremden [liefern] nie photographisch exakte Bilder, sondern immer durch vorgängige Wahrnehmungsraster gebrochene Konstrukte [...]“.¹³ Die schriftliche Darstellung einer Fremdkultur basiert zuerst auf ihrer Wahrnehmung, die ihrerseits an bestimmte Bedingungen gebunden ist. Die Fremde wird immer „vor dem Hintergrund und durch den Blickwinkel mitgebrachter und internalisierter Deutungsmuster gesehen.“¹⁴ Abgesehen von etwaigen philosophischen Problemen, die man angesichts des Themas Erkenntnis der Wirklichkeit erörtern könnte¹⁵, sind als

¹³ Osterhammel, 1989, S. 31.

¹⁴ Berger, 1993, S. 7.

¹⁵ Einen kurzen Überblick über ethnologisches Verstehen als erkenntnistheoretisches Problem liefert Hupfeld, 2007, S. 44 – 47.

wichtigste Parameter dieses „Blickwinkels“ zum einen individuelle Merkmale des Verfassers wie sozialer Status, Bildungs- bzw. (Vor)wissensstand und auch Aspekte des Charakters wie Neugier, Begeisterungsfähigkeit oder persönliche Interessen zu nennen.¹⁶ Zum anderen sind die Wahrnehmungsmöglichkeiten und Verstehensvoraussetzungen des Individuums durch Denkmuster der Herkunftskultur geprägt. So konnte u.a. allein die Zugehörigkeit zu einer bestimmten religiösen Konfession die Wahrnehmungsperspektive entscheidend prägen.¹⁷ Peter J. Brenner verweist in diesem Sinne auf die „mentalitätsgeschichtlichen Dispositionen, die in die Wahrnehmung und Beschreibung von erfahrener Wirklichkeit eingehen“¹⁸, und Herbert Grabes macht deutlich, dass „Reiseberichte ebenso sehr Zeugnisse epochenspezifischer, nationaler, schichtenspezifischer und auch individueller Beurteilungsnormen der realiter oder fiktional Reisenden bzw. der Autoren“¹⁹ darstellen.

Eine weitere Komponente, die den Wahrnehmungs- und Darstellungsprozess steuert, sind die Intentionen des Reisenden. Der Zweck der Reise wirkt sich auf die Beobachtungen oder Betrachtungsweisen der reisenden Individuen aus und nimmt Einfluss auf die Berichterstattung: „Die Interessen und Intentionen des Reiseberichtautors stecken – ebenso wie etwa die kulturellen Denkmuster der jeweiligen Epoche [...] - die Grenzen der Wahrnehmung und späteren Darstellung der Fremden ab.“²⁰

Somit bestehen bei der Textsorte historischer Reisebericht zwei konstitutive Ebenen nebeneinander.²¹ Die erste ist die pragmatische Ebene, die den Wert des Textes als historische Quelle markiert. Dazu gehören die konkrete Funktion des Textes, der zum Beispiel ein Führer für die deutschsprachigen Pilger nach Santiago de Compostela sein will wie der Reisebericht *Die walfart und straß zu sant Jakob* (1495) des Hermann Künig von Vach. Neben der konkreten Funktion des Reiseberichts sind zur pragmatischen Ebene auch die Inhalte, die faktische Informationen liefern, zu zählen.

Die zweite Ebene von Reiseberichten ist die literarisch-ästhetische. Bei der Analyse darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die beschriebene Realität durch ihren sprachlich-literarischen Ausdruck eine Deutung erfährt. Da historische Reiseberichte, wie oben erörtert wurde, auch ein Zeugnis des komplexen Prozesses der Erfahrung der

¹⁶ Vgl. Brenner, 1989b, S. 27; Hupfeld, 2007, S. 28f.

¹⁷ Vgl. Hupfeld, 2007, S. 29 – 31.

¹⁸ Brenner, 1990, S. 29.

¹⁹ Grabes, 1996, S. 39.

²⁰ Hupfeld, 2007, S. 33.

²¹ Zu den zwei konstitutiven Ebenen von Reisebeschreibungen vgl. Gutiérrez Koester/García-Wistädt, 2021, S. 25f.

Fremde liefern, müssen bei ihrer Interpretation Vorstellungen beachtet werden, die sich durch die Ausgangskultur der Verfasser, ihrer literarischen Vorbildung oder ihrer Erwartungen an die Fremde konstituieren.²² Hier sei auch an Ernst Blochs Erkenntnis erinnert, wonach man sich stets mitnimmt, wohin man geht.²³ Eine unvoreingenommene Sicht des Fremden findet sich kaum, „das Bewusstsein der Autoren ist weitgehend noch befangen im Vorgegebenen“, so dass „der Reisende nur sieht, was er sehen will“²⁴ oder – das sei hinzugefügt – sehen kann.

Es muss betont werden, dass es sich bei der sprachlichen Gestaltung der Erfahrung der Fremde und der ihr immanenten Deutung um literarische Konstrukte²⁵ und eben nicht (nur) um historische Fakten handelt. Die Wahrnehmung des Fremden ist durch die Eigenkultur des Verfassers, seiner literarischen, politischen und sozialen Verortung vorbestimmt²⁶, die zu Konstrukten in der sprachlichen Gestaltung führt:

„Die eigenkulturelle Determiniertheit des reisenden Individuums, wie etwa seine religiösen Vorstellungen, seine Teilhabe an einer bestimmten gesellschaftlichen Mentalität sowie an spezifischen historischen Prozessen, prägte das Bild, welches es von der Fremdkultur entwarf.“²⁷

An diesen Konstrukten lässt sich zwar kein wahres Bild der Realität ablesen, aber sie sagen wohl einiges über den Horizont des Verfassers selbst aus.²⁸ Die Art, wie die wahrgenommene Fremde dargestellt bzw. sprachlich konstruiert wird, wurzelt also in der persönlichen Verortung des Verfassers. Demzufolge unterliegt die Niederschrift der Reiseerlebnisse auch immer einem Auswahlprozess und vermittelt, was der Verfasser für erwähnenswert oder vernachlässigbar hielt. Dabei ist zudem vorstellbar, dass er mögliche Leseerwartungen an den Text während des Schreibprozesses zu berücksichtigen versuchte²⁹ oder sich sogar aus Furcht vor der Skepsis seiner Leserschaft einer Selbstzensur unterzog³⁰. Bei der sprachlichen Gestaltung der Reisebeschreibung ist es auch möglich, dass der Verfasser über die eigene Anschauung hinaus bereits bestehende

²² Vgl. ebd.; zur Rolle von Erwartungen der Reisenden vgl. Hupfeld, 2007, S. 34f.

²³ Vgl. Bloch, Ernst, 1973, S. 20, zitiert nach Wolf, 1991, S. 196.

²⁴ Wolf, 1991, S. 214.

²⁵ Vgl. Simon, 1991, S. 179.

²⁶ Vgl. Wolf, 1991, S. 196.

²⁷ Hupfeld, 2007, S. 26.

²⁸ Vgl. Wolf, 1991, S. 198.

²⁹ Vgl. Hupfeld, 2007, S. 35 – 38.

³⁰ Vgl. Simon, 1991, S. 179.

Beschreibungen der von ihm thematisierten Fremde rezipiert, somit von anderen Autoren gestaltete Wahrnehmungen in seinen Text integriert.³¹

Durch die literarisch-ästhetische Ebene erfährt die pragmatische eine Art Filterung: „Diese Filterung ist die Stelle, an der Vorurteile, Klischees und Assimilation an bestehende Weltbilder mit der pragmatischen Information verbunden und durch den Anspruch auf Wahrhaftigkeit in den Rang von Tatsachen erhoben werden“³² bzw. erhoben werden sollen. Dabei kann es u.a. zu einseitiger Darstellung, zu Übertreibungen, zu übermäßig positiven oder negativen Urteilen oder auch teilweisen bzw. völligen Missdeutungen in der Darstellung kommen. Somit stellen Reiseberichte kein Narrativ der Wirklichkeit, sondern immer eine „Verzerrung“³³ der fremdkulturellen Realität dar.

Die gemachten Aussagen über die Fremde sind für gewöhnlich aber auch keine bloße Erfindung der Verfasser solcher Reiseberichte. Durch die beschriebene Filterung kann die Beschreibung der wahrgenommenen Fremde sich der Wirklichkeit annähern oder auch davon entfernen. Im Rahmen dieser Untersuchung wird daher die These vertreten, dass die Darstellung fremdkultureller Wirklichkeiten in historischen Reiseberichten als literarisch konstruierte Narrative zwischen Fiktion und Realität zu verorten ist, auch wenn die Verfasser redlich um Authentizität bemüht gewesen sein sollten. Der Konditionierung ihrer Fremdperspektive konnten sie sich selbst bei aller Anstrengung nicht völlig entziehen.

1.2.2 Gang der Analyse

Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es zu analysieren, mit welchen Narrativen Thomas Platter d.J. die Bevölkerungen der von ihm bereisten Länder in seinem Reisebericht darstellte, oder anders gesagt, welche Fremdbilder er von den Menschen, ihrer Mentalität und Kultur zeichnete. Nach einem Blick auf die bisher geleistete Forschung zum Reisebericht des Thomas Platter d.J. muss daher angesichts des eben besprochenen Spannungsverhältnisses von pragmatischer und literarisch-ästhetischer Ebene eines Reiseberichts zuerst der eigenkulturelle Horizont des Verfassers und die davon präfigurierte Fremdperspektive thematisiert werden.

³¹ Vgl. Gutiérrez Koester/García-Wistädt, 2021, S. 26.

³² Ebd.

³³ Hupfeld, 2007, S. 33.

Des Weiteren gilt es den Grund, Zweck und die Art der Reise sowie die intendierte Funktion und Intention des Reisetagebuchs zu klären.³⁴ Dabei ist es auch notwendig, das Reisetagebuch in seiner Entstehung und Sprache sowie die von Platter neben seinen persönlichen Aufzeichnungen benutzten schriftlichen Quellen und ihre Bedeutung für die Rezeption des Reisetagebuchs kurz vorzustellen.

Im Hauptteil der Arbeit werden die Narrative und Fremdbilder, die Thomas Platter d.J. in seinem Reisebericht von den Franzosen, Spaniern, Niederländern und Engländern zeichnete bzw. literarisch konstruierte, präsentiert und kritisch kommentiert. Im Fokus der Untersuchung steht die Frage nach Mentalität, Charaktermerkmalen sowie der Kultur unter Aspekten wie Kunst, Glaubensvorstellungen, Festivitäten oder auch Gastronomie. Die Analyse gliedert sich dabei in Kategorien wie „Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung“ und „Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen“ mit entsprechenden Unterkategorien. Diese Fremdbilder müssen aus dem Text extrapoliert werden, da der Verfasser nur in seltenen Fällen Aussagen traf, mit denen er direkt auf bestimmte Schichten der Bevölkerungen Bezug nahm. Dabei sind immer auch mögliche direkte oder indirekte Wertungen des Verfassers von besonderem Interesse.

Eine Rolle bei der Analyse spielt des Weiteren die Frage nach der vom Verfasser bei der Niederschrift getroffenen Auswahl, also worauf sich der fremde Blick konzentrierte und was ausgespart oder vernachlässigt wurde. Zudem werden Erkenntnisse der historischen Forschung einbezogen, um die Konstrukte oder Bilder in ihren historischen Kontext entsprechend einzubetten. Entsprechend wird den eigentlichen Textanalysen jeweils eine knappe Darstellung der länderspezifischen historischen Gegebenheiten im 16. Jahrhundert vorangestellt. Dass für eine historische Verortung von Frankreich, Spanien, den Niederlanden und England – neben den politischen – insbesondere religiöse Aspekte eine wichtige Rolle spielen, deuten Gesamtdarstellungen zur europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit schon in der Betitelung unter dem Schlagwort „konfessionelles Zeitalter“³⁵ an.

Im Schlusskapitel wird ein zusammenfassender kursorischer Vergleich der Narrative über die verschiedenen Bevölkerungen bzw. Bevölkerungsgruppen angeboten und schließlich noch der Frage nachgegangen, welche Aussagen aufgrund des Reisetagebuches über den Verfasser Thomas Platter d.J. und seinen kulturellen Horizont

³⁴ „Entscheidend für die Gestaltung des frühneuzeitlichen Reiseberichts ist demnach die vom Autor intendierte Rezeption.“ Wolf, 1991, S. 214

³⁵ Vgl. Klueting, 2007; Brendle, 2015.

selbst getroffen werden können. Abschließend soll noch angedeutet werden, welche Wege eine weitere Erforschung des Reiseberichts von Thomas Platter d.J. gehen könnte.

Für die Textanalyse liefert die kritische und kommentierte Edition der Originalquelle von Rut Keiser aus dem Jahr 1968 die Grundlage³⁶. Kürzere wörtliche Wiedergaben der Edition werden im fortlaufenden Text in Anführungszeichen gesetzt und mit einfacher Seitenangabe versehen. Längere Zitate aus dem Reisetagebuch des Thomas Platter d.J., die zur Veranschaulichung angeboten werden, um u.a. zu zeigen, worauf der Autor gesteigerten Wert legte oder was ihn besonders faszinierte, werden im fortlaufenden Text abgesetzt und ebenfalls mit einfacher Seitenangabe markiert.

1.3 Der Reisebericht von Thomas Platter d.J. in der Forschung

Der Reisebericht des Thomas Platter d.J. ist von der bisherigen Forschung nur in sehr geringem Maße behandelt worden. Dies ist insofern überraschend, da vollständige Editionen des Textes sowohl in deutscher, in französischer als auch in der niederländischen Sprache vorliegen.³⁷ Eine komplette englische Edition gibt es bislang nicht. Nur die Teile des Reiseberichts, die von der Reise nach England handeln bzw. den Studienaufenthalt in Montpellier thematisieren, wurden ins Englische übertragen.³⁸

Forschungsarbeiten, die sich zumindest cursorisch mit dem gesamten Reisebericht des Thomas Platter d.J. beschäftigen, lieferte Rut Keiser, die Herausgeberin der Quelle, selbst. In *Aus dem Tagebuch von Thomas Platter d.J.* (1963) stellte sie den Reisebericht erstmals unter Aspekten wie u.a. Zeitgeschichte im Spiegel des Tagebuchs, Begegnungen mit großen Persönlichkeiten, Universitäten und Studentenleben, Gewerbe und Handel sowie Konfessionen vor.³⁹ In *Akademische Oekumene um 1600 im Spiegel des Reisetagebuches des jüngeren Thomas Platter aus Basel 1595–1600* (1968) untersuchte sie den Text unter der Fragestellung nach der Wanderbewegung der jungen Studentengeneration um 1600.⁴⁰ Nicht zuletzt in ihrer Einleitung zur kritischen Edition des Reiseberichts (1968) lieferte sie wertvolle Hinweise zum Autor, seinen Quellen sowie

³⁶ Keiser, 1968a.

³⁷ Vgl. Hecht, 1929; Keiser, 1968a. Zur kompletten Übertragung ins Französische vgl. Le Roy Ladurie, 2000. (Ältere französische Teileditionen aus dem 19. Jahrhundert können daher vernachlässigt werden.) Auf dieser französischen Ausgabe basiert die Übersetzung ins Niederländische. Vgl. Le Roy Ladurie, 2003.

³⁸ Vgl. Williams 1937; Jenett, 1963; Razzell, 1995.

³⁹ Vgl. Keiser, 1963.

⁴⁰ Vgl. Dies., 1968b.

zur Gestaltung und Inhalt des Reiseberichts.⁴¹ In der Einleitung zur französischen Übersetzung zeichnete Emmanuel Le Roy Ladurie den Reiseweg Platters nach und versah ihn mit historischen Kommentaren.⁴²

Darüber hinaus wurden nur einzelne Teile des Reiseberichts unter spezifischen Fragestellungen behandelt. Da sich bei Thomas Platter d.J. die erste bisher bekannte Schilderung des berühmten Globe Theatres in London findet, wurden seine Kommentare im Kontext der Erforschung des Elisabethanischen Theaters behandelt.⁴³

Ein weiterer Schwerpunkt der geleisteten Forschung lag auf der Analyse der Reise nach Spanien. In *Hispania descripta. Von der Reise zum Bericht* (2004) bezog sich Holger Kürbis an zahlreichen Stellen seiner umfassenden Analyse der deutschsprachigen Reiseberichte über Spanien aus dem 16. und 17. Jahrhundert auf das Reisetagebuch.⁴⁴ Lorena Silos betrachtete in „*Durch den schönsten, ebenen, breiten, sauberen Weg nach Barseelona kommen.*“ *Los cuadernos del viaje a España de Thomas Platter* (2011) den Reisebericht unter dem Aspekt einer epochentypischen antikatholischen Narration protestantischer Provenienz.⁴⁵ Im Rahmen der Anthologie *Bis an den Rand Europas. Spanien in deutschen Reiseberichten vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (2011) stellte Eckhard Weber in *Pilger, Räuber, Heiden und Ketzermeister. Spanienbilder in Texten deutscher Reisender an der Wende zur Neuzeit (15./16. Jahrhundert)* einige der im Reisebericht aufscheinenden Bilder über Spanien vor. Vom selben Autor liegen ebenso Untersuchungen zur Darstellung Kataloniens in „*Von dem königreich Hispanien unndt sonderlich der grafschafft Catalunia.*“ *Katalonien des späten 16. Jahrhunderts aus der Sicht eines Schweizer Bildungsreisenden: Die Reiseaufzeichnungen des Basler Mediziners Thomas Platter d.J. (1595-1600)* (2017) sowie zur Gestaltung der Frauenbilder in *Von Damen- und Weibsbildern. „Frauenskizzen“ im Reisetagebuch Thomas Platters d.J.* (2021) vor.⁴⁶ Unter dem Aspekt der Raumerfahrung behandelte Reinhold Münster in *Raum – Reise – Sinn. Spanien in der Reiseliteratur* (2017)⁴⁷ den Besuch der Pilgerstätte Montserrat durch Thomas Platter d.J.

⁴¹ Vgl. Dies., 1968a.

⁴² Vgl. Le Roy Ladurie, 2000, S. 7-53. Von Le Roy Ladurie liegt auch eine Monografie über die Familie Platter vor, die sich v.a. mit sozio-politischen Fragen beschäftigt und in erster Linie auf den Lebensbeschreibungen des Vaters und Bruders von Thomas Platter d.J. beruht. Vgl. ders., 1998.

⁴³ Vgl. Schanzer, 1956; Egan, 2000, Bryson, 2009, Matt, 2010.

⁴⁴ Vgl. Kürbis, 2004.

⁴⁵ Vgl. Silos, 2011.

⁴⁶ Vgl. Weber, 2011; ders., 2017; ders., 2021.

⁴⁷ Vgl. Münster, 2017.

Eine breiter angelegte Gesamtbearbeitung des Reiseberichts des Thomas Platter d.J. fehlt bisher und soll nun unter dem Fokus auf die literarisch konstruierten Fremdbilder bzw. Narrative über die Bevölkerungen der von ihm bereisten Länder vorgelegt werden.

1.4 *Es bekame mir gar seltsam für*: Der fremde Blick Thomas Platters d.J.

Eine in der einen oder anderen Form häufig wiederkehrende Formulierung Thomas Platters d.J. bei der Wahrnehmung und Darstellung der fremdkulturellen Wirklichkeiten, mit denen er sich auf seiner Reise konfrontiert sah, lautet: „Es bekame mir gar seltsam für.“ (330) Allein aus diesen Worten wird deutlich, dass dem Verfasser des Reiseberichts oft Impressionen des Fremden, Unbekannten und Neuen begegneten, die er mitunter nicht immer problemlos einzuordnen bzw. zu deuten wusste. Thomas Platter d.J. wurde auch attestiert, dass sein Blick auf die bereisten Länder trotz aller Bemühungen um Neutralität nicht objektiv gewesen sei.⁴⁸ Dies ist grundsätzlich richtig, denn wie bereits angesprochen ist die Darstellungen einer fremden Kultur, die man in spätmittelalterlichen Reiseberichten findet, an die Perspektive des fremden Blicks gekoppelt und niemals objektiv. Die Konstruktion des Fremdbildes entsteht somit „immer aus dem Wahrnehmungshorizont des Eigenen“⁴⁹: „Es gibt ein [...] als eigenes interpretiertes System, dem der Betrachter des ‚Fremden‘ [...] angehört [...] und aus dessen Perspektive er ein anderes System, sei es ein Individuum oder eine soziale Gruppe, als Fremdes identifiziert [...]“.⁵⁰

Die Basis des fremden Blicks stellt somit die Eigenkultur dar, wie z.B. „Sprache, kulinarische, vestimentäre, religiöse oder politische Kodes.“⁵¹ Bei der Analyse von historischen Reiseberichten und der dort konstruierten Fremdbilder muss daher die kulturelle Verortung des Autors berücksichtigt werden. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, welche sozio-politischen, historischen und kulturellen Hintergründe den Blick des jungen Reisenden aus Basel auf die ihm fremden Länder aller Wahrscheinlichkeit nach beeinflusst haben.

Da Reisetypus und Intention des Berichts ebenso Einfluss auf die Wahrnehmung und Darstellung fremdkultureller Wirklichkeiten nehmen, muss des Weiteren geklärt werden,

⁴⁸ Vgl. Silos, 2011, S. 37f.

⁴⁹ Krümmer, 2005, S. 27.

⁵⁰ Titzmann, 1999, S. 91.

⁵¹ Krümmer, 2005, S. 26.

aus welchem Anlass Thomas Platter d.J. seine Reise unternahm und welche Absichten er mit der schriftlichen Darstellung der Reise verfolgte.

1.4.1 Thomas Platter d.J.: Eine biografische Skizze

Über das Leben des Thomas Platter d.J. ist wenig bekannt. Wenn man die einschlägigen biografischen Nachschlagewerke zu Rate zieht, findet man nur karge Daten. Etwas mehr zur Biografie lieferte die Herausgeberin seines Reisetagebuches in ihrer Einleitung.⁵²

Demnach ist Thomas Platter d.J. 24.7.1574 in Basel geboren sowie auch dort am 4.12.1628 gestorben und war der zweite Sohn von Thomas Platter d.Ä. (um 1500 – 1582) aus zweiter Ehe. Dessen Sohn aus erster Ehe, Felix Platter (1536 – 1614), übernahm nach dem Tod des Vaters die Erziehung seines weit jüngeren Halbbruders. Thomas Platter d.J. besuchte erst die Lateinschule und studierte ab 1590 an der Basler Universität, wo er 1593 *Baccalaureus artium* und 1595 Magister der freien Künste wurde. Finanziert durch seinen Bruder Felix begann er 1595 in Montpellier das Studium der Medizin, das er 1597 als *Baccalaureus* abschloss. Bis 1600 unternahm er seine im Reisebericht beschriebene Grand Tour durch Frankreich, Spanien, die Spanischen Niederlande und England. Wieder zurück in Basel wurde er am 10. April 1600 schließlich zum Doktor der Medizin promoviert. Im Anschluss praktizierte er in Basel als Arzt, heiratete 1602 und übernahm nach dem Tod seines Bruders Felix 1614 dessen Professur für Anatomie und Botanik an der Basler Universität. 1625 wurde er schließlich auf den Lehrstuhl für praktische Medizin berufen.

Thomas Platter d.J. war der Sohn eines sozialen Aufsteigers, der es als armer Bergbauer geboren, vom „Walliser Geißbub“⁵³ bis zum hoch angesehenen Leiter der Basler Lateinschule gebracht hatte. Sein Bruder Felix, der im Laufe seines Lebens ein enormes Vermögen anhäufte, war Professor für Medizin, sechsmaliger Rektor an der Basler Universität und Ratsherr der Stadt Basel. Thomas Platters d.J. Sohn Felix Platter (1605 – 1671) wirkte in Basel als Doktor der Medizin, Professor für Logik und schließlich Professor für Physik. Sein zweiter Sohn Franz (1609 – 1676) war als Doktor der Rechte in Basel tätig.

⁵² Zu den folgenden biografischen Angaben vgl. Baechtold, 1888; Keiser, 1968a, S. VII – IX; Bonjour, 2010; Koelbing, 2010; Pastenaci, 2010a und b.

⁵³ Loetscher, 2003, S. 11.

Somit war Thomas Platter d.J. Spross einer Familie, die es durch Bildung zu einer enormen Verbesserung ihrer sozialen wie ökonomischen Situation gebracht und in die höchsten Kreise des Basler Bürgertums aufgestiegen war.⁵⁴ Der Autor des Reiseberichts war ein humanistisch und akademisch sehr gebildeter Patrizier und Teil der Elite der Basler Bürgerschaft. Religiös bekannten sich er und seine Familie zur reformierten Kirche nach der Provenienz des Schweizer Reformators Huldrych Zwingli. Wichtige Konstituenten für seinen Blick auf die Fremde sind damit sein hoher Bildungsgrad, seine Zugehörigkeit zu einer ökonomischen wie sozialen bürgerlichen Elite aus Basel mit entsprechendem bürgerlichem wie politischem Selbstbewusstsein sowie seine protestantische Verortung in religiösen Fragen. Es bleibt im Folgenden noch kurz den politischen Charakter der Schweizer Eidgenossenschaft sowie die reformatorischen Besonderheiten der Schweiz zu skizzieren.

1.4.2 Die Schweiz als Willensnation

In der Schweiz bildete sich gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts ein frühes Nationalbewusstsein heraus, das „politisch als Abwehr österreichisch-habsburgischer Geltungsansprüche und kulturell als transnationales Phänomen eines modernen, von Feudalgegebenheiten unabhängigen Länderverständnisses der humanistischen Elite“⁵⁵ gedeutet werden kann. Somit ist die Geschichte der Schweiz auch die Geschichte der Loslösung von den (katholischen) Habsburgern samt ihrem imperialen Herrschaftsanspruch.

Die Erzählungen um Wilhelm Tell komplettieren das Bild einer Schweiz, deren Selbstverständnis ganz besonders mit dem Unabhängigkeitskampf gegen die habsburgische Herrschaft verbunden ist. Laut Schweizerischem Nationalmythos vereinigten sich im Jahr 1291 die Kantone Uri, Schwyz und Nidwalden und konstituierten sich durch den sogenannten Rütlichschwur zu einer „Willensnation“⁵⁶, der sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr Regionen bzw. Kantone anschlossen, die Adels herrschaft abschüttelten, neue politische Selbstbestimmungsrechte erwarben und sich im Helvetischen Bund vereinten. In der Version Friedrich Schillers, in seinem Drama

⁵⁴ Le Roy Ladurie zeichnet die Geschichte des sozialen Aufstiegs der Familie Platter ausführlich nach. Vgl. Le Roy Ladurie, 1998.

⁵⁵ Kreis, 2011, S. 2.

⁵⁶ Vgl. ebd., S. 5.

Wilhelm Tell, lautet dieser legendäre Schwur folgendermaßen:

*Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.*⁵⁷

Friedrich Schillers dramatisierte Darstellung dieses Gründungsmythos ist sicher nicht historisch, aber sie trägt im Kern das Konzept der helvetischen Willensnation, wie es sich historisch entwickelte, nämlich als Bekenntnis zu einer gemeinsamen bürgerlich geprägten Nation unabhängig der Ethnie, der Sprache oder der Religion. Überspitzt gesagt: Allein der Wille, dazugehören zu wollen, und der Vorsatz die Regeln des Bundes einzuhalten, waren ausreichend. Damit unterschied sich die Schweiz um 1600 deutlich von den anderen Ländern Europas jener Epoche.

1.4.3 Die Reformation in der Schweiz

Dieser Prozess der ideologischen Loslösung von der überkommenen Adels Herrschaft wurde von religiösen Neuerungen begleitet, die eine Menge politischen Sprengstoff lieferten, nämlich der Reformation.⁵⁸ Letztlich war eben sie der ultimative Angriff auf jegliche Vorstellungen von einer universellen, allgemeingültigen, allgemeinverbindenden katholischen Christenheit unter einer politischen Führung und Herrschaft.

Denkt man an die Reformation, denkt man an Martin Luther. Man denkt an 95 Thesen am Portal der Schlosskirche in Wittenberg, an das Verbot der Ablasslehre, an Luthers berühmtes „Hier steh ich nun, und kann nicht anders“ auf dem Reichstag zu Worms, an Junker Jörg und die Übersetzung der Bibel ins Deutsche. Denkt man an die Reformation, denkt man eben oft auch an Deutschland. Doch zumindest ebenso interessant, dabei oft radikaler und rebellischer⁵⁹, waren Ideen, die in der Schweiz diskutiert wurden.

In Genf war vor allem Johannes Calvin tätig, seine Lehren sollten aber weit über den Schweizer Raum hinausreichen. So wurden zum Beispiel die Hugenotten in Frankreich

⁵⁷ Schiller, *Wilhelm Tell*, 1960, S. 964.

⁵⁸ „Die Reformatoren der Schweiz waren stärker als die Wittenberger vom Humanismus beeinflusst und wollten die diesseitige Welt verändern. Politische sowie soziale Anliegen verbanden sich mit religiösen Forderungen.“ Schnyder, 2013, S. 1.

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 3, 8f.

stark von seinen Ideen motiviert, die Niederlande wurden calvinistisch, die preußische Dynastie der Hohenzollern waren Calvinisten, auch wenn ihre Untergebenen Lutheraner sein durften.⁶⁰

In Zürich und auch in Basel war besonders Huldrych Zwingli mit seinen Ideen von einer reformierten Kirche erfolgreich. Zwingli lehnte jegliche Sakramente ab, auch die der Taufe und des Abendmahls, was ihn von Luther unterschied.⁶¹ Aber auch Zwingli hatte Widersacher im Geiste. Einen seiner engsten Mitarbeiter, Felix Manz⁶², ließ er schließlich mit Hilfe der Züricher Ratsgerichtsbarkeit 1527 in der Limmat ersäufen, weil dieser nicht von der Lehre der Täufer und ihrer radikalen Kritik „an der religiös-sozialen Situation ihrer Zeit sowie vor allem an der in ihren Augen unheilvollen Allianz von Kirche und Obrigkeit“⁶³ ablassen wollte.

Es waren nicht nur reformatorische, sondern auch revolutionäre Zeiten. Viel von dem, was theologisch diskutiert wurde, hatte auch Folgen für die sozio-politischen Verhältnisse. Die Geschichte der Wiedertäufer in Münster um Jan van Leiden und seine Anhänger aus den Jahren 1534/35 sowie die Utopie vom Gottesstaat mag als Beispiel ausreichen.⁶⁴ Die religiösen Differenzen spielten in jener Epoche sicher eine entscheidende Rolle, was schon in der Vorrede des Verfassers des vorliegenden Reiseberichts zur Sprache kommt, wenn er sich in einer *captatio benevolentiae* dafür entschuldigt, dass er auch die „papistischen cerimonien, heiligthumben unndt, was zu ihrer religion dienet“ in seinem Reisebericht bedachte. Dies habe er nicht getan, weil er sie gutheiße, sondern ganz im Gegenteil, damit „ein verstendiger reformierter leser darauß könne abnehmen, wie sie die zergänglichen sachen den ewigen, die unnottwendigen unndt verbottenen den zur selikeit nottwendig unndt erlaubten weit vorsetzen.“ (6)

Zusammenfassend kann also gesagt werden: Der Kulturkreis, aus dem sich der Bildungsreisende im Januar 1595 aufmachte, unterschied sich politisch, religiös und historisch in unterschiedlichem Maße, aber mitunter sehr stark von dem, was er schließlich in Frankreich, Spanien, den Niederlanden und England vorfinden sollte. Man darf bestimmt davon ausgehen, dass die Sicht von Thomas Platter d.J. auf die von ihm bereisten Länder davon nicht unberührt blieb, sondern dass sein Blick vielmehr erheblich

⁶⁰ Vgl. Klueting, 2007, S. 209 – 261.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 157 – 164.

⁶² Vgl. Jecker, 2008.

⁶³ Vgl. ders., 2012, S. 2.

⁶⁴ Vgl. Stupperich, 1955; Klueting, 2007, S. 212f.

durch seinen eigenen humanistischen und protestantischen Hintergrund eines akademisch gebildeten Großbürgers und Eidgenossen geprägt war.

1.4.4 Reiseanlass: Humanistische Bildungsreise

Bei der Deutung von historischen Reiseberichten muss man zudem beachten, aus welchem Anlass, die Reise unternommen wurde. Wer z.B. zum „Heidenkampf“ nach Spanien zieht, wird eine andere Wahrnehmung haben als ein Schreiber in diplomatischen Diensten oder ein Pilger ins Heilige Land. Allein daraus konnten entsprechend unterschiedliche Darstellungen folgen.

Die Reise des Thomas Platter d.J. unterscheidet sich hinsichtlich ihres Anlasses und des sozialen Hintergrundes des Reisenden von anderen Europareisen aus dem deutschsprachigen Kulturraum am Ende des 16. Jahrhunderts: Thomas Platter d.J. war weder von Adel noch im Fürstendienst unterwegs. Es ging ihm ebenso wenig um den Besuch einer Pilgerstätte, den Erwerb von ritterlicher Ehre noch um das Abenteuer eines frühneuzeitlichen Söldners.

Thomas Platter d.J. entstammte vielmehr dem bürgerlichen Milieu einer humanistisch gebildeten Patrizierfamilie aus Basel und die Reise sollte der Fortführung seiner akademischen Studien und humanistischen Bildung durch Erfahrungen in der Fremde in für die Epoche so bedeutenden Ländern wie Frankreich, Spanien, die Niederlande und England dienen.⁶⁵ Der Verfasser selbst bezeichnete in der Vorrede seines Reiseberichts den Anlass seiner Reise als „die (curiositas) begirrt, was zeerekundigen unndt zulehnen, gleich als mein gewin“ (7) Nach seinen eigenen Worten stand bei seinem Unternehmen somit der Bildungsaspekt im Vordergrund.

Die Reise von Thomas Platter d.J. weist Ähnlichkeiten mit der ins Mittelalter zurückreichenden *peregrinatio academica* auf, wenn man darunter „alle ausbildungs- und studienbedingten Reisen ausserhalb [sic!] des Heimatlandes – unabhängig von der sozialen Zugehörigkeit der Studenten“⁶⁶ versteht. Abgesehen von dieser breiten Definition ist der Terminus aber problematisch, da das Wort *peregrinatio* heils- und religionsgeschichtlich aufgeladen ist und für gewöhnlich Pilgerfahrten bezeichnet, sodass von seiner Anwendung auf akademische Mobilität in der Frühen Neuzeit abgeraten

⁶⁵ Vgl. Kürbis, 2004, S. 51 – 66; Weber, 2011, S. 59.

⁶⁶ Asche, 2005, S. 15.

wird.⁶⁷ Insofern ist die Kategorisierung der Reise von Thomas Platter d.J. als *peregrinatio academica* wenig hilfreich.

Die Reise wurde auch als eine „große Bildungsfahrt“ nach dem Vorbild der „Grand Tour der Engländer“ gedeutet, wie sie in der Frühen Neuzeit von „Studenten des begüterten Bürgerstandes und des Adels“⁶⁸ gerne unternommen wurden. Die Hochphase solcher Reisen fällt aber ins 18. Jahrhundert und sie führten neben Frankreich, den Niederlanden, dem deutschen Reich, Österreich, mitunter auch Böhmen oder der Schweiz, vor allem nach Italien. Spanien hingegen war kein typisches Ziel einer Grand Tour.⁶⁹

In ähnliche Richtung weisen Einordnungsversuche, die hier einen Reisetypus sehen, der sich „in seinem äußeren Verlauf und zu großen Teilen auch in der inhaltlichen Ausrichtung an der adeligen Kavalierstour orientiert“.⁷⁰ Damit wird eine „Bildungsreise zum Erwerb wissenschaftlicher Kenntnisse, kavaliärsmäßiger Fähigkeiten als auch höfischer Umgangsformen“⁷¹ klassifiziert. Somit wäre die Reise des Thomas Platter d.J. ein Beispiel für eine den adeligen Kavalierstouren des 16. bis 18. Jahrhunderts vergleichbare Reise einer nichtadeligen Person aus dem deutschen Sprachraum.⁷²

Sowohl Grand Tour als auch Kavalierstour sind jedenfalls gängige Bezeichnungen für die „geschlechter- und standesspezifische Bildung junger Adliger und Patrizier“⁷³. Lässt man solche Kategorisierungsversuche einmal außer Acht, so zeichnet sicherlich der Bildungsaspekt, die Erfahrung des Fremden zum Zwecke der Wissensvermehrung und Ausbildung der Person, die Reise des jungen Baslers aus.

1.4.5 Intention des Reiseberichts

Seinen Reisebericht, dessen erster und letzter Eintrag auf den 16. September 1595 bzw. 15. Februar 1600 datieren, widmete Thomas Platter d.J. seinem älteren Bruder Felix und nennt auch selbst den Grund für die Aufzeichnung seiner Eindrücke und Erlebnisse.

⁶⁷ Vgl. Schuh, 2011, S. 25.

⁶⁸ Keiser, 1968a, S. XIII.

⁶⁹ Vgl. Tosi, 2020, S. 1f.

⁷⁰ Kürbis, 2004, S. 63.

⁷¹ Ebd., S. 51; umfassend zum Typus der adeligen Bildungsreise vgl. Voß, 2016, S. 13 – 19.

⁷² Vgl. zu den Charakteristika einer Kavalierstour und den Unterschieden zu vergleichbaren Reisen nichtadeliger Personen Kürbis, 2004, 51 – 66. Holger Kürbis selbst ist angesichts der „unbefriedigende[n] Begrifflichkeit dieses Reisetyps“ von seiner Definition nicht vollends überzeugt. Ebd. S. 63.

⁷³ Maurer/Hesse, 2011, S. 11.

Nach dem ich, (günstiger Leser), mein reiß von Basell in Franckreich, Spangien, Engellandt unndt Niederlandt, vermittelst göttlicher gnaden, meinem begeren nach vollendet unndt mein herr bruder mich nicht allein von jugendt auf erzogen, sondern auch in der frömbde allen nottwendigen umbkosten mir freywillig verehret unndt außgelegt hatt, habe ich zu aneignung eines danckbahren gemüts, rühmung seiner gutthaten, undt damit er im werck ettlichermaßen, wie ich in wehrender reiß mein zeitt angewendet und zugebracht, gespüren möge, dieselbige summariter in diese zwey bücher verfaßet unndt zesammen geschriben. (5).

Der Anlass für die schriftliche Niederlegung seiner Reiseerlebnisse war nach Platters eigener Aussage somit der Wunsch, der großen Dankbarkeit, die er gegenüber seinem Bruder empfand, Ausdruck zu verleihen. Dieser hatte ihn nicht nur von Kindheit an erzogen sowie sein Studium und seine Ausbildung zum Arzt ermöglicht, sondern auch die anschließende Bildungsreise finanziert.

Thomas Platter d.J. war nicht der einzige seiner Familie, der sich an der Schriftstellerei versuchte. Sowohl von der Hand seines Vaters Thomas Platter d.Ä. wie auch seines Bruders Felix Platter liegen autobiografische Schriften vor.⁷⁴ Wenn man es so bezeichnen will, dann entstammte er „im Hinblick auf frühneuzeitliche autobiographische Zeugnisse [...] einer äußerst schreibwütigen Familie“.⁷⁵

Platter begann mit der Endredaktion des Manuskripts am 1. August 1604 und schloss es am 1. Juli 1605 ab. Man darf annehmen, dass Thomas Platter d.J. unter einem erheblichen Druck bei der Abfassung seines Reiseberichtes stand. Zum einen musste er dem Vergleich mit den Schriften seines Vaters und älteren Bruders standhalten, zum anderen war es seine Intention zu zeigen, dass er die Bildungsreise zu nutzen gewusst hatte und die Reise als Vollendung seiner Studienzeit ein lohnendes Unterfangen gewesen war. Es ging ihm bei der Niederschrift des Reiseberichts wohl zum einen darum, sich in eine Familientradition einzureihen und seinem Bruder und Vater in schriftstellerischer Tätigkeit nicht nachzustehen.⁷⁶ Ein weiteres Motiv war gewiss, sich durch das schriftliche Zeugnis seiner Reise „mit dem Nimbus des Gereisten und Erfahrenen zu präsentieren“⁷⁷ und so Anerkennung zu erlangen. Als drittes Motiv kann die Niederschrift als eine bei humanistisch gebildeten Reisenden nicht unübliche Art der „Schreibübung“⁷⁸ im Sinne

⁷⁴ Vgl. Platter, Thomas, 1944; Platter, Felix, 1976.

⁷⁵ Kürbis, 2004, S. 66.

⁷⁶ Jörg Wettlaufer ist der Ansicht, dass Reiseberichte junger (adeliger) Autoren durch ihre Rezeption im familiären Umfeld zu einem Bestandteil dynastischer Identifikation wurden. Vgl. Wettlaufer, 2007, S. 363. Andrea Voß bezeichnet die Funktion solcher Reiseberichte entsprechend als „familiären Rechenschaftsbericht“. Voß, 2016, S. 6.

⁷⁷ Huemer, 2020, S. 91.

⁷⁸ Voß, 2016, S. 209.

einer Nutzbarmachung weiterer schriftlicher Quellen zum Zweck der „Aneignung und Reproduktion von Wissen durch seine Verschriftlichung und Wiederverwertung von Information“⁷⁹ angeführt werden.

So verfasste Thomas Platter d.J. einen fast tausendseitigen, hauptsächlich an seine Familie adressierten „Rechenschaftsbericht“ humanistischer Gelehrsamkeit, in dem er neben seinen persönlichen Erlebnissen auch andere schriftliche Quellen zu Rate zog und zahlreiche Aspekte wie Etymologie, Geschichte, Geografie, Ökonomie sowie Sitten und Bräuche etc. der bereisten Länder thematisierte. Zudem versah er seinen Text mit Illustrationen wie geografischen Karten oder Städtebildern und gelegentlich mit von eigener Hand angefertigten Skizzen.

1.5 Das Reisetagebuch: Quellen und Sprache

1.5.1 Quellen

Thomas Platter d.J. betonte, dass sein Wissen aus eigenen Erlebnissen oder glaubwürdigen Berichten stammte, die er während seiner Reise gesammelt und in tagebuchartigen Notizen festgehalten hatte. Er war aber um eine möglichst umfassende Darstellung der bereisten Länder bemüht, indem er über seine eigenen Beobachtungen hinaus auch andere mündliche sowie schriftliche Quellen zu Rate zog. In der Vorrede seines Berichts wies er selbst darauf hin und kündigte an, die zeitgenössische, grundlegende Literatur noch einbeziehen zu wollen.

Weil nun dieses werck [...] allein auß meiner gespunst ich zettlet unndt zesamen geweben hab, die ich auf der reiß selbst gesamblet, auch von fürnemmen unndt glaubwürdigen leüten theils mündtlich, theils schriftlich vernommen [...], so kann ich daßelbig woll aufthun undt anderst weben, sonderlich weil ich keine bücher [...], so zu einer grundtlichen beschreibung von nöten, noch nicht gelesen. Bin aber willens [...] auß denselbigen zelehrnen unndt nach unndt nach mein beschreibung darmitt ze verbessern. (6)

Allem Anschein hat er dies auch getan, denn für die Endfassung seiner Reisebeschreibung bediente er sich nachweislich anderer Quellen.⁸⁰ Thomas Platter d.J. erwähnte selbst einige Werke: Das 1571 zuerst erschienen, später aber vielfach aufgelegte *Theatrum orbis terrarum* von Abraham Ortelius, die *Relationi universali* von Giovanni Botero in der deutschen Ausgabe *Allgemeine Weltbeschreibung* von 1595 sowie die *Cosmografie*

⁷⁹ Huemer, 2020, S. 92.

⁸⁰ Vgl. Keiser, 1968a, S. XXII – XXV.

universelle de tout le monde von Francois de Belle-Forest von 1575. Letzteres Werk war eine Bearbeitung der *Cosmographie* von Sebastian Münzer, die Thomas Platter d.J. zwar nicht explizit benannte, deren Ausgabe von 1598 er aber sicherlich benutzt hatte, wie die Herausgeberin des Reiseberichts aufgrund von Text und Illustrationen versicherte. Daneben vermutete die Herausgeberin noch weitere Quellen, wie z.B. die *Civitatis orbis terrarum* von Georg Bruin und Franz Hogenberg (1577ff.), sodass sie mit einiger Berechtigung über Thomas Platter d.J. sagen kann: „Vieles hat er erfragt und vieles in irgendwelchen Kosmographien, Geschichtswerken und Reisebeschreibungen zusammengelesen.“⁸¹ Die Herausgeberin wies jedoch auch darauf hin, dass der Autor des Reiseberichts insbesondere bei allgemeinen Angaben wie z.B. zur Etymologie bestimmter Namen, zur Geschichte der Länder oder auch zu Sehenswürdigkeiten mancher Städte Informationen der Quellen übernahm.⁸² Daneben stehen in seinem Bericht meist deutlich unterscheidbar die persönlichen Eindrücke im Verlauf der Reise.⁸³

Der Reisebericht des Thomas Platter d.J. ist somit ein frühes Beispiel für die in der Reiseliteratur auch noch in späteren Zeiten⁸⁴ so verbreitete Gewohnheit, eigenes Erleben mit später Gelesenem zu kompilieren.⁸⁵ Durch dieses kompilatorische Vorgehen entstand ein Werk, das „in der Art damaliger Reisebeschreibungen, nur ungleich viel ausführlicher, mit Fleiß registriert, ‚waß denkwürdiges sich auf der gantzen reiß sich zugetragen unndt waß er an yedem ort fürnemmes gesehen hat‘.“⁸⁶

Thomas Platter beschrieb seine kompilatorische Arbeitsweise selbst und verglich sie mit dem Malen eines Gemäldes, das nach und nach Form annimmt.

Nicht zwar in meinung, ein außführlich werck auf dießmal daraus zemachen, sondern nur allein (gleich die mahler pflegen anfangs ihr (concept) fürhaben zeentwerfen, hernacher aber erst die farben aufzutragen, biß das gemähelel verfertigt) einfeltiger weiß in die federen zebringen, zu dem endt ich denn auch nur daß halbe papier überschriben, damit ich, so was ungereümppts darinn befunden werde, daßelbigen verenderen, auch wo ettwas von nöten, darvon unndt darzu thun könne.
(5)

⁸¹ Ebd., S. XV.

⁸² Vgl. Ebd., S. XXII-XXIII.

⁸³ Vgl. Kürbis, 2004, S. 66.

⁸⁴ Vgl. z.B. Raposo Fernández, 2008.

⁸⁵ Zum Thema Intertextualität in vormodernen Reiseberichten vgl. Huemer, 2020. Andrea Voß spricht in diesem Zusammenhang von „intertextueller oder kompilatorischer Anreicherung“. Voß, 2016, S. 203f. Reiseberichte, „in denen sich keine textuellen oder andere Spuren eingeschrieben hätten“, wurden sogar als „ideologische Chimären“ bezeichnet bzw. als „Spurenverwischer“ angeklagt. Pfister, 2006, S. 14.

⁸⁶ Keiser, 1968a, S. XV.

Da es im Rahmen dieser Arbeit darum geht aufzuzeigen, welche Fremdbilder Thomas Platter d.J. zeichnete bzw. mit welchen literarischen Konstrukten er die Bevölkerungen der bereisten Länder darstellte, kann die spezifische Abhängigkeit des Reiseberichts von den Quellen jedoch weitgehend vernachlässigt werden. Die Frage, aus welcher Quelle die eine oder andere Information stammte, steht im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zur Debatte. Der Grund für die kompilatorische Methode war sicher, eine möglichst umfassende Darstellung zu gewährleisten.⁸⁷ Gegenstand der Untersuchung ist das Endprodukt, also die Narrative, wie sie in der Reisebeschreibung aufscheinen.

Dennoch kann nicht ignoriert werden, dass einige der im Reisebericht den Bevölkerungen zugewiesenen Merkmale so oder in ähnlicher Form auch bei anderen Autoren zu finden sind. Die Charakterisierungen der Völker in den im 16. und 17. Jahrhundert recht zahlreichen ethnografischen Schriften reichen durch fleißiges Abschreiben zum Teil ins Mittelalter und mitunter bis in die Antike zurück, sodass einem Autor wie Thomas Platter d.J. theoretisch schon ein gewisser Fundus zur Verfügung stand. Zu beachten ist dabei, dass diese vermeintlichen Volkscharaktere im besten Fall eine höchst unsichere Basis in der Wirklichkeit hatten und als literarisch vermittelte Fiktionen zu betrachten sind. Manche dieser literarischen Fiktionen erwiesen sich als äußerst langlebig und kamen schließlich noch in den Völkertafeln des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck.⁸⁸ Wenn im Reisetagebuch solche in der ethnografischen Literatur kolportierten Charakterisierungen auftreten, wird daher kurz darauf hingewiesen. Da Thomas Platter d.J. seine Reisen tatsächlich unternommen hatte und nicht wie viele Autoren der ethnografischen Schriften nur „im Kopf“⁸⁹ bei der Lektüre in Bibliotheken, ist zudem davon auszugehen, dass er keine Elemente der ethnografischen Literatur in seinen Text integrierte, die seiner Wahrnehmung eklatant widersprachen.

1.5.2 Sprache

Thomas Platter d.J. verfasste seinen Text⁹⁰ auf Frühneuhochdeutsch⁹¹ mit dialektischem Einschlag aus den oberdeutsch-alemannischen Varietäten. So hat sich die nhd.

⁸⁷ „Daß [sic!] die Autoren aus verschiedenen Quellen abschreiben [...] ist meines Erachtens von zweitrangiger Wichtigkeit [...]. Auf diese Art und Weise vermitteln sie ihrer Leserschaft [...] ein möglichst vollkommenes Bild der Reise.“ Simon, 1991, S. 183f.

⁸⁸ Vgl. Stanzel, 1999b; Raposo Fernández, 2011.

⁸⁹ Stanzel, 1999b, S. 14.

⁹⁰ Vgl. zur Sprache Platters und zur Edition Keiser, 1968a, S. XXVIIIff.

⁹¹ Keiser schreibt „neuhochdeutsch“. Keiser, 1968a, S. XXVIII.

Diphthongierung (*schryben* > *schreiben*, *hûs* > *Haus*, *liut* > *Leute*) trotz einiger mundartlicher Einsprengsel (etwa das Diminutiv *-lîn* anstatt *-lein*) bereits weitgehend durchgesetzt. Auch die nhd. Monophthongierung ist fassbar (mhd. *uo* > *u*), auch wenn fraglich ist, „wie weit sich die Monophthongierung des mhd. *ie* auch in der Aussprache schon durchgesetzt hat“.⁹² Auf die Herkunft des Autors aus Basel verweist besonders die baslerische Entrundung *ö* > *e*, *ü* > *i* und *üe* > *ie* wie z.B. in *gewelbt* statt *gewölbt*, *dariber* statt *darüber* oder *grien* statt *grün*.⁹³ Die uneinheitliche Orthografie (so z.B. die Schreibweise von *undt* bzw. *unndt* manchmal sogar im selben Satz) ist „aus der damaligen sprachlichen Unsicherheit zu erklären“⁹⁴, also dem Mangel an verbindlichen Regeln in jener Epoche geschuldet.

Syntaktisch unterscheidet sich die Sprache des Reiseberichts mitunter erheblich vom Neuhochdeutschen des 21. Jahrhunderts und vor allem im Bereich der Lexik könnten sich für den heutigen Leser Verständnisschwierigkeiten ergeben. Wo es nötig erschien, werden daher vom Autor dieser Arbeit erklärende Kommentare angeboten.

Der Reisebericht des Thomas Platter d.J. ist sicher reich an kulturhistorisch interessanten Beobachtungen, aus künstlerisch-literarischer Sicht ist ihm aber mitunter die Qualität abgesprochen worden.⁹⁵ Dafür spricht eine nicht zu übersehene Wortarmut bei der Beschreibung fremder, befremdlicher oder auch faszinierender Phänomene, die der Autor sehr häufig schlicht als *seltzam* bezeichnet und über die er sich oft nur *verwundern* kann. Dagegen kann man jedoch einwenden, dass nüchterne und sachliche Darstellungen geradezu typisch für den humanistischen Stil der Epoche waren und nicht unbedingt nur einer mangelnden schriftstellerischen Fähigkeit des Verfassers geschuldet sein mussten.⁹⁶

⁹² Keiser, 1968a, S. XXVIII.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Ebd.

⁹⁵ So zum Beispiel bei der Herausgeberin des Reiseberichts selbst. Vgl. Keiser, 1968a, S. XIV-XV.

⁹⁶ Vgl. Wolf, 1991, S. 200.

2 Textanalyse

2.1 Die Reise durch Frankreich

2.1.1 Reiseziel und Reiseroute

Im 16. Jahrhundert war Frankreich durch Bürokratisierung und Zentralisierung der Territorialverwaltung im europäischen Vergleich schon besonders weit bei der Entwicklung hin zu einem frühneuzeitlichen Territorialstaat. Zudem war das französische Königtum mit einer erheblichen Machtfülle ausgestattet und verfügte somit über eine solide Herrschaftsbasis.⁹⁷ In der Regierungszeit von Franz I. (1515 – 1547) wurden die Grundlagen für die absolutistische Herrschaft des Königs gelegt. Durch die Hugenottenkriege in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vorübergehend in eine Krise geraten konnte sich der Absolutismus aber schließlich unter Heinrich IV. (1598 – 1610) weitgehend konsolidieren und im 17. Jahrhundert unter dem „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. (1643 – 1715) vollends entfalten.⁹⁸ Außerdem lässt sich bereits im 16. Jahrhundert die Ausbildung eines frühen nationalen Bewusstseins bei der Bevölkerung konstatieren, die sich bei allen partikularen Identitäten zunehmend als französisch begriff.⁹⁹

Das 16. Jahrhundert gilt zudem als die Epoche der französischen Renaissance und des Humanismus und damit der Grundlegung einer nationalen Kultur, was sich in den Bemühungen um eine Sprachreform oder auch um den Entwurf eigener Regeln für die Dichtkunst zeigte. Zwei der wichtigsten literarischen Werke der Zeit waren sicherlich die Margarete von Navarra zugeschriebene, nach dem Vorbild von Giovanni Boccaccios *Decamerone* gestaltete Novellensammlung *Heptaméron* (1558/59) und die *Essais* (1580) von Michel de Montaigne.¹⁰⁰

Außenpolitisch ist die französische Geschichte dieser Epoche geprägt vom Antagonismus zur Habsburger Dynastie, der sich in zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen v.a. in Italien und Flandern äußerte.¹⁰¹ Den Anspruch auf die Gleichrangigkeit mit dem römisch-deutschen Kaisertum betonte schon der Titel „allerchristlicher König“ (*roi tres chrétien*), mit dem sich die französische Krone

⁹⁷ Vgl. Brendle, 2015, S. 43ff.

⁹⁸ Vgl. Middell/Höpel, 1999, S. 55 – 78.

⁹⁹ Vgl. Hinrichs, 2014, S. 130f.

¹⁰⁰ Vgl. Hartwig/Stenzel, 2007, S. 40 – 44.

¹⁰¹ Vgl. Brendle, 2015, S. 43ff.; Hinrichs, 2014, S. 141 – 144.

schmückte.¹⁰² Spätestens mit der Wahl zum römisch-deutschen Kaiser von 1519, zu der auch der französische König Franz I. angetreten war, die aber der Habsburger Karl V. für sich entschied, begannen die Jahrzehnte andauernden politischen wie militärischen Konflikte zwischen Frankreich und den Habsburgern im römisch-deutschen Reich sowie in Spanien.¹⁰³

Die innere Entwicklung Frankreichs wird ab der Mitte des 16. Jahrhunderts durch die konfessionellen Spannungen bestimmt.¹⁰⁴ Von Genf aus breitete sich reformatorisches Gedankengut in Form des Calvinismus unaufhaltsam in Frankreich aus. Die französische Krone versuchte vergeblich durch harte Repressionen die Einheit der Kirche und damit ein zentrales Machtinstrument zu erhalten. Als schließlich Teile des französischen Hochadels den Calvinismus als geeignetes Mittel zur Manifestation politischer Selbstständigkeit gegenüber der katholischen Krone entdeckten, entluden sich die konfessionellen Konflikte in einem mehr als dreißig Jahre (1562 – 1598) dauernden blutigen Bürgerkrieg.¹⁰⁵

Berüchtigt ist v.a. die Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August 1572 geworden, in der auf Befehl der Königinmutter Katharina von Medici zunächst die führenden Hugenotten in Paris ermordet wurden. Die Mordaktion wuchs sich aber schnell zu einem landesweiten Pogrom gegen die Hugenotten aus, bei dem die beteiligten Massen sich zunehmend enthemmten und in einen wochenlangen Gewaltrausch hineinsteigerten. Allein in Paris wurden mindestens 3000 Menschen getötet und im Rest des Landes etwa 10 000.¹⁰⁶ Jedoch kannten die „Kämpfer Gottes“ auf beiden Seiten in den Religionskriegen kein Erbarmen, sodass die kollektive physische Gewalt nicht nur die Wirtschaft des Landes schwer schädigte, sondern auch das Alltagsleben prägte.¹⁰⁷

Erst durch das Edikt von Nantes (1598), mit dem der selbst vom Calvinismus zum Katholizismus konvertierte König Heinrich IV. den Hugenotten staatlich garantierte Sonderrechte gewährte, konnte das Land befriedet werden.¹⁰⁸ Jedoch wurden diese mit so hohem Blutzoll erkämpften Sonderrechte schon in der ersten Hälfte des 17.

¹⁰² Vgl. Brendle, 2015, S. 29.

¹⁰³ Vgl. ebd., S. 43ff.

¹⁰⁴ Vgl. Klüeting, 2007, S. 222 – 228.

¹⁰⁵ Vgl. Hinrichs, 2014, S. 145 – 147.

¹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 157; Klüeting, 2007, S. 226 nennt für Paris 2000 und in der Provinz 4000 – 6000 Mordopfer.

¹⁰⁷ Vgl. Hinrichs, 2014, S. 154 – 157.

¹⁰⁸ Vgl. Brendle, 2015, S. 95; Hinrichs, 2014, S. 163ff.

Jahrhunderts nach und nach revidiert und im Revokationsedikt von Fontainebleau (1685) endgültig aufgehoben.¹⁰⁹

Thomas Platters d.J. Frankreichreise gegen Ende des 16. Jahrhunderts war somit zum einen eine Fahrt durch ein von den feindlichen Auseinandersetzungen der Konfessionen schwer erschüttertes Land. Zum anderen handelte es sich aber auch um einen längeren Studienaufenthalt an der Universität von Montpellier, wo er sich am 17. Oktober 1595 als Medizinstudent immatrikulierte und am 22. März 1597 schließlich den Grad eines *Baccalaureus* der Medizin erhielt.¹¹⁰ Nach Beendigung seiner akademischen Studien wurde ihm das Recht zugesprochen, in Montpellier und Umgebung zu praktizieren. Platter begab sich daraufhin im April 1597 nach Uzès „auf die prattick“ (210) und hielt schließlich am 5., 6. und 10. Oktober 1598 wieder in Montpellier die zur Vollendung seiner Ausbildung nötigen Pflichtvorlesungen.¹¹¹

Aber schon während seiner Studienzeit in Montpellier und ebenso seiner Tätigkeit als praktischer Arzt in Uzès unternahm er zahlreiche botanische Exkursionen in die nähere Umgebung, machte mehrtägige Ausflüge durch das Languedoc und die Provence oder bereiste entfernter gelegene Ziele wie Marseille, Orange, Nîmes oder Avignon. Insgesamt waren es 17 solcher kleineren Reisen noch während seiner ordentlichen Studienzeit.

Nach einem Abstecher nach Spanien (Januar – März 1599) begab er sich noch einmal ausgiebig auf den Weg durch Frankreich (April – August 1599) und besuchte u.a. Toulouse, Bordeaux, La Rochelle, Poitiers, Angers, Tours, Blois, Bourges, Orleans und schließlich Paris, wo er im Juli und August einige Wochen verweilte. Nach seinen Reisen in die Niederlande (August – September 1599) und nach England (September – Oktober 1599) machte er auf dem Heimweg in die Schweiz erneut Station in der französischen Hauptstadt und unternahm Ausflüge in die Champagne und nach Burgund, ehe er schließlich im Februar 1600 wieder nach Basel zurückkehrte.

2.1.2 Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung

Allem Anschein nach unterstellte Platter den Franzosen eine gewisse antideutsche Einstellung. Zumindest würden sie sich dessen schämen, dass der Name ihres Landes

¹⁰⁹ Vgl. Brendle, 2015, S. 95f.

¹¹⁰ Vgl. Platter, *Reisen*, S. 91, 210.

¹¹¹ Vgl. Platter, *Reisen*, S. 285.

vom Stamm der Franken herrühre, die der Basler als *die rechten teütschen* bezeichnete. Daher sei es zur Abgrenzung von den Deutschen in Frankreich weit beliebter, Francio, den Sohn des mythischen trojanischen Helden Hectors als Namenspatron zu postulieren:

Der nammen Franckreich aber oder Francia ist ettlich hundert jahr nach Chisti geburt von den rechten teütschen Francken härkommen, wiewol sie sich deßen beschämen unndt vermeinen, der namme seye von Franco oder Francio, dem sohn Hectoris auß Troyen, entstanden. (604)

Trotz dieser Unterstellung war Platters Blick auf die Franzosen seiner Zeit durchaus differenziert. Er war sich bewusst, dass er es in den jeweiligen Regionen Frankreichs mit unterschiedlichen Bevölkerungen zu tun hatte. So berichtete Platter u.a. von „den anderen Franzosen“ (611), er schrieb aber auch in einigen Passagen seines Berichts über die Franzosen im Allgemeinen und wies ihnen generalisierend bestimmte Eigenschaften zu.

2.1.2.1 KRIEGER UND DUELLANTEN

Platter zeichnete die Franzosen als wenig friedfertig, sondern als ein jederzeit zum Krieg bereites Volk, was womöglich der Erfahrung der Hugenottenkriege geschuldet war. Die Charakterisierung der Franzosen (und ihrer Vorfahren der Gallier) als hitzig, kriegerisch sowie leichtfertig findet sich aber auch in der ethnografischen Literatur.¹¹² Laut Platter seien sie einerseits kühne Soldaten und gute Reiter, andererseits sei ihr Vorgehen waghalsig und unüberlegt.

Die Frantzosen sindt auch gar unrühig unndt dem friden feindt, begeren yederzeit krieg; so sie keinen außenthalb ihrem landt haben, suchen sie alle mittel unndt weg, einheimische krieg anzustellen. Unndt sindt treffenlich gutte soldaten zu pferdt, wagen sich dapfer hinein, bedencken erst nach der thatt ihren fähler, gleich wie die Spanier vor der thatt unndt die Italiener in der thatt. (613)

Nicht nur würden sie sich wenige Gedanken über die Folgen ihres Handelns machen, vielmehr würden sie in Allem Spiel und Wettstreit ohne Rücksicht auf Verluste erblicken. Aufgrund dieses leichtfertigen und schnell erregbaren Wesens seien sie auch weit besser im Erobern als im Verwalten der eroberten Gebiete.

Sie sindt heftig unndt streng im anlauf, langsam im fortgang unndt viel beßer, ein landt zeerobern, dann fürsichtig dasselbig lang innen zebehalten, die weil sie leichtfertig, unbestendig unndt unordenlich nach erlangtem sieg handeln. All ihr

¹¹² Vgl. Stanzel, 1999, S. 12f.; Weiler, 1999, S. 105, Reichel; 1999, S. 169, 174, 176f.; Zacharasiewicz, 1999a, S. 134.

thun ist spielen unndt bulen; reden nichts dann von denselbigen arglistigen¹¹³ künsten, erhitzigen sich in beyden so starck, daß sie alles ihr par gelt, ya auch leib unndt leben gern in die schantz schlagen. Unndt werden sie darzu verursacht, weil alle ihre fürnembsten herren ihnen mitt einem bulerischen unndt spilerischen exempel vorgehendt; dann dieselbigen auch nichts anders für haben. (613)

Diese Hitzigkeit des Gemüts sowie ein ausgeprägtes Ehrgefühl zeigten sich auch in ihrer Gewohnheit, Beleidigungen mit Gewalt und der Aufforderung zum Duell auf Leben und Tod zu beantworten.¹¹⁴ Selbst die Sekundanten solcher Duelle würden sich nur allzu häufig hinreißen lassen und aneinandergeraten, sodass es keine Seltenheit sei, wenn alle vier Beteiligten tot zurückblieben.

Sie sindt gächzornig unndt mechtig grimm gegen einanderern, schetzen ihr leben nichts gegen ihren ehren. Als baldt einer den anderen schmähet oder heißet liegen, gibt ihme der ander, wann er kan, ein maulteschen; gleich darauf bieten sie einanderen den kampf umb leib unndt leben an, sicht yeder umb einen vertrauwten freündt, der ihm ein beystandt thüe; durch denselbigen laßet er ihme den platz, die stundt unndt wafen, deren sie sich gebrauchen werden, ansagen, undt richtet yeglicher seine gescheft dahin, als wann er in todt gienge; sie beichten, machen ihr testament unndt stellen sich gegen ihren weiberen, als wann sie ein weite reiß vor ihnen hetten; dann sie kaltsinnig zu solchem kampf gehendt. Wann sie auf dem platz beysamen, es seye zu pferdt oder zefuß, so gehet ye ein (second) beystandt zu seyner gegen haupt parthey unndt zeücht ihme sein wamist biß auf daß hempt auß; demnach stellen sich die zwen haupt zanker unndt die zwen beyständt also mitt den bloßen wehren gegen einanderen, daß die haupt zänker mitt einander kämpfen können; die anderen zwen habe ihre wafen auch bloß gegen einanderen (en garde) in hutt, damitt wann einem haupt zänker ein unglück zustünde, daß ihme sein wehr zerbreche oder er im schlipfen¹¹⁵ fiele, der beystandt für ihn darstehe unndt so lang kämpfe, biß der ander widerumb zur wehr kommen kan. Unndt kämpfen diese zwen haupt zancker zu fuß mitt rapier unndt dolchen oder zu pferdt mitt geschütz unndt rapier gegen einanderen, biß der ein oder alle beyde zetodt geschossen oder gestochen werden, unndt kommen die beyständt auch leichtlich an einanderen, wie dann oft beschicht, daß alle vier daß läben auf dem platz oder baldt hernach lassen mießen; also verbitteret werden sie über einanderen. (611f.)

Trotz aller königlichen Gebote, die solche Duelle bei Todesstrafe und dem Verlust allen Eigentums untersagten, seien die Franzosen nicht davon abzubringen, selbst bei geringfügigen Anlässen, den Konflikt mit Waffen auszutragen und nicht zu ruhen, bis einer der Streithähne tot sei.

¹¹³ „hinterlistig, heimtückisch, verschlagen“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch, Neubearbeitung (A-F)*, Bd. 3, Sp. 243, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB2?lemid=A12696>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023. Im Folgenden werden alle Zitate aus historischen Wörterbüchern oder Lexika ohne Kennzeichnung der von der heutigen Orthografie abweichenden Schreibweisen wiedergegeben.

¹¹⁴ Auch ein Zeitgenosse Platters, der Schotte John Barclay, schrieb den Franzosen im *Icon animorum* (1614) diese Leidenschaft am Duell ohne Rücksicht auf Verluste zu. Vgl. Reichel, 1999, S. 174f.

¹¹⁵ „gleiten, ausgleiten“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 15, Sp. 745, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=S11856>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Unndt obschon der könig ettliche mahl hatt laßen mandat außgehen, auch solche kämpf bey leibstraf verbieten, [...] daß wann man sie begreift, die lebendigen zum todt verurtheilet werden unndt die todten an die füß gehencket, auch ihr hab unndt gutt dem könig confisciert [...], so lassen sie doch nitt von solchen kämpfen, auch umb geringer ursach willen, wie ich dann selber gesehen unndt gehöret hab. Sie bereden sich auch, daß kein fridt unndt einikeit kenne erfolgen, der ein seye dann zetodt gestochen. (612)

Bei all ihrem cholerischen und gewalttätigen Wesen werden die Franzosen immerhin als rechtschaffene Duellanten gezeichnet, die sich zumindest bei derartigen Ehrenhändel nicht zu hintergehen versuchten: „yedoch sindt sie in dem viel redlicher dann andere nationen, daß sie keinen vervortheilen, sondern lassen einen zu gleicher wehr kommen, unndt stehet dem frey, die wehr zu erwellen, welcher zum kampf geforderet wirdt.“ (612)

2.1.2.2 WANKELMUT UND HINTERLIST

Platters Urteil über die Franzosen, demnach sie „viel besser, ein landt zeeroberen, dann fürsichtig dasselbig lang innen zebehalten“ seien, „die weil sie leichtfertig, unbestendig unndt unordenlich nach erlangtem sieg handeln“ (613), kann mit einer Beobachtung kommentiert werden, die er bei seinem Besuch des *zeüghauß* in Paris machte. Dort mokierte er ebenfalls eine gewisse Unordentlichkeit der Verhältnisse, „wie dann die Frantzosen ihr geschütz nicht wie die Teütschen in solcher ordnung verwahren, sondern hin unndt wider auf die vestungen unndt thürn außtheilen.“ (582) Im Unterschied zu den Deutschen glaubte er also bei den Franzosen Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit ausmachen zu können, die womöglich ihrem ungeduldigen Wesen geschuldet sei.

Noch auf der Reise zu seinem Studienort Montpellier verweilte er ein paar Tage in Lyon. Dort bemerkte er, dass über die Saône „ein schöne, steinen bruck gebauwen ist“ (35), die jedoch von den Bewohnern nur ungern zur Überquerung des Flusses genutzt werde. Da die Franzosen es immer eilig und nur wenig Geduld hätten, würde sie lieber, um Zeit zu sparen, mit den am Ufer zahlreich aufwartenden *schifflin* übersetzen.

So sieht man doch den gantzen tag die kaufleüt unndt andere fürnemme herren auf lustigen schifflin über daß wasser von einem theil der statt zu der anderen fahren, daruff dann gar viel schifflin an allen geßlin, deren viel von der statt zu der Sonen gehent, stetigs aufwarten, - sindt gemeinlich weiber, die fahren, - domitt niemandts gesaumet werde; dann es bey den Frantzosen alles ein eyl zugehen muß, haben nitt so viel gedult, daß sie über die bruken gehen mögen, dann man gar baldt über die Sonen fahren kann, weil sie nitt starck fleußet (35f.)

Ungeduld und Wankelmut der Franzosen, welche auch die ethnografische Literatur konstatierte¹¹⁶, sprechen ebenso aus Platters Worten zu ihren modischen Vorlieben. Anders als anderen Nationen könne man den Franzosen keine bestimmte Tracht zuweisen¹¹⁷, da sie sich immer nach dem letzten Schrei kleiden wollten. Sie könnten es gar nicht erwarten, dass die alte Kleidung unbrauchbar würde, um sich endlich neu ausstaffieren zu dürfen. Platter honorierte zwar ihren Sinn für elegante und prächtige Gewänder, er mokierte aber auch das damit verbundene Imponiergehabe. In Gestus und Benehmen erschienen sie ihm derart *närrisch*¹¹⁸, dass man glauben könne, sie seien betrunken.

Man vermeint, die Frantzosen seyen stets voller wein, also närrische unndt leichtfertige geberden haben sie; auch sindt sie so wankelbahr in ihrer kleidung, daß wann man alle nationen mitt ihrer kleidung mahlet, so mahlet man für einen Frantzosen ein nackenden man, stehet der schneider bey ihme, hatt ein scher jn der handt unndt ein gantz stuck thuch vor ihm, dardurch an zezeigen, man kenne dem Frantzosen kein beständige tracht zueignen. Dann sie stehts die kleider enderen unndt alle zeitt ein komblikeit der enderung fürwenden, wie sie dann in der hoffart gar spitzfindig unndt artlich darvon reden können. Sie sindt auch gar köstlich in derselbigen unndt schetzen die kleider nichts, welche lang wehren, mießen nur baldt brechen, ehe dieselbige tracht abgehet. (613f.)

Nicht nur in modischen Angelegenheiten seien die Bewohner Frankreichs erpicht auf Neuheiten.¹¹⁹ Er betonte ihr Interesse an neuen Kenntnissen und Nachrichten aller Art, sodass sie für gewöhnlich auch fremde Reisenden wohlwollend empfangen. Dabei seien sie, wie auch die ethnografischen Schriften gelegentlich vermerken, gesprächig¹²⁰ und gastfreundlich¹²¹, jedoch dürfe man ihnen nicht allzu leichtgläubig Glauben schenken, denn häufig seien ihre Versprechungen nicht mehr als leeres Gerede.

die [...] Frantzosen, welche in gemein in ihren sachen gar fertig unndt geschwindt, begirig was zelehrnen, sonderlich neüwer künsten unndt zeitungen, auch sehr gespräch, doch nitt wollredendt sindt, empfangen die frembden gar freündtlich unndt mögen sich mitt yedermann woll bemühen; versprechen einem guldine berg.

¹¹⁶ So z.B. bei Christoph Besold in *De natura populorum eiusque pro loci positu, ac temporis decursu variatione* (1632) und auch bei Shakespeare findet sich der Typus des „flatterhaften“ Franzosen. Vgl. Reichel, 1999, S. 174.

¹¹⁷ Selbiges vermeldet Franz Grieshofer mit Verweis auf die Völkertafeln des 18. Jahrhunderts, wo die Tracht der Franzosen als „Unbeständig“ klassifiziert wird. Vgl. Grieshofer, 1999, S. 49.

¹¹⁸ Dasselbe Adjektiv verwendete Heinrich Cornelius Agrippa in *Ungewißheit und Eitelkeit aller Künste und Wissenschaften* (1527). Vgl. Stanzel, 1999, S. 18.

¹¹⁹ Dieses Interesse an Neuheiten vermeldete auch Joannes Böhme im *Repertorium librorum trium de omnium gentium ritibus* (1520). Vgl. Reichelt, 1999, S. 177.

¹²⁰ Ebenso in den Völkertafeln des 18. Jahrhunderts. Vgl. Reichel, 1999, S. 169.

¹²¹ So bei John Barclay im *Icon animorum* (1614). Vgl. Reichel, 1999, S. 174

Unndt ist sich nitt allezeit auf ihre wort zeverlassen, dann sie dieselbigen gar wolfeil hingeben. (611)

An anderer Stelle wurde er noch deutlicher, wenn er die Franzosen einerseits als wissbegierig, aber andererseits als unstete Menschen schilderte, die viel beginnen und nichts zu Ende bringen würden. Darüber hinaus brandmarkte er sie als nicht nur wenig glaubwürdig und rechthaberisch, sondern als gemeinhin betrügerisch¹²², wenn sie sich davon einen Gewinn an *pracht und wollüst* versprechen. Da dies aber kein Geheimnis sei und anderweit schon so geäußert wurde, wie Platter ohne Angabe möglicher Quellen behauptete, wollte er darüber keine weiteren Worte verlieren.

Die Frantzosen sindt gar begirig, allerley künst unndt frembde sachen zelehrnen, üeben sich in vielen, fahen viel an unndt lehrnen nichts auß; sindt woll zufriden, wann sie nur von yeglichem ettwas können discurrieren; ist ihnen kein schandt, vielerley anheben zuerzellen unndt nichts gantz außzuführen, wie man dann täglich auß ihrem gespräch unndt conversation kan abmercken. Sie haben auch sonst noch viel besondere arten, als daß sie gar gern rechtigen unndt den nechsten umb daß sein betriegen, damit sie nur ihren pracht unndt wollüst können vollführen, welches weil man es auch anderstwo kan vernemmen, will ich es hiebey lassen verbleiben. (614)

2.1.2.3 SPIEL UND WETTSTREIT

Wie oben beschrieben sprach Platter den Franzosen eine gewisse hitzige Leichtfertigkeit zu. Er betonte zudem auch ihre leidenschaftliche Neigung, dem Leben eine spielerische Note abzugewinnen. Das ganze Leben ist ein Spiel, möchte man sagen, bei dem man gewinnen, aber auch viel verlieren kann: „All ihr thun ist spielen unndt bulen; reden nichts dann von denselbigen arglistigen künsten, erhitzigen sich in beyden so starck, daß sie alles ihr par gelt [...] gern in die schantz schlagen.“ (613)

Bei allen Franzosen höchst beliebt war offenbar das Spiel mit Bällen, wofür es auch eigens eingerichtete Spielorte gab: „Daß gemeinist spil ist daß ballenhauß¹²³, darinnen sich iung unndt alts stetigs üebet.“ (613) Bei diesem Spiel handelte sich um eine Art frühneuzeitliches Tennis, bei dem ein Ball mit Schlägern über ein Netz geschlagen

¹²² Auch dieses Merkmal findet sich in der ethnografischen Literatur. Vgl. Reichel, 1999, S. 169, Zacharasiewicz, 1999, S. 134 jeweils mit Verweis auf die Völkertafeln des 18. Jahrhunderts, wo die Franzosen ihre Zeit „Mit betrügen“ verbringen und als „Betrügerisch“ sowie „Arg listig“ bezeichnet werden.

¹²³ „Halle für Ballspiele“, *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, <http://fwb-online.de/go/balhaus.s.2n_1646340725>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.

wurde.¹²⁴ Platter gab auch Auskunft darüber, wie solche Ballenhäuser in etwa beschaffen waren. Man darf sich darunter sicherlich mehr als nur eine einfache Spielfläche unter freiem Himmel vorstellen. Zumindest in den größeren Städten wie Paris, wo es eine Vielzahl davon gebe, seien diese Spielorte bewusst errichtet worden, wobei man sich der Ruinen heruntergekommener Gebäude bedient habe. Offenbar lasse sich damit auch gutes Geld verdienen.

Mechtig viel ballenheüser sindt auch in der statt Paris, sonderlich aber in den vorstetten, da man auß den zerstörten, abgebrochenen heüseren ballenheüser aufgebawen, auß welchem sie mehr nutz ziehen, dann wann sie gantze heüser hetten, unndt leihet man ihnen ehe gelt darauf dann auf außgebawene heüser. Ettliche sagen, daß es bey 1100 ballenheüser zu Paris habe, aber nur halb so viel, wie ich glaub, in gantz Paris sindt, ist es ein hüpsche zahl. Unndt sindt gemeinlich alle voller leüten, die ballenspiln, wie ichs gesehen. (594)

In Avignon hatte man nach Platters Beschreibung nicht einmal davor zurückgeschaut, einen Sakralbau in eine Spielarena, nämlich in das größte *ballenhauß*, das er je gesehen hatte, zu verwandeln.

Erstlich kamen wier [...] in ein alte, gar grosse kirchen, auß welcher ein ballenhauß gebawen worden; ist das grössist ballenhuß. das ich mein lebtag gesehen hab, darinnen ihren ettliche spilen. wie es dann einen eigenen ballenmeister darauf hatt. der die leüt mitt ballen unndt racketen versihet. Oben im palais sahe ich noch ein ballenhauß, ist gar klein; vor demselbigen herußen ist ein mechtig hoher. breiter undt langer saal, ohne einige stitzen oder saul, darinnen man den großen balun spilet, wie dann auch sonst mehr plätz in demselbigen pallast sindt, allerley kurtzweilen zeüben. (117f.)

Das hier ebenfalls genannte Spiel mit einer anderen Art von Ball, dem *balun*, „einer aufgepumpten, mit Leder überzogenen, möglichst kugelförmigen Blase“, die „mit der Hand oder dem Fuß gespielt“ wurde, gilt als „wohl derber und einfacher als das kompliziert reglementierte Tennis im Jeu de paume“ und wurde als „Vorläufer des Fußballs“ gedeutet.¹²⁵

¹²⁴ „Das Ballen – oder Ballhaus ist das französische Jeu de paulme. Paume (paulme), von lat. palma, innere Handfläche, zeigt an, daß (sic!) der Ball ursprünglich mit der flachen Hand geworfen wurde. In der ersten Hälfte des 15. Jh. begannen die Spieler, ihre Hand mit Handschuhen zu schützen; dann verstärkte man die Handschuhe mit Sehnen, und schließlich entstand das Rakett. Die Bälle verfertigte man aus fest zusammengeballten Tuchfetzen, die mit dünnen Schnüren umwickelt und weiß überzogen wurden; sie waren hart und elastisch. Das Spiel mit Ball und Rakett, die <courte paumes> fand in geschlossenem Raum, im Jeu de paume, statt, einem rechteckigen, durch ein Netz quergeteilten Raum. Eine besondere Art, die <longue paume>, wurden im Freien, auf einem Platz oder in einer langen Straße oder Allee gespielt. Beide Spiele sind nichts anderes als unser heutiges Tennis. Platters häufige Erwähnung der <ballenhäuser> sowie des <palmary> zeugt für die große Beliebtheit dieser Ballspiele in Frankreich.“ Keiser, 1968a, S. 117f, Anm.3.

¹²⁵ Keiser, 1968a, S. 118, Anm. 3.

Auch in La Rochelle und Bordeaux bewunderte Platter diese Spielstätten, die von (glatten) Wänden begrenzt würden und deren Boden derart eben gepflastert sei, dass die Bälle nicht abgefälscht würden oder unerwartet abprallen könnten. Insbesondere bei der *bricole*¹²⁶, sei dies entscheidend für den reibungslosen Spielverlauf. Auch wenn der Schweizer Reisende diesen Ballsport als bei Menschen aller Altersklassen gleichermaßen beliebt beschrieb, war er offenbar kein ganz günstiges Vergnügen. Zumindest die Bewohner von La Rochelle und Bordeaux, die nach Platter sehr wohlhabend seien, könnten sich die teuren Spielbälle aber ohne Weiteres leisten.

Die ballenheüser sindt zu Roschellen unndt Bordeaux gar überauß schön unndt woll erbauen, sonderlich die wendt, doran man die brikolen machet, von schönen, breiten, steinenen blatten, wie auch der boden besetzt, also daß es nicht baldt falsche sprüng gibt; aber die ballen sindt auch mechtig theür, daß dotzet der besten um 20 oder 15 stüber, weil die einwohner gar reich sindt umndt umb viel gemeinlich spilen. (459)

Ein weiteres Spiel, das in Frankreich um 1600 überaus verbreitet war und bei dem man sich einer hölzernen Kugel bediente, ist das von Platter sogenannte *palmary spil*. Gemeint ist damit „das französische pallemaille (palmail, palemail usw.), ein besonders in französischen Städten beliebtes, in Deutschland dagegen fast unbekanntes Ballspiel.¹²⁷ [...] Die aus Holz gedrechselte Kugel wurde mit einem Schlägel aus Hartholz am Boden fortgetrieben und am Ende der Bahn durch einen eisernen Bogen gejagt. Der Spieler faßte [sic!] dabei den langen Stiel des Schlägels mit beiden Händen und hatte ein gehöriges Maß an Spielregeln bei den vier verschiedenen Spielarten zu beobachten. [...] Das Palmail kam im 18. Jh. ganz aus der Mode; es war wohl der Vorläufer der heutigen Hockey-Spiele.“¹²⁸

Schon bei seinem ersten Besuch in Avignon im Februar 1596 besuchte Platter das örtliche *palmary spil*; ob er selbst eine Partie wagte, bleibt in seinem Bericht allerdings unerwähnt. Er honorierte jedoch den guten Zustand der Spielbahn und bemerkte etwas verblüfft, einen ihm bisher unbekannten Berufstand, den des Spielmeisters, der nicht nur

¹²⁶ „La bricole: eigentlich Wurfmaschine; im Ballspiel indirekter Wurf, wobei der Ball von der Wand zurückspringt.“ Ebd., S. 459, Anm. 2.

¹²⁷ In der französischsprachigen Schweiz, zumindest in Genf, wo Platter während seiner Reise ein paar Tage Halt machte, war es offenbar durchaus bekannt. „Wier haben uns vor der statt auf dem grossen platz, da man das palmary spilet [...] versamlet.“ (27).

¹²⁸ „Pal (palle, pale) gehört zu lat. pila, Kugel. [...] le mail, von lat. malleus, Hammer, bezeichnet nicht nur den Schlägel, sondern auch das Spiel selbst und den Ort des Spiels, einen weiten, ebenen Platz oder eine bis zu einem Kilometer lange Straße oder Allee. [...] In vielen französischen Städten erinnern heute noch Straßen mit dem Namen Le Mail an das Spiel, ebenso die berühmte Pall Mall-Straße in London.“ Keiser, 1968a, S. 27, Anm. 2; vgl. Rash, 1989, S. 211.

Schlägel und Kugeln selbst anzufertigen verstehe, sondern diese auch gegen Geld an die Spieler verleihen würde.

Darnoch gungen wier auf das *palmary spil*; ist ein gar lange gaßen, neben den rindtmauren in der statt gegen dem Roddan, wirdt darzu gar sauber und rein gehalten. Dann ein sonderbahrer meister auf dem platz wohnet, welcher sich allein dormitt erhaltet, daß er denen, die spilen wellen, *palmary unndt kugelen umb ein rechten pfenning*, so lang sie spilen, leihet; hatt ettwan hundert *palmary* in der werchstatt undt viel kugelen; ist ein tax darauf, wie viel man ihm zahlen muß; er kan die kugelen selber dreyen unndt die *palmary* zurüsten. (123)

Selbst in Brouage, das heute „eine verlassene Festung im Schwemmland von Seudre und Charente“¹²⁹ ist, verzeichnete Platter solch ein *palmary spil*. Zu seiner Zeit war Brouage offenbar eine Art strategisch wichtige Garnisonsstadt: „Ist eine vest statt, so woll wegen der gelegenheit deß orts als auch deß dreyfachen wasser grabens, fallbrucken unndt ringmauren, auch festen thürnen unndt bollwercken.“ (451) Dort gebe es eine Schule, wo die jungen Adeligen sich in der Kunst des Krieges ausbilden ließen. „Es ist auch ein besondere academy [...], darinnen man die jungen vom adell unndt wollgebornen herren in allerley ritterspilen üebet unndt underweyset.“ (452) Dort sei auch „ein schön ballenhauß für sie, darinnen sie auch lehren spilen unndt dem ballenmeister ein gewiße summam für alles bezahlen.“ Bemerkenswert erschien Platter jedoch besonders „ein hüpsch, gradt *palmary spil* in der statt, darauf die jungen discipel kurtzweilen“. (453)

Neben den ballenhäusern und dem *palmary spil* zählte Platter noch weitere, bei den Franzosen beliebte Spiele auf. In Lyon besichtigte er den *Bellecourt*, den „gar großen, lang und breiten blatz“, worauf man „die pferdt abrichtet“. Auf diesem Platz sei „ein lange mauren daruf gebauwen, darhinder man daß *palmary spilet*“; dort befänden sich darüber hinaus „mechtig schöne heüser undt gärten“, in denen sich die Bewohner mit „vielerley spil als biliard, courteboulle, keiglen u.s.w.“ (39) die Zeit vertrieben.

Wie oben bereits angedeutet, wurde wohl nicht immer nur aus reiner Freude und zum Vergnügen gespielt, sondern auch derart leidenschaftlich um hohe Einsätze, dass die Spieler mitunter „alles ihr par gelt [...] gern in die schantz schlagen“ (613). Das betreffe den sportlichen Wettstreit, wie sich an den Spielgewohnheiten der Bürger La Rochelles und Bordeaux zeige, die „gar reich sindt unndt umb viel gemeinlich spilen“ (459). Aber das gelte ebenso für Glücksspiele jeglicher Art. Platter nannte Glückspiel und Sport in

¹²⁹ Keiser, 1968a, S. 451, Anm. 1.

einem Atemzug und notierte etwas trocken: „wirfel unndt kartenspiel sindt auch bey ihnen gar gemein, wie gleichfahls palmary, balun, keiglen etc.“ (613)

Während der Fastnachtsfeierlichkeiten 1596 in Avignon, geriet er in eine vornehme Festgesellschaft und konnte beobachten, dass dort um hohe Beträge gespielt werde: „Der herr im hauß spilet hiezzwischen mitt ettlichen edelleüten in karten; andre kurtzweilten mitt wirflen umb viel goldt unndt gelt.“ (121) Ein Jahr später, wieder während der Fastnacht, aber dieses Mal in Marseille, besuchten Platter und Begleitung das Haus eines der Bürgermeister. Mit sichtlicher Überraschung bemerkte er, dass die Spielleidenschaft nicht allein Sache der Männer sei, sondern auch die Frau des Hauses hitzig ergriffen habe. Die erstaunliche Höhe der Einsätze am Spieltisch erschien dem jungen Medizinstudenten allerdings bedenklich.

Wier kamen auch in eines burgermeisters hauß, da ettliche neben denen, die dantzeten, wie auch in anderen heüseren spileten. Allein verwunderet ich mich ab dem, daß deß burgermeisters frauw woll bey fünfhundert sonnen kronen vor ihren hatt unndt mitt eytel mannen auf der karten premieret; ihr mann aber spatzieret im saal mit anderen, achtet es nitt. Sie wahr auch gar gäch im bieten; man saget mir, sie dörfe woll auf ein sitz tausendt sonnen kronen verspilen, sie vermöge es auch, es seye ihr gutt. (196)

Dass es die Gewohnheit der Franzosen beiderlei Geschlechts war, auch beim sportlichen Wettstreit Geld zu setzen, veranschaulicht eine Begebenheit, von der Platter anlässlich seines Besuches in Faubourg de Vienne erzählte. Hier erlebte er, wie die Tochter des *ballenmeisters*, die sich im Spiel durch hervorragende Geschicklichkeit auszeichnete, gegen die männlichen Gegenspieler mit Leichtigkeit gewann. Obwohl sie unter erschwerten Bedingungen spielte und den Ball nur durch die Beine vorantreiben durfte, konnte ihr niemand beikommen und sie gewann ein hübsches Sümmchen. Da man beim *ballenspiel* üblicherweise nicht knauserte, hoffte sie anscheinend mit allem Recht, nicht nur für sich, sondern auch für ihre Schwestern eine stattliche Mitgift erspielen zu können.

Under anderen hab ich in der vorstatt in einem ballenhauß gespilet mitt anderen Teütschen. Darinnen wahre deß ballenmeisters tochter so woll im ballenspiel abgerichtet, daß sie in weiber kleideren wider uns alle spilet unndt die ballen nicht anderst dann under dem bein durch dorfte schlagen, aber dennocht die parthey gewahne. Sie sagt, wann der könig kommen werde, wie man seinen täglich wartete, verhoffe sie nicht allein für sich, sondern auch alle ihre schwesteren ein stattlich heürath gutt im ballenspiel zegewinnen. Welches woll gleülich, dann sie gar geschwindt wahre, unndt die großen herren deß gelts im ballenhaus wenig achten, auch so sie ihren schon was abgewunnen, sich schemen wurden, von ihren zu nemmen. (501)

Etwas gönnerhaft wirkt jedoch Platters Kommentar am Ende des Zitats, der nahelegt, dass die spielenden Herren selbst im Falle ihres Siegs aus Gründen der Mannesehre von einer Frau kein Geld nehmen würden.

Bestandteil der Fastnachtsfeierlichkeiten in Marseille war auch das sogenannte „ringlin rennen“ (189), das er erwähnte, ohne es für nötig zu erachten, Genaueres über dessen Ablauf zu berichten. Ganz offensichtlich setzte er voraus, dass solche Rennen allgemein bekannt waren. Dabei handelte es sich um einen im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit auch bei Ritterturnieren beliebten sportlichen Wettstreit zu Pferd, bei dem die adeligen Herren ihre Reitkunst unter Beweis stellen konnten. Die Reiter wetteiferten darum, im Galopp einen kleinen aufgehängten Ring mit der Lanzenspitze abzustreifen oder sogar aufzuspießen.¹³⁰ Nach Platters Beschreibung erfreuten sich diese Ritterspiele einer großen Zuschauerschaft, sodass für das gemeine Volk von Galeerensklaven eigens Tribünen errichtet worden seien, während die vornehmen Leute von den Fenstern oder Balkonen ihrer Häuser dem Spektakel beiwohnten.

Den 16. hornung, am sonntag der herren faßnacht, sahe ich viel gefangene, an kettenen geschmitte, ab den galeren an einer langen gaßen am morgen früe arbeiten; sie mußten derselbigen gassen besetz in eyl aufheben unndt mitt sandt beschütten. Hiezzwischen bereitet man einen langen schragen¹³¹ auf der einen seiten, daß meniglich zusehen konte; die fürnemmen leüt hatten ihren platz in den heüseren, dann es die gemeinste straß wahr, vor dem rahthaus biß an deß hertzogs losament. Nach eßens kame der hertzog von Guyse mitt vielen herren unndt vom adel auf überauß guten barben¹³² unndt sonst geschwinden pferden, alle auf daß zierlichst vermumbt, auf den geraumbten platz aufgezogen, ye einer stattlicher dann der ander bezieret, doch wegen der fürgemachten (larven) antlitzen unbekant. Da renneten sie ettliche stundt gar zierlich zum ringlin; demnach theilet deß hertzogs allerliebste die gaben auß. Da hab ich die köstlichkeit der Marsilianeren gesehen. (187f.)

Von der adeligen Pracht und dem Luxus, der *köstlichkeit*¹³³, die in Marseille zur Schau gestellt wurde, war der Basler Bürgersohn offensichtlich schwer beeindruckt. Dennoch hatte er auch ein Auge für das Elend der Kriegsgefangenen, die man in der Hafenstadt für gewöhnlich zum Sklavendienst auf den Schiffen zwang oder eben auch zum Bau der Tribünen herangezogen worden. Anlässlich der Besichtigung des Marseiller Hafens

¹³⁰ Vgl. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 14, Sp. 999, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=R05916>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

¹³¹ „Gestell mit kreuzweis gestellten Füßen; auch Bühne, Brettergerüst“, Keiser, 1968a, S. 188, Anm. 1. Vgl. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 15, Sp. 1620, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=S16970>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

¹³² „Berberpferde“, Keiser, 1968a, Anm. 2,

¹³³ „aufwand, pracht, luxus“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 11, Sp. 1879, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=K11587>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

notierte er: „Wann man sehen will, waß die menschliche natur erleyden kan, so gebe man woll acht auf diß gesindtlin.“ (181)

Ebenfalls während der Fastnacht in Marseille beobachtete er einen spielerischen Wettstreit, der sich laut seinem Bericht besonders bei den Jünglingen in Marseille großer Beliebtheit erfreute: die Pomeranzenschlacht. Da diese Früchte in großen Schiffsladungen geliefert worden seien und im Februar wohl schon anfangen, überreif zu werden, hätten sie nur geringen Wert. Platter schilderte, wie die Knaben der Stadt sich damit gegenseitig bewerfen würden, ganz so, als ob es Schneebälle wären, wie er es aus seiner Heimat kannte. Dabei würden sie auch nicht davor zurückscheuen, Passanten – ob absichtlich oder aus Versehen – mit den weichen Früchten zu bewerfen. Man darf annehmen, dass dies mitunter unschöne Flecken auf der Kleidung zurückließ. Wenn dem so war, so ist Platters Darstellung jedenfalls nicht zu entnehmen, dass es bei den unfreiwillig getroffenen Opfern größeren Unmut erregt hätte. Jedes Jahr seien Tausende Pomeranzen bei solchen Schlachten als Wurfgeschosse zum Einsatz gekommen.

Auf dem Neüwen Platz [...] sahe ich die knaben von der statt einander mitt pomerantzen, wie bey uns sie mitt schneeballen thundt, werffen; es sinndt auch die fürübergehende nitt sicher, dann umb dieselbige zeitt die pomerantzen gar gelb, lindt unndt anheben zu schanden zewerden, also daß man sie schier umbsonst weg gibt, weil ganze schiff voll daselbst ankommen; werden jährlich in der faßnacht viel tausendt von den knaben verworffen. (189)

Zeuge eines Geschicklichkeitsspiels besonderer Art wurde Platter in Paris. Bei einem seiner Gänge an die Seine bemerkte er, dass man eine Gans am Hals an einem Seil befestigt und dieses über den Fluss gespannt hatte. Nun hätten die Spieler auf vorbeifahrenden Booten stehend versucht, die Gans zu erhaschen und am Halse abzureißen. Bei dem Versuch seien nicht wenige sehr zum Vergnügen der Schaulustigen über Bord ins Wasser gefallen.

da sahe ich ein seil über die Seine gespannen, an welchem ein gans an ein schnur angeheftet hunge, welche als die fürüber fahrenden, in schiffen stehend, begerten bey dem kragen abzereißten, über daß schiff auß in daß waßer fallendt, den zuseheren große kurtzweil gaben.“ (587)

Es steht zu vermuten, dass es sich bei der Gans, um den Schwierigkeitsgrad zu erhöhen, um ein lebendiges Exemplar handelte, was dem Spektakel aus heutiger Sicht einen etwas makabren Beigeschmack gäbe. Der Bericht Platters lässt hier allerdings keinen eindeutigen Schluss zu.

Ein ähnliches, spielerisches Treiben auf einem Fluss beobachtet er in Blois, wo auf der Loire von den Fischern eine Art Turnier gegen einen im Wasser aufgerichteten Masten abgehalten worden sei. Zur Belustigung der versammelten Herren und Damen der Stadt sei dabei wieder so mancher Wettkämpfer pitschnass geworden.

Auf den pfingstag nach dem nachteßen sahe ich die fischer unndt schifleüt auf der Loyren, zierlich bekleidet, wider ein baum, im waßer aufgerichtet, in schiffen thurnieren, fielen wunderbahrlich in daß waßer. Da sahe ich am gestaadt vast die gantze burgerschaft unndt daß frauwen zimmer der statt, alle gar köstlich beckleidet. (508)

2.1.2.4 *MUSIK UND TANZ*

Die Lebenslust der Franzosen, die in Platters Worten immer wieder aufscheint, zeigte sich nicht nur in ihrer Begeisterung für Spiel und Wettstreit, sondern sicherlich nicht zuletzt an ihrer Freude an Musik und Tanz.¹³⁴ Anlässlich seines Aufenthaltes in der an der malerischen Loire gelegenen Stadt Saumur berichtete er, wie er Zeuge des Brauchs der Bürger geworden sei, sich an Feier- oder Sonntagen mit ausgelassenen Tanzeinlagen zu vergnügen. Allein schönes Wetter würde mitunter von den Menschen zum Anlass genommen, auf einer Flussinsel fröhlich zu tanzen und umherzutollen.

Zwischen dem fluß unndt der statt ist ein schöne insel, darin viel lustige wisen unndt spazierplätz, darauf die burgerschaft an festtagen unndt sonst schönem wetter sich mitt dantzen unndt springen belustiget, wie ich es dann nachmahlen den 23. maij am sonntag, als ich wider hin kam, hab gesehen. (474)

Im Februar 1596 erlebte der junge Basler, wie man in Avignon die Fastnacht feierte. Ein solch buntes und wildes Treiben hatte er aller Wahrscheinlichkeit noch nie zuvor erlebt. In der Schweiz des Spätmittelalters und Frühen Neuzeit waren die Fastnachtsbräuche den Obrigkeiten ein Dorn im Auge. Schon im frühen 15. Jahrhundert tat sie der Basler Rat despektierlich als Unfug ab, womöglich aus Furcht vor der vermuteten subversiven Kraft des Maskentragens. Die Reformatoren brandmarkten die Fastnacht schließlich als papistisch und verboten sie gänzlich, wenn auch nicht immer mit dem gewünschten Erfolg. Erst im 18. Jahrhundert gewährte man den Karnevalisten zunehmend mehr Freiheiten.¹³⁵

¹³⁴ Diese Leidenschaft verzeichnete schon Johannes Böhme im *Repertorium librorum trium de omnium gentium ritibus* (1520). Vgl. Reichel, 1999, S. 177.

¹³⁵ Vgl. Hugger, 2005, S.2.

Umso interessierter zeigte sich Platter an dem wilden Treiben auf den Straßen Avignons und in den Häusern der Stadt. Er schilderte eine Vielzahl von Masken und Verkleidungen und vergaß auch nicht zu erwähnen, dass manche Männer sich bei solchen Gelegenheiten gerne in Frauenkleidern zeigen würde, was wohl schon damals – wie heute – Anlass zur Belustigung gab. Ebenso amüsant sei es allem Augenschein nach, sich in der Tracht anderer Volksgruppen oder Nationen zu zeigen. Als er vor seine Herberge trat, erlebte er, wie zahlreiche Feiernde u.a. als Bauern, Schweizer, Niederländer, Italiener, Spanier oder Elsässer verkleidet vorbeipromenierten.

Als ich nach eßens vor unserem wirdtshaus [...] stunde, sahe ich ein mascaraden über die andere fürüber lauffen. Dann es [der herren faßnacht] wahre. Es wahre ye ein parthey anderst dann die andere bekleidet; ettliche hattten bilger kleider an, andere wahren bekleidet wie bauren, andere wie Schweitzer, andere wie niderlendische boots und schifknecht, andere auf italienisch, andere spangisch, andere kochenbergisch¹³⁶, andere in weibs kleideren ver mummet, andere auf sonst seltzame gattungen, alle larviert. (120)

Neben der Maskerade spiele bei den Feierlichkeiten Musik und Tanz eine hervorragende Rolle. In für seine Verhältnisse überraschendem Reichtum an Details schilderte Platter die Vielzahl der Schlaginstrumente, die zwar einen ungeheuren Lärm veranstalten würden, sich aber dennoch musikalisch schön mit den zahlreich gespielten Seiten- und Blasinstrumenten zu mischen schienen. Dazu hätten die Feiernden nicht nur miteinander auf den Straßen getanzt, sie seien auch in manche Häuser gegangen, um die Bewohner zu einem Ständchen aufzufordern. Bei all den vorgeführten Tanzeinlagen hätten sich die Tänzer laut Platter durch besondere Kunstfertigkeit ausgezeichnet. Er beschrieb ihre tänzerischen Darbietungen nicht nur als *vollkommen* und *wunderbahrlich*, sondern sogar *in der cadantz deß seitenspils*, mit anderen Worten im Takt zur Begleitmusik. Gerade die letzte Bemerkung überrascht doch ein wenig und man fragt sich unwillkürlich, welche musikalischen Erfahrungen der Basler zu etwaigen anderen Gelegenheiten gemacht hatte, wenn er hier glaubte, dies eigens vermerken zu müssen.

unndt fuhret yegliche mumschantz sonderbahre spilleüt mitt sich, die hatten gewöhnlich hörpeücken, cymbales, die von stachel oder glocken zeüg gemachet

¹³⁶ „Das ehemals bischöflich-straßburgische Kochersberger Amt mit vielen Dörfern um den Burgberg Kochersberg herum, zwischen Straßburg und Zabern, von 1448 – 1532 an die Stadt Straßburg verpfändet, wurde 1662 französisch. Bekannt waren die Kochersberger nicht nur ihrer derben Sprache, sondern auch ihrer Tracht wegen.“ Keiser, 1968a, S. 120, Anm. 2. „Wie durch Sitte und Sprache, so haben sich die Kochersberger auch stets durch ihre alte malerische Kleidertracht vor anderen Landleuten des Elsasses bemerkbar gemacht. Geiler von Kaisersberg spricht von den kocherpergischen Mäntelin, die er, weil sie sehr kurz sind, eine ‚Schandkleidung‘ nennt.“ Stöber, 1857, S. 42ff.

sindt, wie pferd buckelen, ettwas flacher, mitt einem hefte wie die glettstein¹³⁷, ye eins wider daß ander gestossen, gibt ein mechtig helles geschrey, unndt vergleicht sich gar woll under die anderen seitenspil, deren noch viel wahren als violen, geigen, lauten, sackpfeiffen, pfeiffen u.s.w. Sie loffen unndt dantzten hiemitt allerley dantz als branle, gaigliardes, courantes, voltes unndt andere; sonderlich wann sie in die heüser kamen, thaten sie bißweilen die mascken ab unndt dantzeten undereinanderen oder auch mitt denen in heüseren, saumbten sich aber nitt lang in einem hauß, damitt sie möchten umbkommen. Gegen abendt kam ein schöner reiff dantz, wahren vier edle junge knaben unndt vier edle, junge töchteren, alle weiß bekleidet, mit goldt überzogen, hatten allezeit ein bar¹³⁸ ein halben reiff, auch weiß unndt mit goldt gebrämet, in den händen aufrecht, dantzeten über die gassen; darnoch kamen sie in unser wirttdthauß; do sahe ich sie den reifdantz vollkommen dantzen, fuhren mitteinanderen wunderbahrlich under den reiffen durch, als in der cadantz deß seitenspiles¹³⁹; darnoch thaten sie die mascken weg, dantzeten volte, unndt nach gethanem trunck vermasquierten sie sich widerumb unndt hinauß auf die gassen. (120f.)

Schon am nächsten Morgen habe der Trubel aus Musik und Tanz erneut begonnen, wobei man offensichtlich darauf Wert legte, sich in der Wahl der Masken und Verkleidungen - ob aus Eitelkeit oder purer Lust an der Variation - nicht zu wiederholen: „Morgendts den 26. hornung sahen wier abermahlen allerley mascaraden über die gaßen mitt seitenspilen lauffen unndt dantzen; wahren alle anderst dann verschinenen tag bekleidet.“ (121)

Ein Jahr später wurde Platter im Februar 1597 Zeuge der Fastnacht in Marseille, wo die Bürger ganz wie in Avignon mit Musik, Tanz und Spielen ausgelassen feierten.

Den gantzen nach imbiß sah ich ein maßgaraden oder mumerey über die andere durch die gaßen mitt allerley seitenspil [...] lauffen. Es warden auch denselbigem tag viel dantz hin unndt wider nach vollt endetem ringlin rennen in stattlichen heüßeren gehalten, deren ich ettlich gesehen.“ (189)

Im *statthauß* der Stadt konnte der Bildungsreisende beobachten, wie sich die adelige Festgesellschaft beim Tanz vergnügte.

In den volten haben sie auch ein besondere manier, daß, wann sie ein weil mitt einer tochter herumb im ring gesprungen, verlassen sie sie nitt darumb, sonder dantzen noch fort; bißweilen fangen sie also einmahl oder drey widerumb an, ehe sie gar aufhören. Sie dantzeten auch sonst allerley zierliche pavanen, branlen, gaiglariden unndt andere. (190)¹⁴⁰

¹³⁷ „hörpeücken: Heerpauken; cymbales von stachel: Schallbecken oder schellenartige Instrumente aus Stahl; pferduckelen: Metallbeschlüge am Pferdegeschirr; glettstein: Stein mit Handhabe, der zum Glätten gebraucht wird, z.B. von Gerbern, Papierern.“ Keiser, S. 120, Anm. 3.

¹³⁸ „jeweils ein Paar“, Keiser, 1968a, S. 121, Anm. 1.

¹³⁹ „im Takt“, Keiser, 1968a, S. 121, Anm. 2.

¹⁴⁰ Zu den Tänzen vgl. Keiser, 1968a, S. 53, Anm. 3.

Ihrer Leidenschaft für Musik und Tanz würden die Franzosen aber nicht nur an Festtagen nachgehen. In Paris bemerkte Platter, dass man dort immer Gelegenheit finde, ein größeres Mahl zu veranstalten, bei dem die Gäste nicht nur guten Speisen und Getränken frönen, sondern sich auch bei fröhlicher Konversation und *seitenspil* sowie *däntzen* glänzend amüsieren würden: „wie auch sonst viel gelegenheiten, solche mähler anzustellen, täglichen sich zutragen, bey welchen man [...] allerley gutt geschirr mitt eßen, trinken, seitenspielen, däntzen unndt lustigem gespräch die zeitt zubringt unndt vertreibt. (593)

2.1.2.5 *SPEIS UND TRANK*

Wie eben angesprochen sei nach Platters Darstellung ein bei allen Franzosen gleichermaßen anzutreffender Charakterzug ihre Vorliebe für gutes und auch reichhaltiges Essen¹⁴¹: „Aber der fraß ist bey ihnen gar gemein, dann sie mechtig viel unndt gute speysen essen; halten stattliche panketen, bey denen nichts in köstlichkeit gesparet wirdt.“ Dabei würden sie jedoch nicht durch allzu steife Manieren auffallen, sondern ungezwungen nach den Speisen greifen, denn sie „machen nicht viel gepräng darbey, greiffet yeglicher nach dem, daß ihme wollschmecket, dann man die gantze tafelen mit gleichen platten übersetzt.“ Außerdem würden sie nach Platters Ansicht „doch gar geschwindt“ essen und „nicht über 2 stundt auf einmahl beym tisch.“ (613) sitzen. Letztere Bemerkung lässt aufhorchen, erweckt sie doch den Eindruck, dass Platter selbst mitunter länger beim Mahl verweilte.

Zwar würden sie enorm viel essen, der übermäßige Genuss von Alkohol sei bei den Franzosen jedoch sehr verpönt gewesen. Auch während der Mahlzeiten gebe „man keinem ze trinken, er fordere dann.“ Der Trunkenheit seien sie derart abgeneigt, „daß wann einer derselbigen ergeben, man ihn zu keinem ehren ampt mehr gebrauchet; ist die grössiste schmach, so man einem anthun kann, wann man einen ein trunkenbolt schiltet.“ (613)

Hinsichtlich der Tischsitten der Franzosen machte Platter in Montpellier eine weitere, für ihn kuriose Beobachtung. Denn anders als es der Basler aus dem deutschsprachigen Kulturkreis gewohnt war, sei es dort nicht üblich, jeden Speisenden ordentlich mit dem nötigen Besteck auszustatten. Über ein Mittagessen im Haus seiner Gastwirtin berichtete

¹⁴¹ Vom üppigen Essen und Trinken der Franzosen schrieb auch Heinrich Cornelius Agrippa in *Ungewissheit und Eitelkeit aller Künste und Wissenschaften* (1530). Vgl. Reichel, 1999, S. 176.

er, dass nur ein einziges großes Messer zum gemeinsamen Gebrauch an einer Kette am Tisch befestigt gewesen sei, sodass man sich größtenteils mit den bloßen Händen habe behelfen müssen. Von Löffeln habe sogar jede Spur gefehlt, was einen der speisenden Deutschen derart in Rage versetzt habe, dass er darüber mit der Wirtin in Streit geraten sei.

unndt wie wier mitt den händen, ohne löfel, yeglicher sein suppen auß aße unndt demnach die brüen trunke, wie es dann im selbigen landt der gebrauch ist, wolte ein Teütscher nicht ohn einen löfel essen, balget wider die wirtin, daß sie kein löfel im wirdtshaus hatte, wie auch nur ein einzig groß meßer an einer eysenen ketten am tisch angeheftet wahre; damitt mußten wier alle uns behelfen; dann sie nicht also ordentlich mitt messeren unndt löflen¹⁴² wie bey uns versehen sindt. (397)

An der reichhaltigen Auswahl an Speisen¹⁴³ und Qualität der französischen Küche hatte Platter jedenfalls nichts zu beanstanden. Besonders in Paris habe man in Sachen Speis und Trank an dem, was das Herz oder besser gesagt der Magen begehre, keinen Mangel leiden müssen. Man könne u.a. in besonderen Garküchen – offenbar einer Art frühneuzeitlicher Take-Aways – zu einem angemessenen Preis aus einer Vielzahl gebratener Fleischgerichte auswählen und sein Mahl dann in Gasthäusern einnehmen. Dort werde den Gästen nur der Tisch und nach Bedarf Brot und Wein berechnet. An Tagen, an denen das kirchliche Fastengebot gelte, würden in solchen Häusern auch allerlei Fischgerichte angeboten.

Die speiß kan einer in den gartküchen [...] kaufen, da man gebratens, waß gattung man immer begeret, yederzeit umb ein rechten pfenning kaufen kan, welches man nachmahlen in den (cabarets) gastheüseren ißet, da man einem daß brot, den wein unndt den tisch gibt umb ein zimblichen pfenning, wie auch an den vast tagen man allerhandt zubereitete fisch in denselbigen gastheüseren umb daß gelt bekommt. Man kann auch in den pasteten heüseren, wann man will, essen unndt trinken wie gleichfahls in den wirdtsheüseren. (569f.)

Platter nannte diese *gastheüser* auch *cabareten*, also Schenken¹⁴⁴. Eine wichtige, wenn nicht die Haupteinnahmequelle dieser Gaststätten sei nach seinen Worten jedenfalls der Verkauf von Wein und Bier, womit sich gutes Geld verdienen lasse, was dem oben erwähnten Maßhalten im Alkoholkonsum etwas zu widersprechen scheint.

¹⁴² „Löffel waren damals in Frankreich offenbar weniger gebräuchlich als in der Schweiz. Montaigne war überrascht, daß [sic!] 1580 in der Schweiz jeder Person ein Löffel gereicht wurde. Vollständige Bestecke wurden erst im 17. Jahrhundert auf den Tisch gelegt.“ Keiser, 1968a, S. 397, Anm. 1.

¹⁴³ Den Reichtum an Lebensmitteln vermerkte auch Johannes Böhme im *Repertorium librorum trium de omnium gentium ritibus* (1520). Vgl. Reichel, 1999, S. 177.

¹⁴⁴ „Schenke“, *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, <http://fwb-online.de/go/cabaret.s.2n_1645858111>, zuletzt aufgerufen am 05.09.2023.

in den cabareten, [...] fraget man einen gleich, waß gattung weins einer begerert, ob er deßen welle, da die maß vier stüber, 5, 6, 7 oder acht stüber gelte. Item ob er sonst sieße wein welle, oder waß gattung bier begere, so laßet man ihme alles umb den gebürenden pfenning zukommen. Dann man ein mechtigen gewerb mitt wein da treibet; sindt ettliche reiche männer, die sich dorauf legen unndt ihn in solche gastheüser außgeben. (594)

Lokale, in denen für das leibliche Wohl der Kunden gesorgt werde, gebe es jedenfalls in Paris in überwältigender Anzahl und besonders das mannigfaltige Angebot an Geflügel aller Art schien Platter der Erwähnung wert. Darüber hinaus könne man sich aber auch an vegetarischen Gerichten, Süßspeisen und wohlschmeckenden Getränken laben. Da es in solchen Lokalen zu jeder Zeit möglich sei, Bestellungen aller Art aufzugeben, könne sich auch niemand herausreden, wenn es darum ging, kurzfristig ein Bankett zu veranstalten. Sogar wenn der König selbst überraschend zu Besuch käme, habe ein jeder Gastgeber – sofern er es sich leisten konnte – die Möglichkeit, binnen einer halben Stunde zu einem fürstlichen Mahl zu laden.

In der langen, großen gaßen Saint Denis, wie auch sonst hin unndt wider an anderen örteren der statt Paris, sindt mechtig viel wirtsheüser, gartküchen, gastheüser unndt basteten becken, auch heüser, darinnen man lebendige vögel, dauben, wachtlen, veldthüner, fasanen unndt ander feder wildt prett zu allenzeiten ankommen kan. Also wann einer ein pancket will anstellen unndt daß gelt darauf wenden, bekommt er, was sein hertz begeret, lebendig, gerupfet, gespicket, halb oder gantz gebraten, wann undt wie viel er will. An fischen, gewegsen, confecten unndt köstlichem tranck ist auch kein mangel, kan sich keiner entschuldigen, wann einem ein gast, ya der könig selber ohnversehens kompt, weil man in einer halben stundt, wo man begeret, zu allenzeiten ein fürstlich banket kan anstellen. (592f.)

Für den Fall, dass sich ein vermögender Gastgeber nicht die Mühe machen wolle, die Organisation des Festessens selbst zu übernehmen, gebe es auch die Möglichkeit, professionelle Veranstalter zu beauftragen. Man müsse nur Anzahl und gesellschaftliche Stellung der Gäste und den Geldbetrag bestimmen, den man auszugeben bereit sei. Der Veranstaltungsservice besorge dann alles Weitere: von der Lokalität und ihrer festlichen Ausstattung über die Speisen und Getränke bis zu den Unterhaltungseinlagen wie musikalische oder theatralische Darbietungen. Auch auf weibliche Gesellschafterinnen müsse man nicht verzichten, sodass man sich bei all diesen *wolllüsten* wie im Paradies auf Erden fühlen könne, wie Platter geradezu überschwänglich anmerkte. Natürlich seien diese Dienste nicht billig, doch seien die begüterten Kunden für gewöhnlich mit der außerordentlichen Leistung der Bankettveranstalter so zufrieden, dass sie die hohen Rechnungen ohne Beanstandung begleichen würden.

So einer nicht will die mühe in seinem hauß auf sich nemmen, findet man neben ordenlichen wirdts- unndt gastheüseren auch besondere leüt, die säl bestellen, wie man dann an den heüseren angeschlagen sicht: (sale pour faire banquetz) saal für ein bancket zeverleihen, unndt einem daß gantz werck verrichten, nichts begeren zewißen, dann allein wie baldt unndt wie stattlich daß banket solle angestellt werden, wie viel personen man darbey haben welle undt waß man für yegliche welle bezahlen, auch waß standts dieselbigen seyen; da verdinget man daß gantz werck überhaupt, für ein person ein francken, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, ya biß in die 9 unndt 12 francken für ein person umb ein einig gast mahl, unndt wie ich berichtet bin worden, so reüwet niemahlen den bezahler die irten¹⁴⁵ für yeglichen auch zu 4 kronen zebezahlen, sondern mießen allezeit bekennen, sie seyen woll zefriden, unndt danken ihme, er habe daß gelt woll verdient, also zierlich, lieblich unndt stattlich kan er alles, nach gelegenheit der gästen, mitt köstlichen speysen, confect, schauweßen¹⁴⁶, reüchen, tapissereyn, credentzen, frauwenzimmer, seitenspil, comoedien unndt anderen wolllüssen anrichten, daß man vermeint, im jrdischen paradyß zesein. (593)

Anlässe zu solchen Festmählern könne es zudem gar nicht genug geben. In Platters Aufzählungen finden sich Gelegenheiten aller Art. Ob zur Verabschiedung von Gästen, zum Geburtstag, zur Hochzeit oder sonstigen Festtagen, ja sogar bei abgeschlossenen Rechtsgeschäften oder Wetten lasse man es sich bei Speis und Trank sowie Musik und Konversation gut gehen.

Solche gastmähler haltet man gemeinlich bey letzenen¹⁴⁷, haußkeüffen, hochzeiten, festtagen, geburtstagen, proceß unndt rechtshändlen volstreckung, wettungen, oder wann man darumb spilet, wie auch sonst viel gelegenheiten, solche mähler anstellen, täglichen sich zutragen, bey welchen man [...] allerley gutt geschirr mitt eßen, trinken, seitenspielen, dántzen unndt lustigem gespräch die zeit zubringt unndt vertreibt. (593)

Obwohl solche Feierlichkeiten nach Platters Worten geradezu täglich stattfanden, seien dennoch die öffentlichen Lokale stets übevoll, was ihn sehr erstaunte und wohl mitunter auch verstimmt, wenn er selbst einkehren wollte, um dem Gedränge auf den Straßen zu entgehen, und nur schwer ein freier Platz zu finden war.

Unndt ist sich auch darob zeverwunderen, daß obschon viel solcher örteren sindt, da man dergleichen gastmähler pflaget anstellen, so sindt doch yederzeit alle wirdtsheüser auch voller gesten wie gleichfahls die gastheüser, wie ich dann selber gesehen, daß wann ich auf den gassen so viel leüt angetroffen undt vermeinet, es werde niemandts in den heüseren sein, so hab ich doch allezeit die heüser unndt

¹⁴⁵ „wirtsrechnung, zeche“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 10, Sp. 2180, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=I00805>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

¹⁴⁶ „Speisen als Attrappen auf Aufsätzen zur Zier der Tafel“, Keiser, 1968a, S: 593, Anm. 1.

¹⁴⁷ „Abschiedsgeschenk, auch letzte Patengabe, hier Abschiedssessen“, Keiser, 1968a, S. 593, Anm. 2; „den Abschiedsschmaus, -trunk halten“, *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. III, Sp. 1556, <<https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id3.htm#!page/31555/mode/1up>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

wirdtsheüser gesteckt voller leüten gefunden, wann ich hab wellen daselbsten einkehren. (593f.)

Gebe man sich in den genannten *wirdtsheüseren* als gewöhnlicher Gast zu erkennen, dann würde man nicht besonders hofiert und nach Recht und Gesetz zur Kasse gebeten. Jedoch in dem Falle, dass der Kunde bereit sei, keine Kosten scheuen zu wollen und eine aufmerksamere Bewirtung verlange, würde er fortan mit ausgesuchter Dienstfertigkeit versorgt. Mit dem Resultat, dass ihm schließlich eine Wucherrechnung vorgelegt werde, die für gewöhnlich zu viel Streit und Feilscherei führe. Werde schließlich die Hälfte des geforderten Preises bezahlt, sei der Wirt nach Platters Ansicht immer noch gut bedient.

Unndt haben sie in den wirdtsheüseren den gebrauch, wann sie einen sehen, der nur begeret, auf gemeine gattung, wie es der könig geordnet, tractieret zewerden unndt daß ordinary allein zebezahlen, so machen sie einem nicht viel (belle chiere) hofräch; wann aber einer anzeigt, man soll ihn nur woll tractieren, es koste, waß es wöll, da hatt einer herren sach, unndt ist yedermann in seinem dienst; waß er nur wünschet, daß widerfahret ihme. Aber nachmahlen, wann man rechnen soll, so gibt es alsdann erst viel disputierens unndt rantzens¹⁴⁸; darf woll dem wirdt kaum daß halb werden, daß er begeret. (594)

Für Geld, fügte Platter lakonisch hinzu, sei in Paris jedenfalls alles, was man begehre, erhältlich: „Dann man zu Paris alles umb gelt zukaufen oder zeentlehen findet.“ (593)

2.1.2.6 GLAUBE UND ABERGLAUBE

2.1.2.6.1 GLAUBENSKONFLIKTE UND SPUREN DER RELIGIONSKRIEGE

In einer Epoche, die das Konfessionelle Zeitalter¹⁴⁹ genannt wurde, ist es nicht verwunderlich, dass Religion bei der Betrachtung und Darstellung von Bevölkerungen eine wichtige Rolle spielte. Gemessen daran, dass Frankreich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von heftigen konfessionellen Konflikten erschüttert wurde, die offiziell (vorerst) beendet wurden, als Platter schon zweieinhalb Jahre in Frankreich verbracht hatte, liegt es auf der Hand, dass auch er Glauben und religiöse Überzeugungen der Franzosen in seiner Reisebeschreibung nicht unerwähnt ließ.

Umso erstaunlicher wirkt folgende Behauptung über die Einstellung der Franzosen zur Religion: „Sie sindt nicht mehr so eyferig in der religion, wie sie vor zeiten gewesen, weil

¹⁴⁸ „bei einem Handel langweilig gegen einander feilschen, markten“, *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. VI, Sp. 1158, <<https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id6.htm#!page/61157/mode/1up>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

¹⁴⁹ Vgl. Klueting, 2007; Brendle, 2015.

ihre fürgesetzten ihnen mit bösem exempel vorgehendt.“ (613) Interessanterweise machte Platter für die vergangenen Konflikte in erster Linie die französische Elite verantwortlich, die den Rest der Bevölkerung aufgestachelt habe.

Beispielhaft für die mittlerweile eher laxen Haltung zu den religiösen Regeln war eine Wirtin in Saint Canat, die trotz der drohenden Strafe auf Wunsch ihrer Gäste das Fastengebot leichten Herzens missachtet und ihnen im Hinterzimmer die verbotene Ente serviert habe.

Bey dem nachteßen fraget uns die wirtin, was wier begereten, sie hette keine fisch, unndt seye es in der vasten. Ich sagte, dieweil ihr statt Antvogel hieße, ob sie deren keine hette; sie war gar woll zefrieden, doch mußten wir denselbigen in einem besonderen gemach eßen, damitt man es nicht innen wurde, dann sonstn wehre sie gar hoch gestrafft worden. (201)

Zwar seien die konfessionellen Risse mitunter mitten durch die Familien gegangen, zur Zeit von Platters Reise schien das jedoch kein größeres Problem gewesen zu sein. Zumindest in Uzès habe sich die Familie im Haus „deß herren Carsans“, wo der Hausherr „papistisch sampt seinem sohn, sein haußfrauw aber unndt sein tochter reformierter religion wahren“ nicht davon abhalten lassen, den „wienacht abendt“ (233) gemeinsam zu feiern.

Im Reisetagebuch finden sich einige, aber nicht allzu viele Repliken auf die vergangenen kriegischen Auseinandersetzungen zwischen den konkurrierenden Konfessionen. Über die etwa 100 km nordwestlich von Montpellier im Landesinneren gelegene Stadt Millau, wo „die einwohner allesampt der reformierten religion“ seien, berichtete er: „Ist ein zimbliche große statt, liget am Boden, ist allenthalben mitt einem hohen berg umgeben, also daß man sie allenthalben ab denselbigen beschießen kan.“ (399) Trotz des gerade erwähnten militärstrategischen Nachteils seien viele Hugenotten angesichts drohender Gefahr dennoch dorthin geflüchtet, da die Stadt sehr abgelegen sei und auch ihm selbst sehr gut als Versteck hätte dienen können.

So ich lust gehept hette, da zu wohnen, were es gar ein gute gelegenheit für mich gewesen, wie ich dann solches erkundigt habe. Unndt hette man nimmermehr kennen wissen, wo ich hinkommen wehre, so ich es hette wellen still halten, also gar ab weg unndt in den bergen ligt dise statt, dahin die reformierten in gefährlichen zeiten ihre zuflucht haben. (400)

Nicht nur in Millau seien die Einwohner Protestanten. An mehreren Stellen der Reisebeschreibung wird deutlich, dass die Konfessionszugehörigkeit die Bewohner Frankreichs zumindest räumlich trennte. Platter benannte eine Reihe von kleineren

Städten¹⁵⁰, in denen, wenn schon nicht ausschließlich, dann doch in der Mehrheit Protestanten wohnen und in denen auch keine katholischen Messen abgehalten würden. Exemplarisch sei hier die Stadt Ganges im heutigen Département Hérault genannt: „Ist ein kleines stettlin, hatt viel vorstett, ist mechtig volckreich, undt sinndt die einwohner alle der reformierten religion, dahin auch viel in werender verfolgung gezogen; man hatte damahlen gar keine papistische übung daselbsten.“ (159) Selbiges berichtete er nicht zuletzt über La Rochelle¹⁵¹, das im Jahr 1573 vom späteren König Heinrich III. erfolglos belagert wurde.

Andererseits erwähnte er auch Orte, die hauptsächlich von Katholiken bevölkert würden¹⁵², wie z.B. die Stadt Mirebeaux, die in den Hugenottenkriegen zum großen Teil zerstört worden sei.

Diese statt ist zimlich weit, aber doch in den letsten kriegten mechtig verherget unndt zerstört worden [...]. Es ist ein überauß vest schloß in dieser statt, neben welchem noch ein andere vestung gewesen, welche sehr angefochten, dreymal eingenommen, unndt doch allezeit der feindt widerumb hinauß geyagt ist worden, wie dann auch die statt für sich selbs zimlich vest, doch übel bewohnet ist, dann mehrtheils nur arme leüt oder soldaten in der statt sindt; die anderen sindt alle gewichen; sindt alle sehr papistisch. (472)

Ein plastisches Beispiel für die Konfessionskriege lieferte Platters kurzer Hinweis auf die zu Ehren des späteren Königs in Toulouse errichtete Statue Heinrichs IV., der schließlich zum Katholizismus konvertierte, als es darum ging, den Königsthron zu besteigen. Es zeigt, dass in den Wirren der Hugenottenkriege nicht nur Heinrich IV. die Konfession wechseln, sondern auch bei seinen Untertanen anfängliche Verehrung für ihn in gehässige Verachtung umschlagen konnte: „Dem yetzigen könig, als er noch der rechten religion wahre, haben sie zu Tolosa auch aufgebildet unndt ihme nachmahlen alle schmach und spott angethan, wie sie dann gar papistisch sindt.“ (422)

Der Protestant Platter ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass er das reformierte Bekenntnis für die *rechte religion* hielt. Aus seinen Worten spricht aber auch, dass die Hugenotten bei ihrem Kampf um religiöse Freiheit mit einer gehörigen Zerstörungswut

¹⁵⁰ Vigan: „Der mehrertheils einwohner sindt der reformierten religion.“ (161) Gignac: „Sie haben ein kirchen unndt prediger reformierter religion, wie sie dann auch mehrtheils sindt in disem stettlin.“ (206) Orange: „dann vast alle in der statt der reformierten religion sindt.“ (399) Niort: „Die einwohner wahren damahlen mehrtheils reformierter religion, unndt hulte man kein meß in der gantzen statt.“ (461) Loudun: „Mehrtheils einwohner sindt der reformierten religion.“ (473)

¹⁵¹ La Rochelle: „Die einwohner [...] wahren fast alle der reformierten religion, unndt hulte man damahlen kein meß in der gantzen statt.“ (458)

¹⁵² Saint-Bauzille-de-Putois: „In disem stettlin, wie man mich berichtigt, sindt die einwohner allesamt papistisch.“ (159) Poitiers: „Mehrtheils sindt papistisch, yedoch hatt es auch noch viel reformierter religion darinnen.“ (462)

vorgegangen seien, wie z.B. in Orange: „Die kirchen sindt auch von den reformierten niedergeworffen; da man die rechte religion prediget, ist ein grosser saal; bin darinn gewesen, dann vast alle in der statt der reformierten religion sindt.“ (206) Auch in Orleans traf er auf Spuren der Verwüstung katholischer Sakralbauten und zumindest den dadurch entstandenen Verlust an architektonischer Kunst schien er aufrichtig zu bedauern.

Die hauptkirchen, zum Heiligen Kreütz genennet, ist allerdings von den reformierter religionsgenossen zerstöret unndt zuboden gerißen worden; ist schier nichts mehr dann ettliche zerbrochene gewelb unndt seül an demselbigen ort, da sie gestanden, darauß man abnehmen kann, wie groß unndt schön sie gewesen ist. (535)

An einigen Stellen wird auch deutlich, dass protestantische Besucher nicht überall willkommen waren. In Carpentras, wo sie an mehreren Stadttoren erst abgewiesen worden seien, sei die Reisegesellschaft schließlich nur deshalb eingelassen worden, da einer der Mitreisenden einen angesehenen Bürger der Stadt als Gewährsmann habe benennen können:

Wier hetten woll nicht hinein gedörft, aber weil der d. Justus ein bekanten, herren Albertum, der kurtz zavor zu Montpelier in der artzney doctoriert, darinn wußte, kamen wier entlich zu der porten Masan hinein, nach dem man uns von einer porten zu der anderen gewisen. (245)

Auch im katholischen Avignon, der ehemaligen Residenzstadt des Papstes, sei man sehr misstrauisch gegenüber Protestanten. Da die fremden Besucher dort aber mit keinem der Bewohner bekannt gewesen waren, den sie als Bürgen hätten benennen können, hätten sie zu einer List greifen müssen. Sie verschwiegen ihre Herkunft aus dem reformierten Basel, gaben sich unter falschem Namen als Deutsche aus und erschlichen sich so bei den Wachen den Einlass in die Stadt.

Man examiniert uns, wo wier här kämen, sprach der Pollack, h[err] Daniel, er komme von Tolosen, seye im widerzug nach Leon, wie er dann noch erkant wahre, daß er kurtz zavor auch do gewesen, unndt sprach, wier seyen zwen Teütsche, wolten die statt besichtigen. Wier zeigten unsere nammen an, doch nicht die rechten, auch nitt daß ort, wo wier bürtig; dann solte man gewißt haben, daß ich von Basell, hette ich mießen ein bürgen in der statt haben, sonst were ich nitt hinein kommen. (114f.)

Angenommen Platters Einschätzung der Franzosen als in Religionsangelegenheiten nicht mehr so *eyferig* entsprach der Wahrheit, so lässt sich doch festhalten, dass sich nach seiner eigenen Schilderung die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen immer noch mit einem gehörigen Maß an Misstrauen begegneten. Dies darf auch nicht verwundern, denn

die durch jahrelange kriegerische Konflikte verursachten Risse konnten durch ein königliches Edikt selbstverständlich nicht von heute auf morgen gekittet werden. Von den Katholiken in Toulouse wird berichtet, dass sie „denen von Montauban [...] welche alle der reformierten religion sindt, nicht woll trauwen, sonderlich weil sie anno 1573 [...] von denen von Montauban mitt 20 000 starck reformierter schier eingenommen worden.“ (420)

Andererseits würden besonders im von Protestanten dominierten Montpellier, dem Studienort Platters, die Katholiken nach seiner Darstellung äußerst argwöhnisch beäugt. Zum Beispiel würden Katholiken nicht mit der Bewachung der Stadt betraut. Anlässlich der katholischen Christmette an Heiligabend seien nicht nur die Wachen allgemein verstärkt worden, es seien sogar Soldaten mit brennenden Fackeln vor den Kirchen aufgezo-gen, um das nächtliche Treiben der Katholiken ausreichend zu beleuchten.

Die wacht in der statt wirdt gar streng gehalten, nur von den reformierten; dann den papisten hatt man domahlen, wie ich da wohnet, kein wacht vertrauwet. Ich hab auch gesehen, daß am wienacht abendt, wann die papisten in die mittnacht meß sindt gangen, die wacht ist gesterket worden, unndt für allen thüren ihrer kirchen mitt brennendem luntten viel soldaten auf beyden seiten sindt gestanden, dardurch die papisten haben gehen miessen. (84)

Platters abschließendes Urteil zum Verhältnis von Katholiken und Protestanten fasste seine Eindrücke unmissverständlich zusammen: „In summa, sie haben einander nit gar woll getrauwet.“ (84)

2.1.2.6.2 ABERGLAUBE: VON WUNDERN UND TEUFELSWERK

Unabhängig von der Frage nach der Konfessionszugehörigkeit machte der junge Basler auch einige Beobachtungen zu in der französischen Bevölkerung virulenten Überzeugungen, die dem Bereich des Aberglaubens zugeordnet werden können. Auf seiner Reise durch das Land begegneten Platter immer wieder wunderliche Vorstellungen, die dem humanistisch gebildeten Mediziner zumindest fantastisch, wenn nicht gänzlich abwegig oder sogar gefährlich erschienen.

Selbst die Leidenschaft der Franzosen für gutes Essen und gesellige Gastmähler würde bisweilen durch ihre abergläubische Angst vor der Zahl 13 gestört. Sie seien derart *fantästig*, dass sie niemals eine Tischgesellschaft von 13 Personen zulassen würden, da sonst einer der Speisenden binnen eines Jahres sterben müsse. Um dies unter allen Umständen zu vermeiden, bäten sie lieber einen Bettler von der Straße hinzu.

Die Frantzosen [...] sind so fantästig, daß allezeit bey einer tafelen mehr oder weniger dann 13 personen sitzen mießen, dann sie sich bereden, wann der gästen nur 13 seyen, so miesse einer von denselbigen in jahres frist darvon sterben; nemmen ehe ein bettler von der gassen unndt setzen ihn zu ihnen, ehe sie selbs 13 bey einem tisch säßen. (613)

In Montepellier besichtigte er das Kuriositätenkabinett eines „hochgelehrten herren“ der „viel seltzame sachen von frembden örteren“ (165f.) gesammelt hatte. Platter bekam eine Vielzahl exotischer Tiere oder Pflanzen zu sehen. Unter anderem auch ein „ein gar gantz alraun menlin, welches man sagt, es under dem hochgericht wagse.“ (168) Um diese *Alraunemännchen* oder auch *Galgenmännchen* rankten sich nicht nur im französischen Volksglauben in der frühen Neuzeit magische Vorstellungen. Schon im Mittelalter wurde die Alraune u.a. von Hildegard von Bingen wegen ihrer menschenähnlichen Form mit dem Teufel und der Sexualität in Verbindung gebracht. Wie auch Platter andeutete, glaubte man, sie würde aus dem Harn oder Sperma eines Gehängten entstehen und unter dem Galgen wachsen. Die entsetzlichen Schreie, die solch ein Männchen ausstieße, wenn man es ausgraben wolle, hielt man sogar für tödlich.¹⁵³ Der nüchterne Student der Medizin schenkte dieser Geschichte jedoch keinen Glauben und identifizierte das vermeintliche Männchen als in der Form manipulierte Mandragora oder Schmerwurz, der Hirse eingesetzt worden war, um den Eindruck von Haaren zu erwecken: „aber meines erachtens ist es eintweder mandragora oder schmerwurzen also geformieret unndt hirs dahin geseyet, wo die haar gesehen werden.“ (168)

In der Nähe von Uzès sei ihm von einem Bürger der Stadt auf freiem Feld ein ganz besonderer Nussbaum gezeigt worden, der angeblich am Tag des Heiligen Johannes des Täufers nicht nur stets blühe, sondern noch am selben Abend Früchte tragen solle: „do hatt er mir ettwan ein halb stundt von der statt auf einem acker feldt ein kleinen nußbaum gewisen, welchen er vergewißert, daß er auf Sant Johannis baptistae abendt blüe unndt gleich denselbigen abendt auch frucht trage.“ Auch wenn ihm dies „dann nochmahlen viel personen solches zu Uses bestätigten“, blieb Platter höchst skeptisch. Mit den Worten, es „stehet einem yeden frey zeglauben“ (278f.), kommentierte er diese Wundergeschichte knapp und lapidar, ohne seine Zweifel zu verbergen.

Ebenso misstrauisch beäugte er in Paris den König Heinrich IV., als der sich angeschickt habe, durch bloßes Berühren eine an Skropheln leidende versammelte Menge von den damals als *schlaffender wurm* bekannten Geschwulsten an der Haut zu heilen.

¹⁵³ *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. 1, Sp. 312 – 324, bes. Sp. 315 – 318; Giebelmann et al., 2002.

Als sich der König am Weihnachtstag 1599 nach dem Besuch der Messe in Notre Dame zurück in den Louvre habe begeben wollen, „warteten auf ihr. könig. mayest. über die hundert kranke Spangier undt Frantzosen, mann unndt weibs personen, mitt dem (escrouelles) schlaffenden wurm behaftet, in einem großen saal unden im hof.“ (899) Die von Eidgenossen gebildete königliche Garde, habe ihrem Landsmann den Zutritt erlaubt, so dass er Zeuge des heilenden Königs geworden sei.

Als nun der könig persönlich in saal hinein kame, knyeten die patienten alle rings herumb im saal, unndt gunge der könig von einem zu dem anderen, der ordnung nach, that die rechte handt auf undt rüret einem nach den anderen mit dem daumen undt ersten finger daß kine undt die nasen an, demnach in form eines kreützes mit gemelten fingeren beyde baken, zum ersten griff sprechende: (le roy te touche) der könig berühret dich, zum anderen auf die baken: (dieu te guerit) gott heilet dich; machet gleich daß kreütz für yedes angesicht, unndt folgete ihme sein (ausmonier) almusen geber, yeglichen meines behaltens 5 stüber, daß ist ein ort eines frankens, in sein handt zehlende. (899)

Die wundertätige Fähigkeit, durch bloßes Berühren zu heilen, die ab dem 12. bzw. 13. Jahrhundert den französischen und auch englischen Königen zugesprochen wurde, bezeichnete Jaques Le Goff „als eine christliche Variante des geheiligten Königtums“, welche sich als „Werkzeug der herrschenden Dynastie“¹⁵⁴ im Machtgefüge der Feudalgesellschaft gegenüber der Kirche und den großen Feudalherren politisch nutzen ließ. Platter wusste darüber zu berichten, dass im Umkehrschluss nur diejenigen als wahre Könige anerkannt worden seien, die über diese heilenden Kräfte verfügt hätten.

Dann es meines behaltens von könig Ludwig des heiligen zeiten här yederzeit der gebrauch gewesen, daß die könig solche (escrouelleux) presthafte leüt, wie gemeldet, angerüeret haben, unndt hatt man wellen daraus probieren, daß welche könig mit gemelten griffen diese krankheit nicht können heilen, dieseslbigen nicht natürliche frantzösische könig seyen, weil solches den rechten von gott für allen menschen auß verlihen sey. Ettlich haben mir in Engellandt angezeigt, daß auch die königin gleiche kraft habe gehept, solche krankheit mit den griff zeheilen; sie solle auch yeglicher person ein engelloten nach dem griff verehret haben. (899f.)

Platter hatte auch von der „Kontamination“¹⁵⁵ dieses Kults um den König im volkstümlichen Glauben gehört: „Andere sagen, daß yeglicher sibende sohn, wann kein tochter darzwischen worden, gleichmässige kraft habe.“ (900) Von dem gewünschten Effekt durch die königliche Berührung, also einer sofortigen oder erst später einsetzenden

¹⁵⁴ Le Goff, 1998, S. 24f. Vorstellungen von einer besonderen Heiligkeit des christlichen Herrschers finden sich auch im Reich der Ottonen und Salier, die sich als *vicarius Christi*, als Stellvertreter des himmlischen Königs stilisierten. Vgl. Weinfurter, 2009.

¹⁵⁵ Le Goff, 1998, S. 30.

Heilung wusste Platter jedoch nichts. Marc Bloch deutete den Glauben an die Wundertätigkeit der Könige schlicht als „das Ergebnis eines kollektiven Irrtums“.¹⁵⁶ Auch der Basler Mediziner blieb mehr als skeptisch und hielt es für wahrscheinlicher, dass Bewegung und gesunde Ernährung zur Heilung der Skropheln führen konnten. Außerdem sei seiner Meinung nicht auszuschließen, dass der König die Kranken nicht nur einfach berührt, sondern sich verdeckt einer Behandlungsmethode bedient habe, die schließlich ausschlaggebend gewesen sei: „Ich aber vermein, daß die übung im reißen unndt messikeit in essen undt trinken, auch heimbliche curen, so könig. mayest. anstellen, ihnen solche gab zehaben erhalten undt gemehret habe.“ (900) Worin diese heimliche Behandlung bestanden haben mag, wie zum Beispiel im Auftragen einer heilenden Salbe während der königlichen Berührung, wusste aber auch Platter nicht zu benennen. Das änderte jedoch nichts an seiner Skepsis. So sehr die leidenden Kranken „alle gute hofnung“ hatten, „durch diese griff geheilet zewerden“ (899), so wenig war der humanistisch ausgebildete Doktor der Medizin geneigt, an den wundertätigen König zu glauben.

Seine akademische Bildung dürfte Platter vor dem bereitwilligen Wunderglauben vieler seiner Zeitgenossen bewahrt haben. Bildung bedurfte es seiner Meinung nach auch in der Religion, wenn man nicht auf den Irrweg der Magie geleitet werden wollte. Vor allem beim einfachen Volk fern der urbanen Zivilisation vermerkte er einen besorgniserregenden Mangel an religiösen Kenntnissen. Dies liege daran, dass diese Menschen nur selten die Gelegenheit hätten, zur Messe zu gehen, und der auf Latein gehaltenen Predigt ohnehin nicht folgen könnten. Daher würden sie zu gottlosen Menschen werden, die vom Teufel verführt der Magie verfielen. Bei Ville-Franche-de-Rouergue im heutigen Département Aveyron in der Region Okzitanien notierte er:

Unndt verließen mich daselbsten meine gleidtsleüt, die maulesel treiber, mitt welchen ich unterwegs oft auß der heiligen geschrift viel geredt habe, die auch daß allergmeinist undt zu unserem heil nottwendigest nicht gewußt haben, wie sie dann sagten, in ihren kirchen hören sie nur latein reden unndt singen, daß sie nicht verstehen. Dann man in solchen bergen gar selten prediget, da dann ettwan solche leüt nicht hinein kommen, wie sie oft gar weit von den kirchen wohnen undt rauhe, gottlose leüt werden, die der böse geist baldt verführet, daß sie sich ihme ergeben unndt hexen oder hexenmeister werden, deren viel in obgemeltem gebürg gefunden werden. (404f.)

¹⁵⁶ Bloch, Marc, 1998, S. 452.

An der Existenz des Teufels schien Platter nicht zu zweifeln, da war er ganz Kind seiner Zeit. Für gewöhnlich bevorzugte er es aber, hinter dessen vermeintlichem Wirken natürliche Ursachen zu sehen. Ein „frantzösisch sprichwort“, das vom „Le diable de Vaufert zu teütsch: Der teüfel von Vaufert“ (260) kündete, erklärte er lieber mit dem Wind, der die Grasbüschel auf den Weihern bewegte.

daß sprichwort komme dahär, weil viel mosechtige erden unndt kleine weyer in der selbigen gegne, darinnen ettliche graßbuschen wie kleine inseln für unndt für sich bewegen; weil sie kein satte wurtzen haben unndt oft vom windt getriben werden, hatt man gesagt, der teüfel wohne under denselbigen kleinen inslen unndt bewege sie also. (260)

In seiner Eigenschaft als Arzt hütete er sich auch davor, zu schnell böse Geister oder Dämonen für Krankheiten verantwortlich zu machen. Zumindest im Fall eines Mannes in Uzès, der behauptet habe, durch die Erscheinung eines Gespenstes um den Verstand gekommen zu sein, und an dem ein Exorzismus durchgeführt worden sei, waren nach Platters Meinung Bedenken angebracht.

Außerthalb der statt [...] ist ein alte, zerstörte kirchen [...] Man bringet auch viel beseßene leüt dahin, daß man ihnen den bösen geist da vertreiben solle, wie ich dann einen hab sehen da beschwehren¹⁵⁷; [...] Man beredt ihn, er wehre beseßen. Er zeigte an, als er zenacht den pferden gehütet, seye ihm ein gespänst erschienen, welches ihme ein paar schu verehrt; die hab er angezogen unndt seye alsbald von seinem rechten verstandt kommen. (218)

Die Diagnose des Baslers Mediziners war eine ganz andere: „der arme mensch wahre nur, meines erachtens, melancholisch“, denn er „hatt aber nur sein muter sprach geredt, auch keine seltzame bewegung deß leibs geübet, die sonst bey den besessenen gar gemein.“ (218) Medizinhistorisch interessant ist der Hinweis auf die Muttersprache, demnach aus einem wirklich Besessenen der Dämon für gewöhnlich in einer dem Patienten unbekannten Sprache sprechen würde.

An anderer Stelle machte sich Platter über die Neigung, in Allem den Leibhaftigen am Werk zu sehen, sogar schlichtweg lustig. Bei seinem Besuch der Abtei des Klosters Saint Victor nahe Marseille erwähnte er, was man sich über einen seltsamen Klauenabdruck an einer Säule des Kreuzgangs erzähle.

Im kreützgang ist ein brunnen unndt darbey ein steinene seülen, in welcher ein griff gleichsam einer klauwen gezeigt wirdt. Sie sprechen, daß der teüfel auf ein zeit in dem kloster gewesen unndt als ihme die procession begegnet, die ostien ansehndt, als er nirgendts außweichen können, seye er vor angst in den brunnen gesprungen

¹⁵⁷ „incantare, adjurare, bezaubern, bannen“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Sp. 1608, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=B05269>>, zuletzt abgerufen am 20.12.2023.

unndt mit dem klauwen sich an der seül anhalten wellen, nichts destoweniger aber hinein gefallen unndt habe daß maalzeichen hinderlassen. (191)

Diese Geschichte erschien ihm doch zu fantastisch. Womöglich war die Rolle, die den geweihten Hostien dabei zukam, dem überzeugten Protestanten ein Dorn im Auge. Er kommentierte sie so knapp wie süffisant und mit unverhohlener Ironie: „Ob der arme teüffel aber ersoffen oder widerumb entrunnen seye, kan man eigentlich nitt wißen.“ (191)

Wenn es aber darum ging, dass durch das vermeintliche Wirken des Teufels in Platters Augen die öffentliche Sittlichkeit leide und die Menschen zu sündigen Handlungen angestachelt würden, verstand er nicht den geringsten Spaß. Einer besonders perfiden Variante des Aberglaubens, durch die nach seiner Meinung die sexuelle Unmoral gefördert werde, widmete er sogar ein eigenes Kapitel: dem sogenannten Nestelknüpfen. Dieses *nestel knipfen* sei seiner Darstellung nach hauptsächlich im Languedoc verbreitet.¹⁵⁸ Dabei seien anlässlich von bevorstehenden Hochzeiten, vorzugsweise auch während der Trauung, Bänder zu einer Kordel zu dem Zweck verknüpft worden, den Bräutigam unter Anrufung des Teufels impotent zu machen. Da der betroffene Mann aber nur in Bezug auf seine (zukünftige) Ehefrau impotent werde, habe der Zauber zu sündhaftem Ehebruch und sexuellen Beziehungen ohne göttlichen Segen geführt, was Platter offenbar besonders empörte. Nach seiner Darstellung sei es nichts anderes als das Werk des Teufels, „welcher dermaßen die ehe hasset, daß er alle mittel understehet zebrauchen, dieselbige zu zertrennen, ehebruch unndt hürerey dardurch zepflantzen.“ (274)

Die gantze zauberey beschicht allein, weil der priester die wort spricht: Was gott zesamen gefügt hatt, daß soll der mensch nitt scheiden; als dann knipft der zauberer oder zauberin einen nestel zesamen unndt sagt: (Mais bien le diable, en iettant un patac derriere le espauls) Vom teüffel, wirft auch hiemit ein pfenning hinder sich unndt sagt: Zeüch, teüffel! nimb, teüffel! so wirdt der pfenning verlohren, unndt ist die zauberey verrichtet. Kan demnach der hochzeitter sein eheliche gespons nicht erkennen so lang, biß der nestel widerumb aufgethan wirdt. Sie kennen aber ihr mannheit woll gegen anderen weiberen oder töchteren brauchen, dahär ehebruch unndt hurerey entsteht. (274)

Ohne es mit Sicherheit behaupten zu können, vermutete er, dass Missgunst oder Rachedgedanken eines im Werben um die Frau unterlegenen Kavaliers dazu verleiteten,

¹⁵⁸ Die Tradition dieses Schadenzaubers reichte aber weit über die Grenzen Frankreichs hinaus und war auch im deutschsprachigen Raum bis ins 20. Jahrhundert nicht unbekannt. Vgl. *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. 6, Sp. 1014 – 1016.

sich dieses Zaubers zu bedienen: „vielleicht wegen deß verbunstes¹⁵⁹, weil yederzeit viel umb eine bulen, oder auch der raachgeirikeit.“ Bisweilen sei dieser Aberglaube sogar „von dem pfaffen selbs getriben, der sie einsegnet“ (274), behauptete Platter, was die Frage nach den Beweggründen in ein besonders pikantes Licht rückt.

Ein anderes Motiv habe auch simpler Unfug und Schadenfreude sein können. So berichtete er z.B. aus eigenem Erleben – „wie ich einen gekennet“ (274f.) – von einem kleinen Knaben, „der seines vatters dienstmagdt disen schalck gethan“ und der den Zauber erst „auf der magdt trungenlich bitten widerumb aufgelöset“ habe, sodass „ihr mann alsbaldt widerumb zu recht kommen unndt curiert worden“ (275) sei. Jedenfalls sei dieser Aberglaube im Languedoc so verbreitet, dass die große Mehrheit der Brautleute sich heimlich trauen lasse und erst danach die Hochzeit öffentlich mache.

Es ist leyder so gemein in Languedock [...], daß under 100 ehen nitt zehen offentlich ihre ehe mitt dem kirchgang bestätigen; sonder nach verkündigung, wie sie pflegen, nemmen sie vatter undt muter oder ein par ihrer nechsten freunden allein mitt ihnen in ein dorf, da man am wenigsten trauwet, unndt lassen sich heimlich einsegnen; demnach kommen sie widerumb in die statt oder an ihr ort unndt richten erst daß gastmahl an. (274)

Könne man den oder die Übeltäter überführen und dingfest machen, verbrenne man sie auf dem Scheiterhaufen. Platter rief solchen Schurken nach, dass sie auf Ewigkeit in der Hölle schmoren mögen: „Es ist so ein schandtlich, böß, teüfelisch werck, daß man auch mit dem feür die thäter hinrichtet, unndt ohne zweifel der teüfel den pfenning, welcher verlohren wirdt, biß an jüngsten tag zum warzeichen aufbehaltet, damit er die thäter überweysen kenne.“ (274) Darüber, wie solche Schuld tatsächlich nachzuweisen sei, machte sich der junge Bildungsreisende jedoch keine Gedanken. Er glaubte offenbar selbst fest an die Möglichkeit, im Bunde mit dem Teufel Schadenzauber dieser Art anzurichten, und hielt dies nicht zuletzt wegen der daraus folgenden sittlichen Verwerfungen wie *ehebruch unndt hurerey* für eine schreckliche Sünde. Platter gab vor, dass er noch weit mehr über solche abergläubischen Praktiken erzählen könne, es aber vorziehe, den Mantel des Schweigens darüber zu hüllen: „Es sindt sonst noch viel gattungen, die geübt werden an statt deß nestelknipfens, deren ich doch gern geschweig.“ (275)

¹⁵⁹ „verbunst: Mißgunst [sic!], Neid“, Keiser, 1968a, S. 274, Anm. 2; „misgunst“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 25, Sp. 183, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=V00692>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Äußerst mulmig zumute war es dem jungen Reisenden in Bagnols-sur-Cèze bei einem privaten Abendessen, wozu er von dem „gubernator der statt“ und „öbristen provos in gantz Langendock“ (212) nach Hause eingeladen worden war. Nach einer Weile der angenehmen Konversation, wobei der Gastgeber leutselig aus seinem Leben berichtet habe, änderte sich das Gesprächsthema plötzlich. Der Gouverneur habe sich als Schwarzmagier entpuppt, der behauptete, mit Leichtigkeit Satan beschwören zu können. Außerdem sei Platter später berichtet worden, dass er mit magischen Ringen hantiere, deren einer dazu geführt habe, dass eine adlige Dame schließlich elend gestorben sei. In dem Ring sei ein Geist gefangen gewesen, der auf alle Fragen habe antworten können, wodurch die Dame nun auch alles erfahren habe, was über sie erzählt worden sei. Darüber sei sie trübselig geworden und habe vergessen, dem Geist täglich zwei Stunden zu verehren, wie ihr vom Gouverneur aufgetragen worden sei. Zur Strafe sei der Geist in sie gefahren und habe sie bis zum Ende ihres Lebens nicht mehr verlassen.

Alle seine reden unndt gesprech wahren von übernatürlichen künsten, bösen geisteren oder schönen frauwenzimmern [...]. Allein dieweil er sich seltsamer sachen rühmet unndt ettliche guldine ring sonderbahren leüten verehret, darinnen ein (spiritus familiaris) geist wahre, hulte man ihn für ein zauberer oder schwartzkünstler. Wie man mich dann berichtet, er einer fürnemmen, edlen frauwen auf ihr begeren kurtz zavor auch einen solchen ring solle verehret haben, darinnen ein heimbllicher geist verfasset wahre. Welchen geist, wann die frauw ettwas fraget, konte er es ihren alles entdecken, allein mußte sie ihme täglich 2 stundt ehr anthun, wie dann der provos ihren bevohlen, sonst keme sie in groß unglück, daß auch entlich erfolget. Dann weil sie alles wußte, was man von ihren saget unndt sich hin unndt wider zutrüge, wardt sie letstlich so verwirt unndt melancholisch, daß sie dem geist im ring sein versprochene ehr niht erzeiget; dahäro sie von ihme beseßen unndt also jämmerlich ihr leben hatt enden mießen, wie man mich berichtet hatt. Disem desto mehr glauben zegegeben, verursacht mich sein thun unndt lassen, dann er mitt mir ein gute zeitt deß nachtessens von den bösen geisteren disputieret, unndt wie so wenig ceremonien von nöten, den leidigen sattan zebeschweren; er kam so tieff in discurs, daß ich schier gewolt, ich wehre in meiner herberg. (212)

Platter war es im Laufe des abendlichen Gesprächs im Schloss des Gouverneurs zunehmend unheimlich geworden und er wünschte sich zurück in seine Herberge.

Fast drei Jahre später hatte er ein ähnliches Erlebnis in Besançon mit dem Grafen von Cantecroy, der sich ebenfalls lange mit dem jungen Arzt unterhielt. Nach Platters Bericht habe der Graf dabei „mehrtheils von zauberey“ gesprochen, „deren er sehr nach hienge, ettliche dardurch umb daß leben ze bringen.“ Als ihn der Graf noch am Morgen der geplanten Abreise zu sich einlud, lehnte er erschrocken ab und gab vor, schon abgereist zu sein: „Als ich schon wolte zu der statt hinaus, schiket er noch ein botten nach mir, ich

solte die faßnacht bey ihme verbleiben; aber ich entbotte ihme, ich wehre schon hinweg; zoge also eylendts fort, dann mir seine gesellschaft nicht zum angenehmsten wahre.“ (922)

Mit einem Schwarzmagier, der sich offen brüstete, durch Zauberei Menschen ins Jenseits zu befördern, wollte er doch lieber keinen Umgang pflegen. Sein abschließender Kommentar zu diesen beiden Adelligen, die sich der Magie gerühmt hätten, veranschaulicht, dass sie in seinen Augen, wenn nicht gar völlig wahnsinnig, dann doch sicher geistig nicht ganz gesund seien: „glaub gentzlich, sie seyen in einem (praedicamento) spital siech.“ (212)

2.1.3 Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen

2.1.3.1 REGIONEN UND STÄDTE

Auf seiner Reise durch Frankreich bemerkte Platter auch regionale Unterschiede und Besonderheiten: „Daß volck in Franckreich ist nicht durchauß auf einerley weiß geartet.“ (611) Daher finden sich in seinem Reisetagebuch einige Beschreibungen der Bewohner wie u.a des Languedoc, der Gascogne, des Poitou, der Normandie oder auch der städtischen Bevölkerungen wie z.B. von Marseille oder Montpellier.¹⁶⁰

Insbesondere glaubte er die Bewohner Südfrankreichs vom Rest der Franzosen unterscheiden zu können. Kulturell sah er im mediterranen Süden auffällige Ähnlichkeiten zu den angrenzenden Ländern Spanien und Italien: „Dann welche mitt Spangien unndt Italien gräntzen, haben viel von ihren gebreüchen unndt arten.“ (611) Die weiter im Norden beheimateten Franzosen schilderte er als Menschen, die zu unüberlegten Handlungen neigen und die „erst nach der thatt ihren fähler, gleich wie die Spanier vor der thatt unndt die Italiener in der thatt“ (613) bedenken würden. Die Südfranzosen hingegen schätze er in ihrer Mentalität als bodenständiger und zudem als klüger und verständiger ein: „sindt bestendigers unndt sinnreichers gemüts dann die anderen Frantzosen.“ (611) Die Südfranzosen würden überlegter handeln und ihre Taten stärker durchdenken. Doch was auf den ersten Blick wie ein positives Urteil wirkt, bekommt im Kontext der Beschreibung der Bürger von Montpellier ein anderes Gesicht.

Es ist zu Montpelier gar ein stattlich volck in kleidung, speysen, spilen, dántzen unndt anderen geprängen. Dann waß sie an frantzösischen hoff, in Italia oder Spangien sehen, daß zur hoffart dienet, wie auch gleichfahls alle list unndt vorthail,

¹⁶⁰ Die Bewohner der Hauptstadt Paris erscheinen in seinem Bericht nicht als eigenständige Gruppe. Sie repräsentieren nach seiner Darstellung meist prototypisch die Franzosen im Allgemeinen.

daß thundt sie ihnen nach; dahäro es gar ein geschwindt unndt listig volck ist, kennen andere nationen wie auch die Frantzosen selber leichtlich betriegen. (78)

Die den Südfranzosen zugeschriebene Umsichtigkeit wird so zur Listigkeit, die vor allem dann einen Vorteil dargestellt habe, wenn es darum gegangen sei, jemand anderen zu beschwindeln oder gar zu betrügen. Von den Spaniern und Italienern wie auch vom französischen Hof würden sie sich vor allem das aneignen, was der Eitelkeit und der prächtigen Erscheinung diene. Platter konterkarierte somit die von ihm selbst konstatierte kluge Bodenständigkeit der Südfranzosen mit der Skizze eines listigen und eitlen Gecks, der bei allem darauf erpicht sei, einen prächtigen Eindruck zu hinterlassen.

In diese Richtung weist auch seine Interpretation der so auffälligen wie ungewöhnlichen Festtagstracht der Bürgermeister von Montpellier: „Es miessen auch die burgermeister yede bey dem kirchgang undt sonst anderen festen lange carmesin rote röck biß auf die knoden¹⁶¹ tragen unndt ein chaperon über die rechte achslen von gleicher farb, ist schier gemacht wie ein strumpf.“ Über den Ursprung dieser sehr feminin anmutenden Bekleidung konnte er nichts Genaues erfahren, aber nach seinem Urteil solle sie vor allem den vornehmen Rang der Bürgermeister prachtvoll zum Ausdruck bringen: „Ich glaub gäntzlich, es bedeüte diser strimpf nichts anders dann allein, daß sie wegen desselben gleich wie die weiber, so ein chaperon auf ihrem haupt dürfen tragen, für andere leüt sollen geehret werden.“ (84)

Überhaupt schien man in Montpellier eine Vorliebe für Damenkleidung zu haben. In einer beiläufigen Bemerkung erwähnte Platter, dass sich die jungen Männer Montpelliers an Allerseelen maskiert sowie in Frauenkleidern das Ringelrennen bestritten und dabei viel Lärm veranstaltet hätten: „an aller seelen tag renneten die stattlichen jungen burger von Montpelier, gar zierlich alle in weiber kleideren vernumbt, zum ringlin [...] wahren alle maßhgieret; ettliche kleider wahren mitt dünnem, gelben blech überzogen, gab ein groß getöß im lauffen. (91) Leider lieferte er keinerlei Erklärung für Sinn und Zweck dieses Brauches einen Tag nach Allerheiligen. Die Verkleidungen, das Tragen von Masken und Datum der Feierlichkeit erinnern entfernt an das mittlerweile in vielen Ländern bekannte Treiben zu Halloween. Ob es mit der dabei getragenen Damenbekleidung eine tiefere Bewandnis als allgemeine Belustigung hatte, bleibt jedoch völlig im Dunkeln.

¹⁶¹ „Fußknöchel“, Keiser, 1968a, S. 84, Anm. 1; „Gelenknoten, -Kopf, Knöchel“, *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. III, Sp. 734, <<https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id3.htm#!page/30733/mode/1up>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Das Languedoc habe sich schon in der Sprache vom übrigen Frankreich unterschieden: „Erstlich wirdt sie Languedoc genennet, von wegen daß an statt die Frantzosen für ja ouy sagen, so sprechen sie oc oder o ben oc, unndt heißet also langue d’oc nichts anders dann (langage d’oc) die sprach, da man oc saget.“ (423f.) Dass sich mit der sprachlichen und kulturellen Identität auch ein gehöriges Maß an Lokalpatriotismus verbunden habe, konnte Platter anlässlich des Einzuges des Herzogs von Uzès im Juni 1597 erleben.

Zum Empfang ihres Herzogs hatten sich die Bürger ein besonderes Spektakel ausgedacht. Drei Jünglinge hatten sich als göttliche Nymphen verkleidet, die jeweils das Languedoc, das übrige Frankreich und die alte lateinische Welt verkörperten. In gereimten Worten in den jeweiligen Sprachen wetteiferten sie darum, wem es am meisten gebührte, den Herzog willkommen zu heißen. Laut Platters Bericht verlief der Wettstreit der Göttinnen wie folgt. Die französische Nymphe habe gefolgt von der Lateinischen begonnen, jedoch seien beide sogleich von der okzitanischen mit dem Hinweis auf ihr Heimatrecht zurechtgewiesen worden. „Entlich streitet die göttin von Uses in ihrer muter sprach wider beyde, will ihnen nitt weichen, zeigt mitt 6 versen an, es gebüre ihnen als der einwohnerin vor anderen, ihren hertzog zeempfahen.“ (223)

Dies habe die französische Nymphe mit verächtlichen Worten über die languedocische Sprache pariert und behauptet: „die grobe redt hab nie kein ehr eingelegt“, worauf die lateinische arrogant angemerkt habe, dass Französisch gar nichts Eigenständiges sei, „dann sie ihr sprach von den Lateinen genommen“ habe. Dem habe wiederum die okzitanische Nymphe entgegnet, dass auch die lateinische Nymphe gar nicht so überheblich zu tun brauchte, „dann ihre vorelteren haben ihr hauptstatt Rom zweymahl eingenommen.“ Die französische Göttin habe daraufhin betont, wie lieblich ihr sprach seye“, was die lateinische jedoch kleinzureden versucht habe, da die Franzosen „umbsonst ihr sprach rümen, weil dieselb nur in einem königreich geliebt, aber ihre in der gantzen welt geübt unndt hoch geschetzet werde.“ (224)

Bei all diesem Gerede über die Schönheit der Sprachen sei der okzitanischen Nymphe der Geduldsfaden gerissen. Sie habe klargestellt, dass sie selbst mehr als nur reden könne und ihre Position auch tatkräftig zu behaupten wisse: „Entlich spricht die göttin von Uses, sie kenne woll abnehmen, daß ihr thun nur im woll reden stehe; ehe sie ihnen wolte weichen, sie wolte sich ehe mitt ihnen rauffen unndt schlagen.“ Schließlich hätten die französische und lateinische Göttin nachgegeben, da sie haben sehen können, dass die okzitanische „albereit im harnisch seye“ und sie „sonst [...] baldt mit streichen von deren von Uses empfangen werden“ würden. Nachdem ihre Rivalinnen der Androhung roher

Gewalt gewichen waren, habe die okzitanische Nymphe mit folgenden Worten das Streitgespräch beendet: „Gleich wie es nitt unbillich, daß der vogel seine jungen in seinem nest außbrütet unndt fürbringet, also soll man nitt vermeinen, sie verliere ihren verstandt, wan sie begeret zeerhalten, was ihren gebüret.“ (224)

Auffallend am Diskurs der Göttinnen ist die Rolle, die den jeweiligen Sprachen beigemessen wird. Latein sei die international am meisten gesprochene Sprache von den dreien, woran es auch nichts zu rütteln gebe. Französisch jedoch sei eine *liebliche* Sprache, wohingegen das Okzitanische als *grob* gelten müsse. Interessanterweise wurde weder das eine noch das andere von den Rivalinnen in Abrede gestellt, was darauf schließen lässt, dass solche ästhetischen Urteile in jener Zeit kolportiert wurden und bis zu einem gewissen Grad Allgemeinplätze waren. Dass sich dennoch nicht jeder dieser Meinung angeschlossen haben dürfte, versteht sich von selbst. Jedenfalls sei die okzitanische Göttin nicht aufgrund einer besonderen Qualität ihrer Sprache als Siegerin aus dem Streitgespräch hervorgegangen, sondern indem sie lokalpatriotisch auf das ihr angestammte Recht als Einheimische pochte, was niemand habe in Abrede stellen dürfen.

Interessant ist auch der Rückgriff der okzitanischen Nymphe auf längst vergangene Zeiten, womit sie ihre lateinische Gegnerin in die Schranken zu weisen versucht habe. Mit der zweimaligen Eroberung Roms durch ihre *vorelteren* spielte sie möglicherweise auf gallische Stämme und die Schlacht an der Allia um 390 v.Chr. sowie auf die Plünderung Roms durch die Westgoten unter Alarich im Jahr 410 n.Chr. an. Allerdings kann das nur vermutet werden, im Streitgespräch wurde dies laut Platter nicht spezifiziert. Eben daraus kann man schließen, dass die genannten Eroberungen Roms Bestandteil der kollektiven Erinnerungskultur der Menschen im Languedoc waren. Sonst würde der historische Verweis keinen Sinn ergeben und bei den Zuhörern auf Unverständnis stoßen. Die Instrumentalisierung historischer Ereignisse zur Konstruktion korporativer Identitäten ist aus vielen Kulturen ausreichend bekannt. Die hier möglicherweise vorliegende Selbstidentifizierung der Menschen im Languedoc mit keltischen Stämmen aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert zum einen, und zum anderen mit den im 5. nachchristlichen Jahrhundert eingewanderten germanischen Westgoten überrascht dennoch. Sie legt aber auch den Gedanken nahe, dass es ein ausgeprägtes Bedürfnis gab, sich korporativ von anderen Nationen und sicher nicht zuletzt vom Rest der Franzosen abzugrenzen.

Laut Platter habe neben den lokalpatriotischen Anwandlungen im Languedoc aber auch einige dort eigentümliche Sitten gegeben. Besonderes Interesse zeigte er in seiner

Reisebeschreibung für einen Brauch, den man an Heiligabend pflege und den sie „auf ihr sprach cachefioc, bedeck daß feür nennen.“ (233) Dabei werde ein hölzerner Stock auf den Kaminrost gelegt, um den sich alle Hausbewohner versammeln würden, sobald er zu brennen beginne. Das jüngste Kind müsse, wenn es nicht noch zu klein sei, in seiner rechten Hand ein Glas Wein, Brotkrumen sowie Salz und in der linken eine brennende Kerze halten. Dann würden alle ihre Häupter entblößen und das Kind spreche „auf ihr muter sprach“ (234) folgende Worte, die Platter auf Okzitanisch notierte und denen er seine Übersetzung anfügte.

Ou Monsieur (le maistre de la maison)
 S'en va et vent
 Dious donne prou de ben
 Et de mau ne ren.
 Et Dious donne des fennes enfantants,
 Et des capres caprettans,
 Et des fedes agnolans,
 Et vacques vedelans,
 Et des saumes [Ânesses] poulinans,
 Et de cattes cattonans,
 Et de rattes rattonans,
 Et de mal non ren,
 Si non force ben.

Daß lautet verteütschet also:

Wo der herr deß hauses hin gehet oder härkompt, so gebe ihm gott viel guts unndt nichts böses. Unndt gott gebe gebärende weiber, auch geißen, die gitzelen, unndt schaff, die lämlen, unndt kühe, die kalberen, unndt stuten, die fülyn bringen, unndt katzen, die kätzlen, undt ratten, die ratten machen, unndt nichts böses, aber viel gutts gebe uns gott. (234)

Danach streue wieder das Kind im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes zuerst das Salz auf den brennenden Stock, gieße dann den Wein darüber und lasse schließlich Kerzenwachs darauf tropfen. Jedes Mal würden alle Versammelten „Allegre, diou nous allegre; daß ist: Frölich, gott, mache uns frölich.“ (234) dazu rufen. Platter lieferte leider keine weiteren Erläuterungen zu diesem Brauch, er fügte jedoch an, dass man der Kohle des verbrannten Stocks besondere Kräfte zumesse.

Man saget, daß ein glüige kolen von solchem stock kein dischlachen durchbrenne, so man sie drauf leget. Sie behalten die kolen fleissig daß gantz jahr auf unndt vermeinen, wann ein mensch oder thier geschwollen, so man die geschwulst mitt derselbigen kole umbzeichne, kenne sie nitt zunehmen, sondern verzehre sich alsbaldt. (234)

Im Anschluss nehme man das Festmahl zu sich, bei dem jedoch auf Fisch und Fleisch verzichtet werde. Der Bildungsreisende betonte, persönlich dabei gewesen zu sein,

verzichtete aber wie so oft auf jeglichen Kommentar. Allerdings fügte er abschließend bedeutungsvoll raunend hinzu: „Man lasset den tisch die gantze nacht bedeckt, darauf stelt man ein halb glaß voll wein, brot, saltz undt ein meßer, wie ich alles selbs gesehen.“ (234) Für welchen geheimnisvollen Besucher diese nächtlichen Gaben bestimmt gewesen waren, ist seinem Bericht leider nicht zu entnehmen. Betrachtet man die Worte, die über den brennenden Stock gesprochen wurden, ist aber nicht zu übersehen, dass die Bitte um Fruchtbarkeit im Zentrum stand. Gemeinsam mit der Rolle des Feuers deutet das ganze Zeremoniell bei aller christlichen Verbrämung auf vorchristliche Wurzeln dieses Brauchs. Platter schien daran allerdings keinen Anstoß zu nehmen.

Zwei andere Sitten im Languedoc, die Platters Interesse weckten, standen im Zusammenhang mit Hochzeiten. Da in einem Fall der Bräutigam im gleichen Haus wie er selbst wohnte, wurde er Zeuge, wie einer der unverheirateten Männer der Braut das Strumpfband von der Wade abnahm, was ihm vielleicht in der Art des aus heutiger Zeit bekannten Werfen des Brautstrauß Glück bringen sollte. Nachdem sich das Paar ins Schlafzimmer zurückgezogen hatte, habe sie die ganze Hochzeitsgesellschaft dort aufgesucht und ein jeder die Beiden mit den besten Wünschen auf den Mund geküsst. Platters derbe Wortwahl – *maul* anstatt des edleren *mund* – und seine Betonung, dass sowohl Junge wie Alte, Männer und Frauen diesen Kuss gegeben haben, dürften darauf hinweisen, dass ihm solche Intimitäten eher unangenehm waren und er sie womöglich auch für unangemessen hielt.

Unndt dieweil er auch bey uns in deß Catalans hauß wohnet, sahe ich, wie man die hochzeiterin zu bett fuhrte, name ihren ein junger gesell daß hosenbandt im führen vom waden hinweg, unndt als sie im bett in den nachtkleideren saße, gungen alle hochzeit leüt in die kammeren unndt küßten sie, mann unndt weib, iung unndt alt, alle auf daß maul, wünschten ihren hiemit glück. (145)

Ein zweiter, für die Betroffenen höchst unangenehmer Hochzeitsbrauch werde ausgeführt, wenn ein beträchtlicher Altersunterschied zwischen den Eheleuten bestehe. Bei diesem *chalifary*¹⁶² oder *lärmen* versammle sich eine mit allerlei Gerätschaften bewaffnete Menge des Nachts vor dem Haus der Neuvermählten und veranstalte ohrenbetäubenden Lärm, um die Bewohner zu verhöhnen und nicht zur Ruhe kommen zu

¹⁶² „Chalivari, Charivari – „Katzenmusik im Elsaß – ist ein in ganz Frankreich, seit dem Hochmittelalter bis heute geübter, oft grausamer Brauch.“ Keiser, 1968a, S. 275, Anm. 2. Platter erwähnte diesen Brauch nur im Languedoc.

lassen. Diese *schandliche kirwy*¹⁶³ werde so oft wiederholt und mitunter auch die Straße mit ungeheuerlichem Gestank verpestet, bis die Opfer sich nicht mehr zu helfen wüssten und sich mit Geld von den dreisten Störenfriede freikaufen würden.

chalifary [...] wirdt geübet, wann ein lediger junger gesell ein alt wittfrau, oder ein jungfrau ein alten wittling zur ehe nimbt. Als dann versamblet sich die junge gesellschaft in der statt zesamen in einer zimlichen anzahl, hatt yeder ein besonder instrument, der ein ein alten kessel, der ander ein pfannen, der dritt ein trommen, der viert ein pfeiffen, der fünft ein löfel im saltzfaß, der sechst ein kühhorn u.s.w., unndt ziehen also für daß hauß, darinnen die eheleüte schlaffen, heben ihre instrument ettwan umb mitternacht an zeüben, understehet ye einer heßlicher zu schreyen, singen oder schlahen als der ander, welches ein solch greülich getümmel und geschrey erweket, daß auch kein nachbaur biß in daß zwelfte hauß kein ruhe nitt haben kann. Sie bereüchen auch oftermahlen die gassen mitt solchem gestanck, daß es schier niemandts erzeugen kan. Dise schandliche kirwy treiben sie so viel unndt lang, alle nächst ein stundt oder drey, ya auch biß an tag, biß daß die angehende eheleüt mitt ihnen überkommen, in dem sie ihnen ein dotzet kronen, mehr oder weniger, ye nach ihrem vermögen, verehren, welche sie nachmahlen mit einanderen verzehren, unndt also die eheleüt dardurch ruhe bekommen. (275f.)

In Platters Augen war solch pöbelhaftes Verhalten nichts anderes als eine Schande. Außerdem wusste er zu berichten, dass die lärmende Meute gelegentlich in Streit mit dem Anhang des Brautpaares geraten würde. In einem Fall sei die Auseinandersetzung eskaliert und sogar jemand erstochen worden, worauf alle, die sich am *chalifary* beteiligt hatten, zum Tode verurteilt worden seien. Die Übeltäter hätten sich ihrer Strafe aber allesamt durch Flucht entzogen und obwohl der Brauch verboten worden sei, würde er dennoch fortgeführt.

Es haben sich woll bißweilen viel ungereümbte händel bey solchen lärm zugetragen, daß auch zu Uses, wie ettliche mitt einer guten music wolten den angehenden eheleüten hofieren unndt dise mitt ihrem getümmel (chalifary) sie verhinderten, einer von den lärm machen erstochen ist worden, der mitt der guten music gunge, dahäro man die lärm macher alle zum todt verurtheilet, welche aber außgerissen wahren, unndt disen handel hoch verboten hatt; wirdt doch nichts destoweniger getriben. (276)

Da der Basler einige Jahre im Languedoc gelebt, studiert und gearbeitet hatte, wusste er über die Menschen dieser Region auch mehr zu erzählen. Seine Kommentare zu den Bewohnern anderer Landstriche Frankreichs, sofern er überhaupt welche anführte, fielen vergleichsweise kurz aus.

¹⁶³ „kirwy: Kirchweih, dial. Kilbi“, ebd., S. 276, Anm. 1. Hier aber besser zu verstehen als „lärmiges Durcheinander, Volksauflauf, Aufregung“, *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. XV, Sp. 1051, <<https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id15.htm#!page/151049/mode/1up>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Über die Gaskogner wusste er zwar einiges, aber nicht allzu viel Gutes zu berichten. Vor allem skizzierte er sie als sehr eigentümliche Volksgruppe und rechnete sie mehr den Spaniern als den Franzosen zu. Dies glaubte er sowohl an ihrem Benehmen wie auch an der dort gesprochenen Variante des Okzitanischen ablesen zu können. Sie seien „an geberden unndt der spraach mehr spangisch dann frantzösisch, weil sie auch mitt ihnen grentzen.“ (447) Was er mit den *geberden* meinte, geht hier aus seiner Reisebeschreibung leider nicht hervor. Gemessen daran, dass er den Franzosen an anderer Stelle besonders im Tanz „zierliche geberden unndt bewegungen deß leibs“ (614) bescheinigte, steht aber zu vermuten, dass ihm die Gaskogner in ihrem gesamten Auftreten etwas derber erschienen.

An ihrer Sprache hatte er auszusetzen, dass sie zu sehr das Resultat einer kruden Mischung sei, als dass sie sich zur Schrift- oder gar Literatursprache eignen würde: „Ihr spraach wirdt von den Frantzosen nicht verstanden; sie aber verstehendt die Frantzosen woll; hatt viel mitt der languedockischen unndt spangischen gemein; ist ein vermischet werck, man kann sie nicht woll schreiben.“ (447) Daher habe selbst der berühmte gascognische Dichter Guillaume de Saluste lieber auf Französisch gedichtet: „Der fürtreffenliche poët Wilhelm von Saluste, herr von Bartas, ein geborner Gasconier, hatt sein vatterland gar zierlich auf frantzösisch reimen weiß beschriben.“ (448)

Diese eher nicht sehr schmeichelhafte Beurteilung der gaskognischen Sprache dürfte seiner persönlichen Perspektive als ausländischer Reisender geschuldet gewesen sein. Für ihn standen aller Wahrscheinlichkeit die möglichen Kommunikationsprobleme im Vordergrund. Von der kulturellen Identität, die man mit dieser Sprache wohl verbunden hatte, schien er nicht viel zu wissen. Ihr außerordentliches Alter und die vermeintliche Verwandtschaft mit dem Baskischen¹⁶⁴ waren ihm jedoch eine Bemerkung wert: „Man nennet sonst ihr sprach la basque, unndt vermeinen viel, es seye die iberique oder erste spangische sprach gewesen vor zeiten, yetz aber verfälschet.“ (448)

Des Weiteren rühmte er die Gaskogner zwar als hervorragende Infanteriesoldaten, denn sie seien „die besten soldaten zu fuß, so man in gantz Frankreich hatt.“ (447) Allerdings seien sie auch berüchtigt für ihren respektlosen Umgang mit dem Eigentum anderer Leute, sodass man sich sogar sprichwörtlich über sie lustig mache und sie stereotypisch als Diebe bezeichne: „Die lanttleüt vexiert man mitt dem diebstahl gar sehr [...], dahäro daß sprichwort entstanden: (Guascon larron, daß ist:) ein Gasconier ist ein

¹⁶⁴ Die moderne Forschung wies darauf hin, dass Gaskognisch eine romanische Varietät des Okzitanischen sei. Eine Verwandtschaft des Baskischen bestehe allein zum Alt-Aquitänischen. Vgl. Haase, 2015, S. 108.

dieb, undt sagt man von ihnen, sie mögen den hanf nicht leiden.“ (447f.) Der sarkastische Hinweis auf die angebliche Abneigung der Gaskogner gegen Hanf erklärt sich durch die gewöhnliche Verwendung von Hanffasern zur Herstellung von Seilen und Stricken aller Art¹⁶⁵, die üblicherweise auch Verwendung bei der Hinrichtung eines zum Tode durch den Strang verurteilten Kriminellen fanden. Noch im 19. Jahrhundert erwähnte Johann Peter Hebel in *Des Seilers Antwort* das „hänfene Halsband“, an dem ein Dieb erhängt werden sollte.¹⁶⁶

Platter zweifelte nicht daran, dass man den Gaskognern diese Neigung zum Diebstahl zurecht unterstellte. Im Tonfall der Überzeugung kommentierte er: „wie sie dann auch heftig darauf geneigt.“ (447) Bei einer Fahrt auf der Garonne seien unter den Passagieren Gaskogner gewesen, die er nur als „gesindt“ bezeichnete, vor denen man sich in Acht zu nehmen habe: „dann diese Gasconger den ruhm haben, artlich zestälen, unndt achten sie es mehr für eine subtile kunst dann aber für ein grobe sündt, dahäro man saget, die Gasconier kennen keinen hanf nicht leiden, unndt vexieret man sie auch darmit.“ (436) Dieses Vorurteil wiederholte er noch ein weiteres Mal im Zusammenhang mit diebischen gaskognischen Studenten in Toulouse¹⁶⁷, was die Frage aufwirft, woher Platters Überzeugung herrührte. Es finden sich in seinem Bericht zumindest keine Hinweise auf persönliche Erfahrungen in dieser Hinsicht. Allem Anschein nach hatte er das Vorurteil kritiklos übernommen.

Dem Poitou mit seiner Hauptstadt Poitiers widmete Platter ebenfalls einige separate Kommentare. Von der Leidenschaft der Franzosen für das Tanzen war schon die Rede, aber die Menschen im Poitou hätten sich unabhängig ihres sozialen Standes darin besonders ausgezeichnet, sodass sie sogar sprichwörtlich dafür bekannt gewesen seien: „Sie haben bey ihnen ein sprichwort, daß sie sagen, am sommer dantzen ihre armen unndt bauren, aber im winter die reichen unndt stattlichen, wie es dann bey ihnen gebreüchlich ist.“ (462) Selbst die Tänze der Armen würden in anderen Teilen Frankreichs kopiert und ins Repertoire der vornehmen Gesellschaft aufgenommen.

Die einwohner sindt [...] yederzeit gar frölich; werden stetts viel dantz da gesehen, dahäro man so viel branle auß Poictou bringt, unndt waß bey ihnen der bauren oder leyen dantz sindt, daß hatt man in anderen stetten in Frankreich für gar schön, unndt dantzen es die hofleüt. (462)

¹⁶⁵ Vgl. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 10, Sp. 433, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=H02359>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

¹⁶⁶ Hebel, *Schatzkästlein*, 1981, S. 211.

¹⁶⁷ Vgl. Platter, *Reisen*, S. 414.

Ein weiteres Sprichwort, das er zitierte, wirft andererseits ein weniger vorteilhaftes Licht auf die Menschen im Poitou. Platter erzählte die Anekdote von einem Bürger, der einst den König öffentlich empfangen sollte. Die Rede habe er mit *Je suis poictiers* begonnen, sei aber dann ins Stocken geraten und habe nur noch dieselben Worte immer und immer wieder hervorstammeln können. Daher seien sie sprichwörtlich für jemanden geworden, der im Reden den Faden verliert.

Man hatte bey den Frantzosen ein sprichwort: Je suis poictiers, daß ist: Ich bin Poictiers, von wegen wie der könig einmahl bey ihnen einritte unndt der redner ihn solte empfangen, funge er also an: (Je suis poictiers) Ich bin Poictiers, wideräferet¹⁶⁸ solches zum oftermahlen, konte nicht fortfahren, bestunde also in der redt; da sagte der könig, er seye ein narr, unndt wirdt das sprichwort gebraucht von denen, wann einer im rede besteht. (468)

Nach seiner eigenen Erfahrung seien die Menschen im Poitou aber ganz und gar nicht auf den Mund gefallen. Sobald ihnen eine Auszeit von den Kriegen vergönnt gewesen sei, wären die Bauern übermütig (*muttwillig*) geworden, was er zu seinem Leidwesen zu spüren bekommen habe. Anstatt den Reisenden eine vernünftige Antwort auf die Frage nach dem Weg zu geben, würde sie ihre Späße treiben, indem sie die ortsunkundigen Fremden mit unnützen Reden aufhalten und verspotten würden.

unndt sind die bauren deßwegen gar muttwillig, wann sie sich ein wenig kriegshalben erholen kennen, wie sie dann damahlen wahren, als ich durchzuge. Sie pflegen den durchreysenden auf dem feldt, wann sie im pflug gehendt, letze antwort zegeben; so sie begeren, den rechten weg zewißen, stellen sie sich gleich gegen einem, sagen: Ya, wolt ihr an daßelbig ort, es ist ein fein ort, ich bin auch ettwan da gewesen, mich dunkt, ihr seyen ein frembder, von wannen kommen ihr? So der durchreysendt ferner anhaltet umb den rechten weg, bringen sie widerumb andere stempeneyen hinein, sagen, es seye schön wetter unndt guter weg, warumb einer also allein gang, unndt viel dergleichen fatzwort, mitt welchen sie einen gar lang aufhalten, ehe sie mitt der rechten antwort herfür kommen; treiben also ein gespött mit den frömbden. (470)

Platter muss es vorgekommen sein, als ob man ihn zum Narren habe halten wollen. Seiner Ansicht nach habe er die verkehrte (*letze*) Antwort bekommen und sei mit dummem Gerede (*stempeneyen*) sowie Spott (*fatzwort*) belästigt worden, wo er doch nur um eine Auskunft gebeten habe. Bei genauerem Hinsehen weisen die Fragen und Aussagen der Bauern jedoch vielmehr auf leutselige Lust an der Konversation mit dem fremden Besucher ihrer Heimat hin. Seine Schilderung lässt sich eher als kulturelles

¹⁶⁸ „wiederholen, unnützes schwatzen“, *Schweizer Idiotikon*, Bd. 1, Sp. 106, <<https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id15.htm#!page/151049/mode/1up>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Missverständnis im Kommunikationsverhalten deuten. Während der Schweizer auf seine eindeutige Frage eine prompte und klare Antwort erwartete, reagierten die französischen Bauern mit einem unverbindlichen Gespräch, in dessen Verlauf sie auch nicht mit den gewünschten Informationen zurückhielten. Was für die einen wohl angemessener Smalltalk war, stieß dem anderen als lästige Unhöflichkeit auf.

Die Städter würden den Bauern im Verspotten der Fremden in nichts nachstehen, sondern seien „noch erger, wie dann auch zu Poitiers sie nicht baldt einen annehmen, er verdinge sich dann auf ein gantz jahr an tisch, unndt wellen gemeinlich 300 francken für alles haben; tractieren demnach einen, wie sie wellen.“ (470) Offenbar hatte Platter, der nur ein paar Tage in Poitiers bleiben wollte, Schwierigkeiten dort eine Unterkunft zu finden. Er fühlte sich von den Einheimischen, die mit dem fremden Reisenden sicherlich ein gutes Geschäft machen wollten, auf unfaire Weise übervorteilt und schmähsch behandelt.

Es ist gut möglich, dass der Basler Probleme mit dem im Poitou gesprochenen Dialekt hatte, sodass es zu Kommunikationsproblemen und Missverständnissen gekommen war. Seine Worte wirken hier wie eine Beteuerung seiner Unschuld, denn nach seinem Urteil habe man „auch ein besondere spraach in Poictou, welche die rechten Frantzosen nicht verstehen kennen.“ Zudem sei dieser Dialekt „gar ein weibische sprach“, denn die „Poictevins [...] sprechen gar viel wörter auß, da die letste sylben auf ein y außgehet.“ (470) Warum Platter diese Wortendung als *weibisch* klassifizierte, muss sein Geheimnis bleiben, war aber sicherlich nicht als Kompliment gemeint. Als er kurz nach seiner Abreise aus Poitiers auch noch in ein Gewitter und schrecklichen Sturzregen geriet, dass er glaubte, er „miesse ersauffen“, war er an einem Tiefpunkt in seiner Reiselust angekommen: „Da erleydet mir schier die reiß.“ (472)

In seinen kurzen Worten zu den Menschen der Normandie blitzt wieder das Motiv der einerseits freundlichen und aufgeschlossenen Franzosen auf, denen man aber andererseits nicht immer hätte trauen dürfen. Er rühmte „die Normander für die besten schifleüt in gantz Franckreich“ (627f.), nannte sie „gar freündtlich unndt begirig, waß zelehrnen“ und schilderte sie als „volck gar verstendig“. Sie seien aber eben auch „listig in kaufmans geschäften“, sodass zumindest bei Geldgeschäften Vorsicht geboten sei. Zudem seien sie in Frankreich als die *bigots* bekannt, was er mit einer recht gewagten etymologischen Erläuterung und dem Hinweis auf die normannischen Invasoren des 10. Jahrhunderts zu erklären versuchte: „Mann nennet auch die Normander bigots, wegen daß Rollon, als er

seinem schweher Carles hatt sollen die fieß küßen, auf sein sprach sich gewigeret hatt, sprechende dänisch: Ne se by godt, daß ist: Ich thuns nicht bey gott.“ (628)

Die Bewohner der damaligen Grafschaft von Boulonois und Calais waren ihm wegen ihres in seinen Augen unsympathischen und arroganten Wesens nur noch einen Satz wert. Er wollte „allein vermelden, daß die einwohner deß landt verdrüßige leüt seyen, unndt die viel auf ihnen selbs haben.“ (772)

Die Burgunder schilderte er immerhin noch als tapfer und treu. „Die einwohner sindt dapfere kriegsleüt unndt ihrem fürsten yederzeit gar treüw“ (918), aber über die Menschen der Picardie vermeldete er lediglich, dass sie „sehr gute kriegsleüt sindt.“ (636)

Über die die Einwohner von Marseille war er jedoch voll des Lobes. Sie seien so wohlhabend wie exquisit in Auftritt und Umgangsformen und würden sich durch ein kluges und freundliches Wesen auszeichnen, sodass sich die Bewohner anderer Städte Frankreichs an ihnen messen lassen müssten: „In summa, daß ich es einmahl beschließe, diese statt Marsilien streitet mitt allen stetten gantzes Franckreichs bettreffendt der einwohner freündtlichkeit, schöne, reichthumb unndt verstandt.“ (196) Für den Landfremden war die Freundlichkeit der Einheimischen aus naheliegenden Gründen der Erwähnung wert und unterschied sie seiner Ansicht nach zum Beispiel deutlich von den Menschen des Poitou oder den Bewohnern von Calais. Die Klugheit der Marseiller glaubte der Mediziner auf Bildungsreise etwa an ihren Maßnahmen gegen die *pestilenz*, von der die Hafenstadt „wegen viele der frembden nationen, die es hinbringen“ immer wieder bedroht worden sei, erkennen zu können. Er rühmte ein „besonder darzu erbauwen groß geheuß, da man die, so mitt der bösen sucht beladen, einschleußet unndt ordentlich haltet, auch mitt eigenen doctoren, wundartzet unndt apotekeren versihet.“ Die Kranken seien also gut versorgt und „gar von der statt abgesünderet“ (196) gewesen, um die Gefahr der Ausbreitung der Seuche zu minimieren.

2.1.3.2 REFORMIERTE (HUGENOTTEN)

Platters Bemerkungen zu den der französischen Reformierten und ihren religiösen Bräuchen beruhten hauptsächlich auf seinen Erfahrungen in Montpellier, Uzès und Nîmes. Er betonte besonders die strengen Regeln, die sich die Hugenotten in Frankreich auferlegten: „Man haltet sonst gar strenge kirchenordnung.“ (75) Diese Strenge der noch recht jungen reformierten Kirche kann aber in Zeiten der Religionskriege eigentlich nicht

verwundern, diene sie doch sicherlich dazu, sich der eigenen Position zu vergewissern und von anderen Konfessionen abzugrenzen.

Eine besondere Rolle spielte in der reformierten Kirche Frankreichs nach Platters Bericht die Betonung der Gemeinschaft der Gläubigen. Wer zum ersten Mal an einem Gottesdienst teilnehmen wolle, müsse daher vor der gesamten Gemeinde sein Bekenntnis ablegen, um aufgenommen zu werden und teilnehmen zu dürfen: „wann einer nur einmahl in die meß gehet, muß er sich ofentlich vor der gantzen gemein, als wann er sein lebtag papistisch wehre gewesen, bekennen unndt mitt ihren widerumb versienen¹⁶⁹.“ (75) Aller Wahrscheinlichkeit nach musste sich Platter als Landfremder selbst dieser Regel unterwerfen, als er zur Messe gehen wollte, da er zwar dem reformierten Bekenntnis, aber eben nicht der hugenottischen Gemeinde angehörte. Aus Platters Worten spricht immerhin ein verhaltener Unmut, denn dass jeder, somit auch er, so behandelt worden sei, als ob er sein bisheriges Leben als Katholik verbracht hätte, mag ihm etwas ungerecht vorgekommen sein.

Habe man sich in den Augen der hugenottischen Gemeinschaft *grober sünden* schuldig gemacht, dann sei einem die Teilnahme an der Kommunion verboten worden. Erst nachdem man sich dem Urteil der Gemeinde gestellt habe, also seine Sünden öffentlich bekannte und bereute, könne man wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen werden und das Abendmahl feiern: „auch denen man wegen grober sünden daß heilig abendtmahl undersaget, die mießen gleichfahls, wann man daßelbig halten will, vor der gantzen gemein sich stellen unndt sich versünen, sonst gibt man ihnen daß abendtmahl nicht.“ (75f.) Das Abendmahlsfest werde zudem nur an den höchsten Feiertagen begangen und man achte peinlich darauf, dass nur die dazu Berechtigten teilnehmen würden: „Dann weil man deß herren nachtmahl nur vier mahl im jahr, als zu wienacht, osteren, pfingsten unndt im september haltet, gibt man gar gute achtung, daß es denen nitt werde, die excommuniciert sinndt.“ (76)

Welchen Feiertag die Reformierten im September ehrten, was man unter *grogen sünden* zu verstehen hatte oder wie der Ausschluss aus der Gemeinschaft der Gläubigen vonstattenging, kommentierte Platter nicht. Er berichtete aber vom Brauch der Abendmahls Münzen (*méraires*)¹⁷⁰, mit denen sichergestellt werden solle, dass sich keine

¹⁶⁹ „versöhnen“, Keiser, 1968a, S. 75.

¹⁷⁰ „Eine solche Abendmahls münze, meist aus Blei, etwa auch aus Zinn gegossen oder geschlage, hieß *méraire*, auch *marreau*, *marron* oder einfach *le marque*. Die *méraires* waren in den protestantischen Kirchen Frankreichs zwei Jahrhunderte lang in Gebrauch.“ Keiser, 1968a, S. 76, Anm. 1.

Unbefugten das Abendmahl erschlichen. Diese Münze müsse man sich zuvor bei einem Pfarrer abholen und vor der Zeremonie unter den gestrengen Augen der Gemeindeältesten als Ausweis in eine Schüssel legen. Für den Fall, dass man dem Pfarrer unbekannt sei – wie es bei Platter anfänglich sicherlich der Fall war – werde man erst einer Befragung zu den religiösen Überzeugungen unterzogen.

Deßwegen ein yede person, so zu deß herren tisch gehen will, selbs bey seinem pfarherren ein zeichen, (welches ein buchstab von bley ist, dann sie daß gantz Abc einander nach außgeben, darnoch widerumb anfangen), abholen muß, (da er dann die person, wann er nitt weißt, wer sie ist, examiniert), unndt eben dasselbig zeichen, wann er zu deß herren tisch gehn will, einem von den eltesten, servillan genennet, in ein schüßlen legen muß, sonst gebe man einem daß nachtmahl nicht, dann dieselbigen eltesten bey dem tisch stehndt unndt die zeichen empfangen. (76)

Das Abendmahl musste offensichtlich wegen der großen Menge an Gläubigen wie im Schichtwechsel eingenommen werden. Platters Schilderung liest sich hier wie der Bericht einer klar getakteten Veranstaltung, deren geordneten Verlauf er honorierte: „Haben ein disciplin.“ (109) Um alles an einem Morgen bewerkstelligen zu können, werde noch etwa zwei Stunden vor Tagesanbruch mit der Predigt begonnen. Dann gehe man zur eigentlichen Kommunion über. Zuerst werde einem vom Prediger das Brot gereicht, dann würden die Männer einzeln vortreten, um unter Aufsicht der Ältesten das Abendmahl auch in Form von Wein einzunehmen, während aus dem Neuen Testament vorgelesen werde. Dann erst seien die Frauen an der Reihe. Abschließend spreche der Pfarrer ein Dankgebet und die Gemeinde singe zum Lob Gottes. Erst nachdem die erste Schicht die Kirche verlassen habe, könne die vor der Kirche wartende Menge eingelassen werden und alles beginne aufs Neue.

nach dem einer daß brot vom prediger empfangen, gehet er zu einem disch eben darbey, da sitzen die eltesten beym tisch unndt reichen einem ein glaß voll roten wein, so trinkt einer ein wenig unndt gibt es ihme widerumb, unndt damit man kenne an einem morgen es verrichten, so fangt man zwo oder drey stundt vor tag an predigen; nach vollendeter predigt commu[ni]ciert man; hiezwischen liset einer auf der kantzlen ettliche capitel deß neüwen testaments; wann die mannen alle zu dem tisch gangen unndt die weiber hernach auch, so danket der pfarherr gott, singt man, unndt gehet dieselbige gemein auß der kirchen, ettwan umb 7 uhren, unndt gehend gleich andere hinein, die vor der thüren deß endts gewartet; nach dem sie alle beysamen, singt und predigt man, demnach communiciert man wie zavor, unndt wehret oft biß umb 11 oder 12 uhren. (76)

Die große Anzahl von Gläubigen, die zur Feier des Abendmahls in die Kirchen gedrängt seien, überrascht auf den ersten Blick. Platter schrieb bezüglich MontPELLIERS von 4000 - 6000 Menschen und in Nîmes behauptet er, dass „oft auf einmahl bey 10 000

personen“ (109) das Abendmahl feierten, wie „man man auß den zeichen“ (76), den méreaux, leicht habe ablesen können.¹⁷¹ Angesichts dessen, dass solche Abendmahlsfeiern nur viermal im Jahr abgehalten worden seien, wirken Platters Zahlen immerhin wahrscheinlich. Daraus habe sich außerdem noch ein praktischer Nutzen ergeben, denn „es ist ein solche menge volcks beysamen, daß es mitten im winter so heiß in der kirchen wirdt, als wann sie gewermbt wehre.“ (76f.) Frieren musste bei solcher Gelegenheit also allem Anschein nach niemand.

Neben der strengen Kirchenordnung der Reformierten war dem Bildungsreisenden auch der gemeinschaftliche Aspekt bei der Auslegung der Schrift eine Erwähnung wert. Das reformierte Glaubensverständnis sei nicht von oben per Dogma verhängt, sondern durch die „Versammlung der von den Gemeinden eines hugenottischen Kirchenbezirks abgeordneter Pfarrer und Laien“¹⁷² im öffentlichen Disput entwickelt worden. In Üzes wurde er Zeuge, wie „alle praedicanten [...] ein gespräch mitt einander zuhalten, daselbstens zesamen kommen“ (235) sind, was wieder den Wert der Gemeinde als solcher veranschaulicht. Alle Mitglieder könnten den Ausführungen zur Interpretation der Schrift persönlich lauschen.

Am morgen nach vollendeter predigt ist schier niemandts hinauß gangen; domitt man vernemme, was sie für ein text disputieren werden. Ist derowegen einer von den kirchen dieneren zu underst bey der kantzlen gestanden, hatt daß 6. Capitel der ersten epistel Pauli an die Römer von der sündt, wie er gloübig deren nitt läbe u.s.w., von wort zu wort verläsen unndt demnach eine zimlich weitleüfige außlegung dariber gehalten. Nach demselbigen hatt der fürnembst under den elfen, die da sassen, anheben, wider den text deß capitels zu disputieren undt ihme selbs auf seine eigene argument zeantworten unndt, wie der text verläsen, zebeschliessen. Unndt also hatt einer nach dem anderen in frantzösischer sprach überlaut (opponiert) disputiert unndt die argument selber (solviert) aufgelöset unndt entlich (concludiert) beschlossen. (235)

Die Struktur der reformierten Kirche und die Vergabe von Ämtern würden geradezu demokratisch und in regelmäßigen Abständen neu bestimmt, was Platter durch seinen Vergleich mit der egalitären Gemeinschaft der Apostel ausdrücklich lobte: „Da sie dann yederzeit, welcher deß jahrs ihr öbrister sein unndt welche predigen sollen, wann unndt wo, ordnen; weil sie keinen (primatum) vorsitz under ihnen haben, werden alle in gleichen acht, wie die apostel gethan, gehalten. (235)

¹⁷¹ Die numerischen Angaben scheinen nicht übertrieben. Vgl. Keiser, 1968a, S. 76, Anm. 2.

¹⁷² Ebd., S. 235, Anm. 1.

2.1.3.3 KATHOLIKEN

Die Katholiken Frankreichs werden in der Reisebeschreibung des jungen Baslers verhältnismäßig oft thematisiert. Das liegt zum einen daran, dass große Teile der Franzosen katholischen Glaubens waren, und zum anderen, dass er mit den katholischen Bräuchen weniger vertraut war. Die Katholiken verkörperten für ihn das Fremde und Unbekannte, dem er sich wissbegierig mit neugierigem Blick näherte. Oft sprach aus seinen Worten Bewunderung für die Pracht, mit der sich der katholische Ritus vor ihm entfaltete. An anderen Stellen erregten die Katholiken jedoch sein Missfallen und mitunter sparte er auch nicht an Kritik.

In Avignon beobachtet er mehrfach katholische Prozessionen, so auch während der Fastnacht 1596. Mit Interesse schilderte er die vielen Personifikationen von Heiligen und biblischen Gestalten, die kostbaren Gewänder, wertvollen Gesteine und heiligen Gegenstände, die vom Klang der Glocken und Gesang der Gläubigen begleitet an ihm vorbeizogen. Sein Vokabular bei der Beschreibung dieser Prozession – *stattlich*, *über die massen köstlich* oder *zierlich* – veranschaulicht, wie sehr ihm der Auftritt der Katholiken gefiel.

[Wir] sahen ein stattliche procession fürüber gehen; die representierten alle apostel, evangelisten, heilige männer, frauen unndt jungfrauen, unndt truge yegliche person seines heiligen, den sie representieret, zeichen unndt kleidung. Als Petrus kam mitt dem schlüssel, Laurentz mitt dem rost, Katharina mit dem radt u.s.w.; ettliche gungen parfuß von knaben unndt töchteren, ettlich sangen, ettlich gehuben sich gar kläglich, gungen allezeit drey unndt drey miteinander, zwey in weyßen hembderen beyseits unndt der heilig in der mitte; die beyseits trugen bücher; wahren alle über die massen köstlich bekleidet; ettlich als die heiligen von goldt, silber unndt edlen gesteinen wahren mehrtheils pfaffen, daß übrig gar jung volck oder von 17 biß auf 20 jährig von knaben unndt töchteren; vermein nitt, daß andere mannen oder weiber darbey gewesen seyen; ettliche wahren so jung, daß man sie nach vollendeter procession heimfuhren mußte. Man trug auch große kreütz unndt ettliche heiligthumben zugleich. Sie gungen die steinene stegen hinuf in die große kirchen Nostre Dame, da man in tact gar zierlich leütete unndt vesper sang; sie gungen zu der grossen thüren hinein, in der kirchen umb den altar unndt kamen zu der nebenthüren widerumb hinuß; wehret der fürgang mehr dann ein halbe stundt; sie gungen in solcher procession in ettliche fürnemme kirchen; zu letst zoge ein yedes widerumb in sein losament. (121f.)

Bei einem späteren Besuch in der Stadt an Fronleichnam 1598 erlebte der junge Protestant, dass die Katholiken aus einem religiösen Feiertag ein festliches Spektakel zu machen verstanden. Wieder sollte es eine Prozession geben, aber dieses Mal hätte man sich etwas Besonderes ausgedacht, damit die Veranstaltung buchstäblich nicht ins Wasser

fallen könne: „Gleich sindt wier widerumb in die statt gangen, durch mehrtheil gassen, da die procession hatt sollen durchgehen.“ Nicht nur waren die Häuser „außwendig zum aller köstlichsten tapessiert“, es waren auch „deß ersten gemachs hoch an vielen gassen lange leinene tücher und blachen gespannen gewesen [...] damit, so es gereget hette, sie vor demselbigen geschirmt wehren worden“. (238)

Platters Schilderung der Festlichkeiten eröffnet ein Panorama an Trubel, Schmuck und Feierlaune, wie er es bei den strengen Hugonotten jedenfalls nicht vorgefunden hatte. Gegen „acht uhren vor mittag ist die haupt procession angangen, welche [...] ein gute zeitt, biß mittag“ (238f.) dauerte. Wieder wurden „allerley ihrer heilighumb mitt getragen, unndt zogen vast alle geistliche unndt burger zugleich mitt, yeglicher nach seinem standt bekleidet“ (238), darunter „mehrtheils frauwenzimmer, daß in der stadt wahre“, wie Platter hervorhebend anmerkte. Begleitet sei die Prozession auch von „allerley music unnd seitenspil“ worden, wobei nach seiner Meinung „ye ein parthey besser dann die andere“ war. Außerdem habe man „an einem eck auf einer brüge ein (tragediam) spil von der zerstörung Jerusalem mitt viel personen“ aufgeführt und „auch sonst allerley spil unndt mascaraden an viel anderen eck gassen auf brüginen gehalten.“ Die ganze Stadt sei in festlichem Aufruhr und reich geschmückt gewesen: „An anderen gassen wahren schöne, springende brunnen mitt kunstwerck aufgerichtet“ oder man hatte „schöne berg oder sonst kunstreiche sachen für die heüser gestellet.“ (239)

Platter war allem Anschein nach so tief beeindruckt von der festlichen Pracht, die ihm in Avignon geboten wurde, dass es ihm fast die Sprache verschlug. Er appellierte also mit dem Gestus des Unsagbarkeitstopos an die Vorstellungskraft seiner Leser und notierte zusammenfassend: „In summa, es wahre alles so stattlich tapissiert, bekleidet unndt gezieret, daß es kaum zeschreiben, dann ein yeder woll selbs gedenken kan, daß es an disem fürnembsten festtag in einer statt, da die päpst lang gewohnet, nicht schlechtlich zugange.“ (239)

Nur drei Tage später beobachtet er einen Umzug von Flagellanten. In dem an sich düsteren Schauspiel schien er allerdings nichts Abstoßendes zu entdecken, wie man hätte vermuten können. Auch hier war seiner Ansicht nach alles recht *stattlich*.

am sonntag vor essens, haben wier widerumb ein stattliche procession [...] deren, so sich underweilen geißlen, gesehen umbziehen, sindt vier companien gewesen, ettliche weiß, die anderen schwarz, die dritten blauw, die vierten grau, alle mitt hembderen gemelter farben angethan, vom scheitel biß auf die knoden, allein bey den augen, dem munt unndt auf dem ruken, da sie sich geißlen, offen, doch hatten sie ihre tägliche kleider darunder. (239)

Die letzte Bemerkung, dass die Geißler unter ihrem Büßergewand ihre Alltagskleidung trugen, sich also nicht zu sehr verletzen konnten, wirkt fast wie eine Entschuldigung. Ob für das Verhalten der Flagellanten oder für seine etwas morbide Schaulust, sei dahingestellt. Platter erfreute sich lieber an den zahlreichen Musikern und Sängern, die den Umzug begleiteten.

Die weiße unndt die schwartze companey hatt yegliche ein überauß stattliche music bey sich in mitten här gehen, welche zum theil auß dem landt, zum theil auch von Tolosen beschickt wahren. Es waren bey yeder companey der sengeren woll bey sechtzig, zu vordrist unndt zu hinderst, auch in mitten, gungen zwen und zwen, die mitt runden stecken inder höhe den tact schlugen. Under yeglicher music wahren auch ettliche zinken bläser unndt trommeter, auch schalmeyer, welches alles gantz lieblich under einander thönet; wann sie auf den Wegsel¹⁷³ kamen, stunden sie still unndt sangen ein stattliche muteten¹⁷⁴ oder zwo. (239)

Nach seiner Darstellung sei es den Katholiken Avignons immerhin gelungen, auch eine Prozession von Geißlern durch Musik und Gesang in einem freundlicheren Licht erscheinen zu lassen. In Marseille ein Jahr zuvor war Platters Beschreibung einer Geißlerprozession noch von einem dunkleren Grundton durchzogen. Auch dort seien in weiße, schwarze, blaue und graue Büßerhemden gehüllte Flagellanten unterwegs gewesen, „die sich zu gewisser zeitt geißlen.“ Genau wie in Avignon reichten die „hembder über den gantzen leib vom scheitel deß haupts biß auf die knoden“ und hätten ebenso „allein bey den augen, dem mundt unndt auf dem rucken [...] löcher, daß sie sehen, athmen und sich geißlen könnten.“ (192)

Dass sie darunter noch andere Kleidung trugen oder sich von mehreren Musikkapellen begleiten ließen, war jedoch nicht die Rede. Bei dieser Prozession hätten vielmehr die kostbar verzierten Reliquien von Heiligen und sonstige sakrale Gegenstände im Vordergrund gestanden.

Bald trug man auf einem schragen, wie man bey uns die todten zu greb tregt, daß haupt Lazari [...] mitt gantzem silber überzogen, einem bischofs hutt bedeckt, die brust von lauterem silber gemachet, mitt großem gepräng nacher. Gleich darauf folget deß heiligen Victors gantze rechte arm, auch in silber übergüldet eingefasset. Darauff gunge der bischoff von Marsillien, andere prelaten unndt geistliche herren, trugen auch sonst viel heiligthum, krutzifix, monstrantzen unndt andre sachen mitt. (192)

Zu der im katholischen Frankreich weit verbreiteten Heiligen- und Reliquienverehrung hatte Platter aber ein eher zwiespältiges Verhältnis. Der Protestant auf Bildungsreisen

¹⁷³ „Place au Change“, Keiser, 1968a, S. 238, Anm. 4.

¹⁷⁴ „Motetten“, ebd., S. 239, Anm. 1.

besuchte viele den Katholiken heilige Orte, besichtigte ihre Kirchen, hörte sich ihre Heiligengeschichten an und beäugte wissbegierig, was er zu sehen bekam. Selbst eher abwegige Geschichten wie die von Lazarus, der sich nach seiner Erweckung vom Tod flugs nach Marseille begeben haben und dort als Bischof tätig gewesen sein soll, gibt er oft kommentarlos wieder: Der Heilige Lazarus, „der nach seiner auferstendtnuß dahin kommen“ (192) und „welcher alda bischoff gewesen unndt denen von Marseille das evangelium zum ersten gepredigt, soll Marthae unndt Mariae Magdalenae bruder sein, den Christus von den todten erwecket hatt.“ (191)

Ein gutes Beispiel für seine ambivalente Haltung zu solchen Legenden liefern die Erzählungen über Maria Magdalena, die er an mehreren Stellen seiner Reisebeschreibung erwähnte. Platter berichtet von seinem Besuch der „höle [...] Mariae Magdalenae der sündlerin [...], darinnen sie sibem jahr buß gethan, unndt noch heütigs tags ein vorzeichen in einem felsen, da sie geknyet hatt, auch ihr bett unndt bank, da sie geseßen, für antiquiteten gezeigt werden.“ (189f.) Dort sei „30 jahr nach Christi todt“ (189) eine Kapelle errichtet worden, wo „sie den armen fürreysenden daß wort gottes geprediget soll haben.“ (192) Spricht aus jenen Worten doch zumindest ein leiser Zweifel, wirkte Platter an anderer Stelle wiederum völlig überzeugt: „Im heimgehen hab ich auch Maria Magdalenae kirchen [...], da sie hatt angefangen, dem könig unndt den Marseillern den christlichen glauben predigen, gesehen, welchen könig unndt viel volcks mitt ihm sie zum christlichen glauben gebracht hatt.“ (194)

Ebenso wenig eindeutig positionierte er sich zu einem „großen, alten krug von einem schönen, weißen stein wie alabaster“, der ihm gezeigt worden sei. Manche „hulten es für daß geschirr, darauß Christus seinen jüngerer die füß geweschen hatt“, wusste Platter zu berichten. Wieder andere, fuhr er fort „meinen, es seye der dopf, da Maria Magdalena, (die da buß gethan), dem herren Christo habe die füß außgeweschen.“ Er ergriff weder Partei für die eine noch die andere Meinung. Sein lapidarer Kommentar, das Gefäß „vergleicht sich schier einem römischen eschen krug“ (190) und damit einem recht banalen Gegenstand, dürfte aber doch eher skeptisch gemeint sein.

Wahrscheinlich glaubte er, manche der Legenden zumindest nicht zwingend ausschließen zu können, und enthielt sich daher meist jeglichen Kommentars. Die Frage nach der Authentizität von Heiligengeschichten oder Reliquien war für ihn von geringem Belang. Vor allem betrachtete er die sakralen katholischen Stätten aus ästhetischer Perspektive. Im Fall der Kirchen von Marseille fiel sein Urteil negativ aus.

Diese kirchen wie auch die übrigen alle in der statt sindt sehr alt, aber nicht schön. In dieser hauptkirchen sindt die heiligthumb Sant Lazari, welcher alda bischoff gewesen unndt denen von Marseille das evangelium zum ersten gepredigt, soll Marthae unndt Mariae Magdalenaes bruder sein, den Christus von den todten erwecket hatt. (191)

Meistens betonte er jedoch den Reichtum und die Schönheit der Kirchenschätze, die er zu sehen bekam, wie etwa seine Schilderung der Kirche Saint André in Avignon veranschaulicht: „In der kirchen ist gar ein schön orglen, unndt werden viel heiligthumben darinnen aufgehallen, deren ettliche man uns zeigt. Als nemblich Sant Andreas finger unndt sein zahn, alles stattlich eingefasset.“ (256) Auch die Kirche Saint-Sernin in Toulouse bewunderte er wegen ihres architektonischen und künstlerischen Glanzes: „Es ist auch ein überauß hoher, schöner kirch oder glocken thurn in dieser kirchen, darauf man die gantze statt übersicht. Die kirchen ist innwendig gar weit unndt groß, auch schön auf ihr manier mitt altären undt tafelen außgezieret.“ Außerdem könne sich Saint-Sermin besonders vieler Kirchenschätze rühmen: „Sonderlich achtet man daß chor diser kirchen für daß allerheiligest ort in der welt, wegen großer menge der (reliquarium) heiligen leiber unndt anderen heiligthumben, so in dem gewelb under dem chor sollen mehrtheils in großen, silberinen kästen aufgehallen werden“ (417) Besonders erwähnenswert war ihm „ein helfenbeynener kasten, darinnen vieler heiligen körper ligen, von weib unndt mann, fürnemblich aber ettlicher von den 12 apostlen“ und „ein dorn von der kron Jesu Christi“ sowie „ein schöne, silbere bildnuß Mariae, darinnen ettliche ihrer haaren unndt ein stuck von ihrem rock aufgehallen werden.“ (419)

Trotz aller Bewunderung für solche Kostbarkeiten lehnte er den Kult, der um sie getrieben worden sei, jedoch kategorisch ab. Ein Beispiel liefert die Reliquie des Heiligen Exuperius, „mitt welchem man viel aposteützlerey¹⁷⁵ treibet.“ (420) Hier spricht aus seiner Kritik an der abergläubischen Verehrung des Heiligen vor allem der Mediziner:

Als daß man die sachen, mitt welchen man seine bein angerüeret, in wein oder waßer duncket unndt mitt denselbigen tränckeren understehet, die feber unndt catharren zu curieren, dieweil er solle bey seinem leben den heiligen Ambrosium vom feber curiert haben. (420)

Aber auch als Protestant war er selbstverständlich ein Gegner des Heiligenkultes. Zwar seien die „heiligen leiber, welche in goldt unndt silber erhaben, mitt edelgesteinen versetztet [...] woll zubesehen“, die „sonderbahre reverentz“ (190f.), die man ihnen

¹⁷⁵ „Aberglaube, Heuchlerei“, *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, <http://fwb-online.de/go/apost%C3%BCzler.s.1f_1647286425>, zuletzt aufgerufen am 05.09.2023.

erwiesen habe, veranschaulichte für Platter den Irrtum der katholischen Lehre. Gemessen an ihrem sündhaften Lebenswandel seien den Katholiken ihre vielen Kirchen auch dringend von Nöten, wenn sie diese Gotteshäuser durch ihre fehlgeleiteten Riten nur nicht missbrauchen würden: „Es sindt auch sonst noch andere kirchen [...], welcher sie aller woll bedörften, wann sie nur dieselbigen nitt mißbrauchten. Dann auch viel überaus gottlose sachen unndt grobe sünden bey ihnen im schwank gehendt. (421)

Gänzlich gegen sein Verständnis vom richtigen Christentum war nicht zuletzt die päpstliche Praxis des Sündenablasses. Diesen hätten die Katholiken angesichts ihrer zahlreichen Sünden einerseits mehr als nötig, andererseits würde der Brauch nur dazu führen, dass sie umso mehr sündigten.

da alle wochen, yetz in disem, demnach in einem anderen ort, ein abloß vom papst außgetheilet wirdt, welches woll von nöten wehre, so es sein könnte, dann sie sich die wochen durchauß in allerley groben sünden höchlich vergriffen, unndt dann am sambstag zu abendt oder am sonntag haufecht dem ablaß ort zu laufen; darnoch fangen sie widerumb an, wo sie es gelaßen, unndt sündigen also desto mehr, weil sie sich deß vollkommen ablaß verströsten, der ihnen wochentlich vom papst mittgetheilet wirdt. (119)

Auch wenn der Bildungsreisende für „stattliche, große orgelen“ oder „schöne köstliche altär“ (119) der Katholiken Frankreichs viel Anerkennung übrig hatte, wies er sich somit in seinem Bericht als überzeugter Protestant aus.

In der Reisebeschreibung finden sich auch einige gelegentlichen Bemerkungen zu den Jesuiten. Der Orden war allerdings in Frankreich 1594 durch das Attentat des Studenten Jean Châtel¹⁷⁶ auf den König Heinrich IV. in Verruf geraten.

So man zum hoff hinauß kompt, durch ein hohes thor, stehet ein schöner, hoher, marmorsteinener (pyramis) außgespitzeter thurn, mitt vielen inscriptionen überzeichnet, wie die jesuiter ihren discipel, den Peter Castell, unterrichtet, er solle könig Heinrich den vierten entleiben, ob welcher thatt er ergriffen unndt yämerlich mitt roßen zertheilet ist worden. (566, 569)

Da man glaubte, hinter dem Attentäter die Jesuiten als geistige Drahtzieher ausfindig machen zu können, sei der Orden des Landes verwiesen worden: „Es ist auch ein jesuiter collegium zu Paris gewesen, welches doch, als der Peter Castel den könig hatt wellen

¹⁷⁶ „Jean Châtel – nicht Pierre! – Sohn des Tuchhändlers Pierre Châtel (Chastel) aus Paris, Zögling des Jesuitenkollegs Clermont, stieß am 27. Dezember 1594 dem König, als dieser einige Edelleute begrüßte, ein Messer in die Oberlippe. Bei der Untersuchung fand man im Collège de Clermont kompromittierende Zeugnisse für die Lehre einiger Professoren über die Verdienstlichkeit des Königsmords. Am 29. Dezember 1594 wurde Châtel gevierteilt, ein Jesuitenpater gehängt, ein anderer verbannt. Alle übrigen Insassen des Collège wie überhaupt alle Jesuiten wurden aus dem Königreich ausgewiesen.“ Keiser, 1968a, S. 569, Anm. 1.

umbbringen, sampt den übrigen auß Franckreich ist banniert undt als ein gottlose schul außgetilget worden.“ (573) Zu einer völligen Vertreibung der Gesellschaft Jesu war es aber ganz offenbar nicht gekommen. In Toulouse besuchte Platter das Jesuitenkolleg, wo er eine bedeutende Anzahl von Ordensbrüdern vorfand: „Wier sindt auch in dem jesuiter collegio gewesen, darinnen gar viel wahren, weil sie sonst auß allen orten deß gantzen Franckreichs vertriben wahren.“ (431) In Bordeaux erwähnte er ebenfalls die von den Jesuiten betriebene Bildungseinrichtung, die sogar der konkurrierenden Universität den Rang abgelaufen habe: „Es ist auch [...] ein hohe schul oder universitet dahin gelegt worden, darinnen man allerley künst lehret, hatt aber doch, außerthhalb (theologiae) der heiligen geschrift, wegen der jesuiter unndt (humanitatis studiosus) schuler, nicht viel ansehens.“ (443) Überhaupt sei es den Jesuiten trotz der Ausweisungserlasse gelungen, sich nach und nach wieder in Frankreich zu etablieren: „Unndt sitthäro viel gehandelt worden, damitt sie widerumb nach unndt nach in Franckreich können einnisten.“ (573) Insbesondere in Tournon an der Rhone sei das Jesuitenkolleg seit seinem Bestehen eine feste Größe im humanistischen Bildungsbetrieb.

In der statt hab ich daß jesuiter collegium beschen. [...] Es sindt ohngefahr 8 classes darinn, grammaticae, rhetoricae, logicae, mathematicae, pysices, metaphysices, humanitatis unndt theologiae, da man alle solche künst unndt andere mehr lehret. Es gibt gar viel disputationes da, unndt sindt gemeinlich bey 600, ja auch biß in die ein tausendt schuler da; sie ist verrümbt in gantz Franckreich. (49f.)

An dem guten Ruf des Kollegs schien sich trotz der Anschuldigungen gegen den Orden nichts geändert zu haben: „Auß disem collegio sindt die jesuiter nitt gewichen, ob man sie schon sonst vast auß allen orten deß königreichs Frankreich banniert und vertriben hatte.“ (51)¹⁷⁷ Besonders von der Bibliothek, die auch über bedeutende Ausgaben der Bibel sowie der Schriften Calvins verfügte, zeigte sich Platter schwer beeindruckt: „In ihrer bibliothec oder liberey hab ich viel schöne bücher gesehen, die Antorfische bibel, deß Calvini bücher, auch die frantzösische bibel, zu Genff getruket.“ (50f.) Die Jesuiten in Tournon bewahrten zwar auch die Bücher Calvins auf, so ketzerische Ansichten wollten sie ihre Besucher aber dennoch besser nicht lesen lassen: „Unndt als doctor Collado wolte des Calvini buch aufthun, sagt ein jesuiter, er solte es bey leib nitt thun, dann eß ein verdammte buch wehre.“ Sie seien dagegen weit mehr daran interessiert

¹⁷⁷ „Durch Parlamentserlaß [sic!] vom 29. Dezember 1594 wurden sämtliche Jesuiten ausgewiesen, ihre Güter konfisziert. [...] Dieser Erlaß [sic!] wurde aber nur in den Jurisdiktionsgebieten der Parlamente von Paris, Dijon und Rouen durchgeführt. [...] So diente ein großer Teil Frankreichs mit Toulouse, Bordeaux, Auch, Agen, Rodez, Périgueux, Limoges, Tournon den Jesuiten als Refugium.“ Ebd., S: 51, Anm.2.

gewesen, ihre eigenen gegenreformatorischen Druckschriften publik zu machen: „Sie zeigten uns viel geschriebene sachen, die sie wider Calvinum wolten lassen in truck außgehen.“ (51)

Wahrscheinlich hatte sich Platter so wie bei anderen Gelegenheiten auch während des Besuchs des Jesuitenkollegs in Tournon nicht als Reformierter zu erkennen gegeben, um möglichen Konflikten aus dem Weg zu gehen. Er selbst hatte offenbar auch kein größeres Problem mit Jesuiten, in deren Gesellschaft er sich nach eigenen Worten keineswegs unwohl fühlte. Sein Urteil über seine Reisegenossen während einer Kutschenfahrt von Paris nach Chalon, unter der sich auch Jesuiten befunden hatten, fiel durchaus positiv aus: „hab ein gar gute gesellschaft da angetroffen; wahren neben anderen 3 jesuiter, 2 papisten unndt 4 reformierte.“ (900)

Platters entspannte Sicht auf die Jesuiten Frankreichs ist angesichts seiner eigenen protestantischen Überzeugung mehr als überraschend. Immerhin wurde die Gesellschaft Jesu von ihren Gegnern „vielfach als Kampforden angesehen, der gegen den Protestantismus gegründet worden sei“ und der „vor allem im Heiligen Römischen Reich, aber auch anderswo, als katholische Speerspitze u.a. gegen die Protestanten arbeite.“¹⁷⁸ Womöglich sah er in ihnen weniger die Feinde des reformatorischen Bekenntnisses als humanistisch gebildete Gelehrte, denen er als Akademiker auf Augenhöhe entgegentreten konnte.

2.1.3.4 *CONVERSOS*

Die dritte christliche Gruppe Frankreichs, die Platter in seinem Reisebericht beschrieb, sind die von jüdischen Familien abstammenden Konvertiten.¹⁷⁹ Insbesondere im Grenzgebiet zu Spanien, von woher sie nach Frankreich gekommen seien, würden sehr viele von ihnen siedeln: „Dann es mechtig viel in demselbigen landt hatt, welche von den juden härkommen, undt weil sie auß Mauritania durch Spangien in Frankreich sindt gezogen, haben sie sich in den grentz stetten als zu Montpelier, Besiers, Narbone u.s.w. niedergeloßen.“ (77) Sie seien unter beiden christlichen Konfessionen Frankreichs

¹⁷⁸ Hartmann, 2008, S. 32.

¹⁷⁹ Genau betrachtet stellen die Conversos keine homogene Gruppe dar. Unter ihnen gab es zumindest vier zu differenzierende Gruppen: „Ideologically, the *converso* population may be divided into four classes: those who wanted to be Christians and nothing to do with Judaism, those who wanted to be Jews and nothing to do with Christianity, those who wanted to be both, and those who wanted to be neither.“ Faur, 1990, S. 113.

anzufinden, wenn auch der größere Teil sich zu den Reformierten zähle: „Es hatt von beyden religionen marranen, doch mehr reformierte dann papisten.“ (78)

Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts hatten sich in Spanien „die Beziehungen zwischen Christen und nichtchristlichen Minderheiten, insbesondere den Juden, drastisch verschlechtert.“¹⁸⁰ Diese Entwicklung gipfelte schließlich 1492 im königlichen Dekret zur Ausweisung aller Juden, die nicht bereit waren, sich christlich taufen zu lassen. Aber auch die *Conversos* wurden in Spanien diskriminiert, wie die Gesetze zur sogenannten *limpieza de sangre* deutlich machen, durch die den Neuchristen zum Teil die Teilhabe an öffentlichen Ämtern oder die Ausübung bestimmter Berufe untersagt worden war. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden gerade diese Konvertiten von der Inquisition besonders verfolgt, sodass auch viele bisher noch nicht beschuldigte *Conversos* aus Spanien u.a. nach Frankreich flohen. Die Neuchristen wurden schon in Spanien abschätzig *Marranos* genannt, da man ihrer Konversion oft nur ein Täuschungsmanöver unterstellte: „Diese *Conversos* hatten vielfach den Katholizismus nur oberflächlich angenommen und praktizierten weiterhin jüdische Riten und Gebräuche, zumindest standen sie weithin beim Volke im Verdacht, dies zu tun.“¹⁸¹

Wie aus Platters Worten deutlich hervorgeht, sahen sich die Konvertiten auch noch in Frankreich um 1600 diesem Verdacht ausgesetzt. Denn obwohl die *Conversos* „sich gleich wie andere christen verhalten“, also wie gute Christen lebten, seien sie dennoch diskriminiert und „von ihrem ursprung här“ meist als „marranen“ beschimpft worden. Diese Bezeichnung würden sie allerdings als große Beleidigung auffassen, als „die höchste schmach“, und wenn es ihnen gelinge, die Verleumdung zu beweisen, würde der Beleidiger mit einer empfindlichen Geldbuße belegt werden: „so sie probieren kennen, daß man sie also gescholten, bringen sie den schelter in großen kosten.“¹⁸²

In der Praxis dürfte das allerdings mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein. Platters Reisebeschreibung selbst macht mehr als deutlich, wie stark die Diskriminierung der Konvertiten in der Kultur verankert war. Auch er selbst benutzte das

¹⁸⁰ Pietschmann, 2005, S. 61.

¹⁸¹ Ebd., zum Thema vgl. ebd. S. 60 – 71. Pietschmann meint aber, diesen Volksglauben in Spanien um 1500 rechtfertigen zu müssen: „Wenn die Stimmung gegen Juden und *Conversos* auch wirtschaftliche und soziale Gründe gehabt haben dürfte [...], ist wohl nicht von der Hand zu weisen, dass diese zahlenmäßig starke Minderheit weithin in ihren Glaubensüberzeugungen nicht sonderlich gefestigt war und damit eine Gefahr für die religiöse Orthodoxie darstellte.“ Ebd. S. 61. Pietschmann ignoriert damit weitgehend die Unterschiede innerhalb der Gruppe der *Conversos* und stellt die von Faur, 1990, S. 113 als „those who wanted to be Jews and have nothing to do with Christianity“ bezeichnete Untergruppe einseitig als vorherrschend dar.

¹⁸² Keiser, 1968a, S. 77.

grobe Schimpfwort wie selbstverständlich. Bei den Bürgern Montpelliers sei es nach seiner Schilderung ein fester Fastnachtsbrauch, die Konvertiten durch extra angefertigte, wie an einem Galgen erhängte Stroh puppen öffentlich zu verhöhnen: „Es vergehet aber schier kein faßnacht, daß man nitt die fürnembsten unter ihnen in kleideren, mitt strauw außgefüllt unndt woll mitt speck durchspicket, an die ofenen plätz unndt gassen aufhenket, underweilen mitt zierlichen reimen.“ (77f.) Welche Rolle der *speck* dabei spielte, ist aus Platters Worten nicht zu entnehmen. Wahrscheinlich glaubte man, sie damit besonders beleidigen zu können, da man ja davon ausging, dass sie im Geheimen Juden geblieben wären und Schweinefleisch als unrein erachteten. Dass mit Platters sarkastischen *zierlichen reimen* üble Schmähungen gemeint sind, dürfte aber unmissverständlich sein. Später seien diese Puppen, „welche nachmahlen der nachrichter hinweg thut undt in daß rahthauß tregt“, offenbar dort im Rathaus aufbewahrt worden, wo „gar viel solcher butzen¹⁸³ ligen.“ (78) Dass es gerade dem städtischen Henker, der selbst zu den verachteten Personen zählte¹⁸⁴, zugekommen sei, die Spuren solcher derben Scherze zu beseitigen, wirft ein noch makabrerer Licht auf die Angelegenheit.

Platter machte außerdem die Beobachtung, dass die städtischen Gesetze (auch) in katalanischer Sprache aufgezeichnet gewesen seien. Da die Vorfahren der Konvertiten seines Wissens aus Katalonien gekommen waren, war dies für ihn ein Hinweis, dass schon sehr lange Konvertiten zu den Bürgern Montpelliers zählten. Dennoch seien sie, egal wie vornehm, von politischen Ämtern ausgeschlossen.

Unndt ob schon die fürnembsten gesatz auf dem rahthauß in catalaunischer sprach, da die marranen herkommen, verzeichnet, auch die langedokische sprach der catalunischen nitt gar ungleich, daß zu vermuten, lange jahr marranen da gewohnt werden haben, so kan doch kein marran noch seine kinder zum burgermeister ampt oder in statt raht gebraucht werden, ohnangesehen daß viel fürnemme leüt darunder sindt. (78)

Es sei nun mal so, dass man ihre Konversion als Täuschungsmanöver begriff und sie immer noch wie Juden behandelte: „Man haltet, sie haben noch ihre ceremonien wie die juden.“ Platters eigener Kommentar dazu schwankte zwischen Zustimmung und verhaltener Differenzierung: „es sindt auch ettliche darunder, die kein schweinenfleisch essen unndt noch ihr sabbat halten, deren die übrigen miessen entgelten.“ (78)

Dieser Versuch, nicht zu generalisieren, spricht für seinen Vorsatz, ein möglichst vorurteilsfreies Bild zu zeichnen und kann ihm zugutegehalten werden. Er wirkt jedoch

¹⁸³ „butzen: ausgestopfte Puppen oder Masken, von mhd. Schreckgestalt“, ebd., S. 78, Anm 1.

¹⁸⁴ Vgl. Illi, 2001; Dubler, 2013.

recht halbherzig und unterstreicht, wie sehr die Konvertiten in Frankreich auch noch nach Generationen unter Generalverdacht gestellt wurden.¹⁸⁵

2.1.3.5 JUDEN

Gelegentlich bemerkte Platter, dass unter der Bevölkerung Frankreichs auch Juden anzutreffen waren. Juden waren in den meisten europäischen Gesellschaften des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit soziale Außenseiter und als solche marginalisiert, diskriminiert oder gänzlich vertrieben worden. Bernd Roeck fasste die Entwicklung wie folgt zusammen: „1290 wurden die englischen Juden vertrieben, im selben Jahr kam es in Süditalien (außer Sizilien) zu Vertreibungen, am Ende des 14. Jahrhunderts wurde – nach einigen Ansätzen dazu in der Zeit davor – mit der Vertreibung der französischen Juden ernst gemacht. 1492 dann wurden die spanischen Juden ausgewiesen, zum ersten Mal in der neueren Geschichte kamen dabei auch rassistische Ressentiments zum Tragen. Portugal, wo ein Teil der vielleicht 150 000 Flüchtlinge geblieben war, folgte 1496/97 dem spanischen Beispiel. 1503 wurden die Juden auch aus Neapel vertrieben, weitere Staaten Italiens zogen im Laufe des 16. Jahrhunderts nach.“¹⁸⁶ Im päpstlichen Herrschaftsgebiet erfuhren die Juden allerdings eine gewisse Duldung, die an bestimmte Voraussetzungen gebunden war, wie sie Papst Paul IV in der Bulle „Cum nimis absurdum“ festlegte. Dazu zählten Ghettoisierung, Kennzeichnungspflicht, das Verbot der Errichtung neuer Synagogen oder auch die Beschränkung der Geschäftstätigkeit.¹⁸⁷

So traf Platter vor allem in einigen Gemeinden in der Provence¹⁸⁸ auf Juden: „weil es in deß papst landt ligt, wohnen auch viel juden darinnen, haben eben die gebreüch unndt freyheiten wie die zu Avinion.“ (240) Für diese Duldung im unter päpstlicher Souveränität stehendem Territorium seien sie jedoch auch deftig zur Kasse gebeten worden: „unndt miessen sie [...] dem pabst ein grossen tribut geben.“ (128) Außerdem seien sie verpflichtet gewesen, sich zu regelmäßigen Bekehrungsversuchen der katholischen Kirche einzufinden. So berichtete er aus eigenem Erleben, wie in Avignon „alle sambstag ein jesuiter den juden ein bußpredigt haltet, darein bey hoher straff der drittetheil der

¹⁸⁵ Diese undifferenzierte Sicht spricht auch aus Rut Keisers pauschaler Anmerkung zu den Marranen: „zwangsgetaufte Juden der iberischen Halbinsel [...] Sie bekannten sich in der Öffentlichkeit zum Christentum, blieben aber im geheimen [sic!] jüdischen Sitten treu, hielten den Sabbat und ließen die Söhne beschneiden.“ Keiser, 1968a, S. 77, Anm. 3.

¹⁸⁶ Roeck, 1993, S. 27.

¹⁸⁷ Vgl. ebd., S. 30.

¹⁸⁸ Platter erwähnte Le Thor, Pernes-Les-Fontaines und Carpentras. Vgl. Platter, *Reisen*, S. 240, 245, 251.

juden, allezeit abgewegslet, zugehen gezwungen wirdt, wie ich dann nochmohlen selber hab zugesehen.“ (118) Dies beurteilte er aber als höchst zweckloses Unterfangen, denn „bey mans dencken weißt man nicht, daß sich deßwegen ein einiger jud bekeret habe.“ (119)

Anlässlich seines Besuches im traditionell katholischen Avignon, wo der Papst bekanntermaßen im 14. Jahrhundert für mehrere Jahrzehnte sogar Residenz bezogen hatte, nahm Platter eingehend Stellung zur jüdischen Bevölkerung. Er begegnete ihr v.a. in der sogenannten Judengasse, dem ihr zugewiesenen Wohnbezirk, wo die Juden Avignons mit Schmuck, Bekleidungsgegenständen, Tuchwaren aller Art und auch Rüstungszeug Handel getrieben hätten.

Nach eßens gungen wier in der juden gaßen, welche man an zweyen orten beschliessen kan; sie wohnen alle in derselbigen gegne, sindt ettwan bey 500 seelen yederzeit, treiben alle gewerb mitt kleideren, kleintorn, thücheren, harnisch, gewehr, lin- unndt bettgewort¹⁸⁹; in summa, was an dessen menschen leib auf unndt angehört, findet man in grosser menge bey yedem, wie man es begeret zekauffen oder abzetauschen. (127)

Er wies darauf hin, dass den Juden der Besitz von Grund und die Ausübung der meisten Berufe verboten sei, und betonte ihre außerordentliche Geschicklichkeit im Handel und Geldgeschäften. Sie würden zwar den Kunden für deren alten Kleider einen guten Preis bezahlen, aber andererseits ihre eigenen Waren zu sehr hohen Preisen anbieten. Da sie fast alle neben dem Handel das Schneiderhandwerk mit großer Fertigkeit ausüben würden, wäre es ihnen ein Leichtes, die gebrauchten Kleider ausgesprochen schön herzurichten. Insbesondere die Frauen würden sich darin besonders auszeichnen: „Die weiber sinndt vast alle neyerin, verkaufen undt vertauschen linwott, kreglin, huben [Hauben], schnupptücher, hembder, alles schön gesteppt oder geneyet.“ (127) Also könnten sie die gebrauchten Waren wie neue verkaufen und dabei beträchtlichen Profit erzielen.

Unndt so sie was manglen, haben sie solchen credit bey allen kaufleüten, daß sie es gleich von ihnen heimlich bekommen; waß sie darvon brauchen, daß bezahlen sie ihnen, daß übrig geben sie widerumb, wissen den preiß. Sonst dürfen sie keine anderen heüser, gärten, acker oder matten, weder inn noch außerthalb der statt, kauffen, auch kein anderen gewerb, dann wie gemeldet, unndt den wegsel treiben. Sie lassen einem viel auß seinen alten kleideren gehen, schetzen sie gar hoch, daß auch einer nitt so viel dafür hette fordern dürfen; aber hingegen überschetzen sie auch ihre wahren, darnoch also, daß sie daß alt neben einem großen gewin umbsonst bekommen, welches sie widerumb kennen zurüsten unndt accommodieren, dann

¹⁸⁹ „Leinen – und Bettzeug“, Keiser, 1968a, S. 127, Anm. 1.

sie vast alle daß schneider handtwercck neben dem gewerb treiben, daß sie es für neüw verkauffen kennen. (127)

In seine Schilderung der Geschäftstüchtigkeit der Juden mischte er jedoch auch den Vorwurf der Unlauterkeit. Er unterstellte, dass es ihnen sehr zustatten käme, ihre Auslagen im Erdgeschoss anzubieten, wo nur wenig Tageslicht herrschte, damit die Kunden die angebotenen Waren nur schlecht begutachten könnten. Ebenso nütze es auch nichts die Waren im Freien in Augenschein zu nehmen. Die Lichtverhältnisse in den engen Gassen, wo die Häusermauern steil aufragten, ließen kein ausreichendes Urteil über die Qualität der Produkte, so dass die Kunden umso leichter betrogen werden könnten.

dann ihre gäden zu underst im hauß sindt, kein anderen tag dann nur ein wenig vom tach aben haben; ist so finster, daß man nitt recht von ihrer wahr urtheilen kan; wann man sie schon an die gassen hinus traget, sinndt sie auch finster, weil die heüser hoch unndt eng in einanderen gesteckt sindt, also daß einer schwerlich unbetrogen von ihnen kommen kan. (127)

Platters Hinweis auf die architektonische Beschaffenheit der den Juden angewiesenen Wohnbezirke als Beleg ihres unlauteren Geschäftsgebarens wirkt fast lächerlich. Dafür konnte man sie wohl kaum verantwortlich machen. Er behauptete auch, dass sie immer die schlechtesten Waren zuerst und darüber hinaus zu Wucherpreisen anböten, auch wenn man sie schließlich für weniger als die Hälfte des geforderten Geldes erstehen könne. Erst dann würden die besten Waren angeboten, die man nun aber auch kaufen müsse, da man sie sich ja schlecht entgehen lassen könne: „Pflegen yederzeit daß schlechte zum ersten außzulegen; überbieten alles; so man daß halb oder auch weniger darauf beütet, bleibt es einem; wann er der schlechten wahr gekauft, weisen sie erst daß schöner hernach, welches einer nitt kan dahinden lassen.“ (127)

Der junge Mediziner wirkt an diesen Stellen seiner Reisebeschreibung sehr unerfahren in Handelsgeschäften. Die auch heute noch in manchen Kulturen bekannten Sitte, um Preise zu feilschen, legte er ganz offensichtlich zum Nachteil der Juden als Hinweis auf ihr betrügerisches Wesen aus, und wenn er sich bei manchen schönen Waren nicht beherrschen konnte, ist das doch vor allem ihm selbst anzulasten. Auch sein folgender Vorwurf an die jüdischen Händler geht ins Leere: „bißweilen tauschet einer widerumb, daß er zavor gekauft, doran, doch allezeit mitt seinem schaden.“ (127) Warum sie die Waren zum Verkaufspreis wieder zurückkaufen und auf jeglichen Profit verzichten sollten, ist aus kaufmännischer Sicht nicht einzusehen.

Er widersprach seiner Darstellung auch selbst, indem er darauf hinwies, dass es auch möglich sei, ein Schnäppchen zu machen, die jüdischen Händler also nicht grundsätzlich

zu hohe Preise fordern würden: „Beschicht auch woll bißweilen, daß einer gar ein guten kauf thutt, dann ihnen viel entwehrte sachen¹⁹⁰ wie auch versetzte pfänder oft umb ein ring gelt bleiben, welches sie auch nachmahlen desto wolfeiler hingeben kennen.“ (127) Insgesamt war er von der Art der jüdischen Händler, ihre Waren offensiv anzupreisen, um möglichst gute Geschäfte zu machen, ganz offensichtlich überfordert. Der Bildungsreisende aus Basel war damit nicht vertraut und fühlte sich auf diesem Terrain sichtlich unwohl.

Es laufen die juden unndt ihre weiber stetigs in der statt herumb, auß einem wirtshauß in daß ander, mäntel, kleider, linwot, krägen u.s.w. den frembden durchreysenden zezeigen, da sie dann tauschen, verkaufen, wie man will, unndt miessen sie nitt allein dem pabst ein grossen tribut geben, sonder auch den wirten, in deren heüser oder herbrigen sie waß vertauschen oder verkaufen, auch von den franken ein gewißes bezahlen; dahäro man allezeit wolfeiler in der juden gassen dann in wirtshäusern kaufen kan; allein ist daß so beschwerlich, daß sie einen schier zerreyßen, wann er in ihr gassen komt; es will ihne yeglicher in seinem hauß haben, unndt daß es so gar finster ist. (127f.)

Allem Anschein nach war Platter nicht gefeit vor den antijüdischen Vorurteilen seiner Epoche, die nicht nur religiös, sondern auch wirtschaftlich inspiriert waren.¹⁹¹ Bis zu einem gewissen Grad musste er aber von der Fremdartigkeit der Juden fasziniert gewesen sein, wenn er beschloss, zu ihnen „ettwas weitleüfiger“ (289) Stellung zu nehmen.

In ihrer Alltagstracht würden sich die jüdischen Männer und Frauen schon dadurch ausweisen, dass sie gesetzlich verpflichtet seien, hohe gelbe oder mit gelben Bändern versehene Kopfbedeckungen zu tragen. Die Einschränkung der *freyheiten* manifestierte sich also nicht nur hinsichtlich der erlaubten Berufe oder des Rechts auf Grundeigentum, sondern auch in visueller Diskriminierung. Solche Regeln zur äußerlichen Differenzierung wurden bekanntermaßen bis ins 20. Jahrhundert erlassen, wobei man gelb als Signalfarbe offenbar für besonders geeignet hielt, um keine Zweifel aufkommen zu lassen. Platter war diese Angelegenheit nicht nur der Erwähnung wert, er fügte seinem Bericht sogar eine Federzeichnung des Kopfputzes der Frauen bei.

Die mannen unndt knaben der juden miessen alle hohe gelbe hüt oder gelbe paretlin tragen; die weiber aber unndt töchteren haben ein sonderbahre hauptzier mitt einem hohen höltzinen ring, darüber das thüchlin gespannen, unndt ist zu obrist ein gelber, sidener rüban oder bendel überzwerch doran geheftet, damit man sie von den christen unterscheiden kenne. (128)

¹⁹⁰ „Sachen ohne Besitzer“, Keiser, 1968a, S. 127.

¹⁹¹ Zum Antijudaismus in der Epoche der Reformation und Gegenreformation vgl. Roeck, 1993, S. 13 – 27.

Platters Interesse an den Juden war aber hauptsächlich auf ihre religiösen Bräuche ausgerichtet. Er betonte, dass sein Wissen zum großen Teil aus eigener Anschauung oder persönlichen Gesprächen stammte. An mehreren Stellen schien er bemüht, die Richtigkeit seiner Angaben zu unterstreichen. So stellte er seiner Schilderung der jüdischen Bräuche eine Versicherung seiner Glaubwürdigkeit voran.

Dieweil auch in Avinion ein (synagoga judaica) juden schul unndt yederzeit ohngefahr bey fünfhundert juden in einer besonderen gassen wohnen [...] unndt ich oftmahlen vielerley seltzame gebräuch in ihrem tempel unndt außerhalb desselbigem von ihnen üben hab gesehen unndt auch viel mitt ihnen (conferiert) gespracht, angesehen daß vast alle tag ettliche in unser losament kamen unndt wahren veil trugen. (289)

Mit sehr ähnlichen Worten schloss er seinen Bericht über die Juden auch ab, wobei er jetzt außerdem bekannte, sich vieles angelesen zu haben. „In wehrender zeitt, als ich zu Avinion verbliben, hab ich zum theil obgeschribene sachen bey den juden gesehen, zum theil von ihnen gehöret unndt in ihren büchern geläsen, wie sie dann gar oft in unser wirtshaus kamen.“ (305) Im Folgenden sind daher besonders die Textstellen von Interesse, aus denen tatsächlich persönliche Erlebnisse Platters sprechen oder zumindest Kommentare aus christlicher Perspektive zum Ausdruck kommen.

Eine Zeremonie, die der Bildungsreisende durch glückliche Umstände erleben durfte, war eine jüdische Hochzeit: „Alweil ich zu Avignon gewesen, hab ich gesehen ein jüdische hochzeitt da halten, bin auch bey ihrem dantz gewesen.“ (302) Abgesehen von den übrigen Informationen, mit denen er seinen Bericht anreicherte¹⁹², wurde er hier nach eigenem Bekunden Augenzeuge eines unglücklichen Missgeschicks. Im Moment der Trauung habe sich die Braut versehentlich selbst mit dem rituellen Wein beschüttet und ihr weißes Seidenkleid befleckt, wofür sie von ihrer Mutter vor der versammelten Hochzeitsgesellschaft heftig ausgescholten worden sei. Allerdings sei das Unglück seiner Meinung nach nicht die Schuld der Braut, sondern die der übereifrigen Brautmutter gewesen.

Demnach segnet man sie vor der kirchen an der gassen under dem heiteren himmel ein, wie ich es gesehen. Es kamen zu vordrist der bräutigam mitt ettlichen männeren, unndt die braut mit den weiberen hernach. [...] Die braut steht dem bräutigam zur rechten seiten [...] Darnach nimbt der rabbi ein glas mit wein, unndt nach einem lob gebetlin gibt er braut unndt bräutigam darauß zu trinken unndt stunde die muter der hochzeiterin hinder ihren, wischet ihren daß maul mitt einem schnupphuch, unndt weil sie zu geschwindt wolte wischen, eylet die hochzeiterin unndt beschittet sich selbs mit wein; wahr in einem gantz weissen atliß angethan; es schalte sie die

¹⁹² Vgl. Platter, *Reisen*, S. 302f.

muter heftig vor yederman, unndt war aber sie selbs schuldig, sie dorfte niemandts ansehen. (302f.)

Platter war offensichtlich zufällig vorbeigekommen, als die Trauung stattfand, und war schaulustig stehen geblieben. Er zeigte Mitgefühl für die unglückliche Braut und äußerte Missfallen über das Verhalten der Brautmutter. Außerdem berichtete er noch von den anschließenden Feierlichkeiten, bei denen man „dantzet unndt singet [...] mit grossen freüwden“ und fügte bildungsbeflissen hinzu: „Die hochzeit wehret gemeinlich acht tage.“ (303)

Ein anderer Brauch der jüdischen Religion schien den jungen Mediziner jedoch besonders zu interessieren, was die ungewöhnlich detaillierte Länge seiner Schilderung immerhin nahelegt: die Beschneidung der jungen Knaben.¹⁹³ Er gab an, zweimal selbst anwesend gewesen zu sein, verwies aber auch auf persönliche Gespräche sowie schriftliche Quellen: „Weil ich dise zwen monat zu Avinion verbliben, hab ich zwey knäblin in ihrem tempel sehen beschneyden, welches, wie ich es zum theil gesehen, zum theil von ihnen gehört unndt geläsen.“ (290) Bei der ersten Beschneidung, „welche ich sahe, wahre es deß kindts vatter, daß er beschnitte“, vermeldete er und glaubte hinzufügen zu müssen: „Er hatte an beyden daumen lange, zugespitzte negel.“ (291)

Platters Beschreibungen beginnen beim Beschneidungsmesser, das „von scharpfen eysen oder stahel mitt einem gelben, messinen hefty, schier wie ein scheermesser, doch nitt so dick“ (291) gewesen sei. Er erwähnte Vorbereitungen wie u.a das Baden des Kindes, die Gebete, die dabei gesprochen worden seien oder auch sonstige Utensilien wie Wein, Kerzen oder Schüsseln, die man gebraucht habe, sowie das feierliche Mahl zum Abschluss. Aufmerksamkeit schenkte er auch einem leeren Stuhl, dem nach seiner Darstellung eine wichtige Rolle zukomme und für den Propheten Elia bestimmt sei.

Wenn sie dem Elias den stul oder sessel zurüsten, müssen sie laut mit außtrucklichen worten sagen: Dieß ist der stul deß propheten Eliae, sonst kompt er nicht zur beschneidung. Auch damit er der beschneydung woll außwarte, lasset man seinen stul drey gantzer tag stehen. (291f.)

Er hielt es auch für bemerkenswert, dass man Mittel zur körperlichen Stärkung mittgebracht habe, falls es einem der Anwesenden (!) angesichts der für das Kind schmerzhaften Prozedur unwohl werde: „Es machen sich auch ettliche mitt confect unndt hertzsterkungen gefaßt, den vatter oder gevatter u.s.w., so ihne wehe wurde wegen deß

¹⁹³ Thomas Platter d.J. füllte immerhin drei ganze Seiten seines Reiseberichts (S. 290 – 293) mit einer ausführlichen Beschreibung zum Thema.

kindts schmerzen, damit zeerlaben.“ (291) Den Höhepunkt seiner Schilderung markierte aber der eigentliche Akt der Beschneidung.

Wie nun der gevatter daß kindtlin auf der schoß hatt, wicklete der beschneider daß kindt auf, griffe zu seinem gemechtlich, fasset es vornen an dem vorheütlin, truckt das körnlin hinder sich, reibte daß vorheütlin, daß es gleichsam ersterbe unndt daß kindt den schnitte desto minder empfinde, name daß beschneidmesser von dem knaben, der neben ihme stunde, unndt sprach laut: Gelobet seystu, gott, unser herr, ein könig der welt, der du uns mitt deinem gebotten geheiligt hast, unndt hast uns den bundt der beschneidung gegeben. In dem er also redet, schneidet er ein stücklin vornen ab dem vorheütlin hinweg so weit, daß man daß bloß köpflin sehen mochte, warfe es schnell in daß schüßlin mitt sandt, [...] reichte zu dem becher mit wein, name den mundt voll, besprützt es auch under daß angesicht, so es schwach ist, name darnach deß kindts gemechtlin ins maul unndt saugt daß blut woll¹⁹⁴ auß, damit daß bluten sich desto ehe verstelle, unndt spritzet daß außgesogen blut in den einen becher mitt wein oder in das schüßlin mit sandt. Daß thate er dreymahl aufs wenigest. Hernach, wenn daß blut ein wenig gestillet ist, so fasset der beschneider mit seinen scharpfen, gespitzten nägeln an beyden daumen daß gestümpfte häütlin an deß kindts gemecht, reisset es von einander, streiffet es hinder sich, also daß daß köpflin allerdinge geblösset unndt entdeckt wirdt, (welches sie entblössung nennen, thut dem kindtlin viel schmerzlicher wee als daß beschneiden selbst), greift darnach zu dem lümpllin in öl unndt verbindet daß gemechtlin mit denselben, drey oder vierfach übereinander gelegt, unndt wiklet also daß kindlin widerumb ein. (292)

Platter beschrieb die Zeremonie sehr genau, aber ohne jegliche Wertung. Dass sie dem christlichen Selbstverständnis nicht entsprach, war bekannt und brauchte nicht eigens erwähnt zu werden. Sein Interesse war wohl vor allem das des Mediziners, der solch einen operativen Eingriff noch nicht gesehen hatte.

Grundsätzlich betonte Platter die Menge an Vorschriften, mit der die Juden ihren Glauben ausübten. Dabei würden sie *aber nicht mitt verstandt* vorgehen, also einer Irrlehre anhängen.

Erstlich sicht man sie gar vleißig in ihrem tempel eyferen umb gott, aber nicht mitt verstandt, unndt haltet ihr glaub inn sich dreyzehn artikel, die gottes eigenschaften erklären: daß er ein schöpfer aller creaturen; einig; ohne leibliche eigenschaften; ewig seye; unndt daß man ihn allein soll anbetten; daß er auß dem menschlichen geschlecht nach seinem wollgefallen ein volck, propheten, ihme erwehlet habe; daß under solchen propheten Moses der allerhöhest gewesen seye; daß daß gesatz Mosi auß dem mundt gottes gegeben worden seye, wie es noch heütigs tags bey ihnen gefunden wirdt; auch daß dasselbig ohn verenderet in ewikeit bleiben sollte; item daß gott alle wercke unndt gedanken der menschen verstehe; daß gott werde belohnen, die seine gebott halten, undt straffen, die sein verbott übertretten; daß der

¹⁹⁴ In der Handschrift findet sich just an dieser Stelle ein Fehler. Platter schrieb zweimal das Wort „woll“, was in der Edition getilgt wurde. Vgl. Keiser, 1968a, S. 292, Anm. 1. Der Gedanke, dass man daraus vielleicht eine besondere Erregung Platters beim Niederschreiben ablesen kann, ist der Betrachtung wert, muss aber Spekulation bleiben.

Messias noch kommen werde; item zum 13. unndt letsten, daß ein auferweckung der todten sein werde; wann es gott gefallen wirdt. Sie glauben auch, nicht allein wahr zu sein, waß die propheten geschriben, sonder auch der hochweysen rabbiner außlegungen über daß gesatz, ya, daß mehr auf dieselbige zuhalten seye, dann auf Mosi wort. (289f.)

Platter brauchte nicht eigens zu kommentieren, dass die Betonung der mosaischen Verkündung unter Auslassung der Lehre Jesu Christi, der Glaube an den Messias, der einst noch kommen werde, sowie die hohe Bedeutung der Schriftauslegung durch die Rabbiner selbstverständlich nicht im Einklang mit der christlichen Lehre standen. Außerdem schien er den Juden zu unterstellen, dass sie eifersüchtig über mündlich tradierte Überlieferungen wachten, damit alle anderen, *die heyden*, nicht auch in den Besitz der nach ihrem Verständnis rechten Lehre gelangten.

Demnach halten sie die (traditiones) aufsetze ihrer vorelteren für daß gesatz selbst, daß Moses mündtlich von gott empfangen habe, auch mündtlich andere gelehrt unndt nicht schriftlich verfasst, damit es die heyden nicht auch lerneten unndt auch also Mosi gesatz vollkommenlich hielten unndt nachmahlen mit ihnen selig wurden. Unndt werden solche außlegungen in ihrem heiligen Talmud begriffen, welchen Moses sampt dem gschribenen gsatz vom berg Sinai gebracht hatt. Dann wie Moses 40 tag unndt 40 nächt da gewesen, hatt ihn gott in die schul genommen unndt erstlich ihme daß geschriben gesatz gegeben unndt darnach die gantze zeitt ihme dasselbig erkläret unndt ihme gebotten, daß er dasselbig auch also mündtlich den kinderen Israel erklären solle. (290)

Auch wenn Thomas Platter d.J. es hier nicht explizit aussagte, schwingt in seinen Worten doch der Vorwurf eines gewissen jüdischen Hochmuts mit, denn der jüdische Irrglaube habe schließlich zu der Vorstellung geführt, ein von Gott auserwähltes und privilegiertes Volk zu sein: „Dahäro die Israeliter meinen, sie haben viererley ehr unndt besondere gaben, daß andere völker nitt haben: das landt Canaan; daß gesatz; die prophezeyungen, undt die auferwekung der todten.“ (290) Deutlicher wurde er anlässlich seines Kommentars zum Glauben an die Ankunft des Messias. Spätestens dann würde sich nach jüdischer Überzeugung zeigen, wer die wahren Herren seien: „Sie glauben vestiglich, daß der Messias noch kommen werde [...]; auch werden die christen ihre diener werden [...]. In summa, sie werden alle grosse herren sein undt ihres leidts ergetzet werden.“ (305)

Solcher überheblichen Ausfälle machten sie sich seiner Darstellung auch während des Pessach-Festes schuldig, wobei sie viel Wein trinken und alle anderen Völker verfluchen würden: „Aber in werendem fest dunken sie sich alle grosse herren, lehnen sich auf die linke seyten im trinken unndt trinken 4 gesegnete becher voll wein einander nach auß, verfluchen alle andere völcker.“ Dass er das Fest etwas ignorant das „Osterfest der

juden“ nannte und seinen Kommentar dazu mit „u.s.w.“ sowie „etc.“ (300) versah, lässt jedoch darauf schließen, dass er eigentlich nicht wusste, wovon er sprach. Deziert antichristlich sei es sogar beim *Lauberhütten fest* zugegangen, wobei sie sich im Gedenken an den Fall von Jericho ihrer Überzeugung vergewisserten, dass einst das Christentum untergehen müsse.

Lauberhütten fest. Dieses fest wirdt im september gehalten [...], nimpt ein yeglicher sein büschlin von palmen, oliven unndt weiden zweiglin in die rechte handt unndt ein citron oepfel in die linke handt, loben gott, schüttlen die estlin unndt wenden sie in die 4 endt der welt, auch obsich unndt nittsich, thundt es alle siben tag siben mahl zur gedechtnuß, daß man 7 mahl umb Jericho gangen undt die mauren umbgefallen, also werden auch die christen fallen. (300)

Für ihre Art des Gebetes hatte er darüber hinaus nicht viel mehr als Verachtung übrig und unterstellte den Juden, indem er eigene Maßstäbe für Ernsthaftigkeit anlegte, mangelnde Andacht: „Unndt ob sie gleichwoll viel gebette an disem fest sagen, ist doch kein andacht darbey, sonder laufen mitt den gebetten darvon, unndt wenn sie tausendt wörter kenten in einem athem sagen, wehre es die höchste kunst bey ihnen.“ (300)

Seine Darstellung zum wöchentlichen Sabbath-Fest ist zudem gespickt mit mehr als unfreundlichen Kommentaren. Zum einen machte er sich über das Gebot, an diesem Tag nicht zu arbeiten, geradezu lustig, indem er möglichst absurde Regeln aufzählte: „Sie dürfen am sabbath gar kein werck thun, auch kein floh tödten, sonder nur fangen unndt weg werfen.“ Desweiteren berichtete er, „sie dürfen nitt reissen noch irgendt etwas thun, daß ein ansehen hatt, als wann es geschaffen wehre, als daß sie den vöglen nitt zuviel zeeßen geben, damit nitt ettwan überbleib, ein regen darauf komme unndt wage, so hetten sie alsdann geseyet.“ (299)

Zum anderen schien er den Juden zudem wieder mangelnde Andacht vorzuwerfen, da sie es mit den Feierlichkeiten aus seiner Sicht übertrieben und den Sabbath begehen würden, als ob es ein großes Fest wie etwa eine Hochzeit wäre: „Sie machen sich mitt guten speysen gefaßt unndt bereiten 3 stattliche mähler, daß erst am freytag abendts unndt die anderen 2 am sabbath. Sie seüberen den gantzen leib, beschneiden die negel [...] In summa, sie rüsten wie zu einer hochzeitt, alles dem sabbath fest zu ehren.“ (299)

Außerdem interpretierte er die strengen Regeln zum Arbeitsverbot an diesem heiligen Tag als willkommene Gelegenheit, faul zu sein und es sich möglichst gut gehen zu lassen: „all ihr zweck soll sein, guten mut ze haben, woll leben, bulen, darzu sie auch knoblauch essen unndt bißweilen hochzeiten anstellen, alles dem sabbath fest zuehren, wie hievon überauß viel geschriben.“ (299) Platter machte hier selbst deutlich, dass er sein Wissen

hauptsächlich aus anderen nicht näher bezeichneten schriftliche Quellen bezog. Er stellte es jedoch so dar, als ob es allgemein bekannt wäre, dass die Juden gerade am Sabbath nichts Besseres im Kopf hätten, als zu feiern, zu flirten und – was ihm offensichtlich auch kritikwürdig erschien – Knoblauch zu essen. Durch die zeitliche Parallele von jüdischem Feiertag und einem *Höllensabbat* rückte Platter die Juden zudem in die Nähe von Teufeln. Insgesamt würden sie äußerst krude Vorstellungen mit dem Sabbat verbinden, die für ihn nichts weiter als unsinniges Geschwätz (*stempeneyen*) darstellten.

Sie vermeinen, es stincke an ihrem sabbath nicht so übel wie an anderen tagen an ettlichen orten, weil die hell nicht brennet, sondern die gottlosen auch in der hell sabbath halten, mögen ausspatzieren, unndt wann ihr sabbath ein endt habe, miessen sie wider in die hell unndt braten die gantze wochen; dahäro der böß dampf in der gottlosen gräberen. Sie sagen auch, es werde ihnen ein seel am sabbath zugethan, die daß hertz erweiteren, damit sie desto lustiger sein kennen. Im schlaaf gehen zwo selen vom menschen, die eine obsich, die andere nittsich, erfahren allerley, unndt bleibe die dritte, so er zum ersten bekommen, bey dem hertzen, mache die träume, wie sie dann viel solcher stempeneyen sagen unndt glauben. (299f.)

Platter beschäftigte sich auch mit den jüdischen Vorschriften zur Schlachtung der Tiere, dem Schächten, wobei es vor allem darauf ankomme, das Fleisch möglichst von allem Blut zu befreien, weil sie es sonst ebenso wenig wie die Hinterschinken verzehren dürften. Seinen Bericht mischte er jedoch mit dem Vorwurf jüdischer Hinterlist, da sie das ihnen verbotene Fleisch mit ihrem Urin verunreinigen und den Christen zu ihrem Schaden verkaufen würden.

Die metzger der juden miessen woll geübt sein unndt ein zeügnuß von den rabbinen haben, sonst dürfen sie daß handwerk nit treiben, dann gar viel seltsame ordnungen davon geschriben sindt, die er woll studieren muß. Sie essen kein blutiges, auch die hinderen viertheil nicht, von wegen daß der engel dem Jakob daß gelenk verenkt hatt [...] Die hinderen viertheil verkaufen sie gemeinlich den christen, welche sie zu erst besuden, lassen auch ihre kinder darauf bruntzen, sprechen auch ein segnen darüber, der christ solle den gähen todt daran schlucken: wie dann alle, so sich zum christlichen glauben bekehrt, solches einhelliglich schreiben. (301f.)

Nach Platters Darstellung sei diese abscheuliche Praxis ausreichend und weithin bekannt. Die Frage, ob es sich bei diesen, von ihm ohne Belege angeführten Berichten von vermeintlich allen jüdischen Konvertiten möglicherweise um Verleumdungen handelte, zog er offensichtlich nicht einmal in Betracht.

An mehreren Stellen brachte er die Juden auch mit plumpem Aberglauben und Zauberei in Verbindung. Er erwähnte das Gebot, in der Synagoge nicht auf den Boden zu spucken, „damit sie nitt ettwan ein engel berühren, sonder fassen es in ein lümplin

auf.“ Oder er schrieb über viele „seltzame gebräuch in wehrendem essen, mitt der dancksagung, brott, saltz unndt dem wein.“ Er schien zu honorieren, dass sie züchtig sein sollten, „als sassen sie vor dem angesicht deß herren, werffen keine bein oder grät neben oder hinder sich“, um dann erklärend hinzuzufügen, „damit sie die unsichtbaren creatures nicht treffen.“ (297)

Wie erwähnt würden sie sich zur Vorbereitung auf den Sabbath die Fingernägel schneiden. Dies abgeschnittenen Nägel, berichtete er „werfen sie ins feür auß forcht, daß man zauberey darmitt treibe.“ (299) Überhaupt werden die strengen Hygieneregeln der Juden in seiner Darstellung zu Belegen für ihren Aberglauben.

Mitt der rechten handt dürfen sie sich nitt seüberen, weil sie auf die geschrift mitt deüten; auch dürfen sie sich nitt mitt ungeweschenen henden am morgen anrüren wegen der unreinen geisteren, die auff den händen ruhen; auch miessen sie daß maul unndt angesicht waschen, darumb daß es nach form gottes gemacht ist, unndt dürfen nicht mitt ungeweschenem maul den nammen gottes nennen. Sie sollen daß wasser in ein handtbeck auffassen unndt nitt an ort schütten, wo leüt pflegen zugehen; dann man findet leüt, die zauberey mitt treiben können. (295)

Schließlich gipfelte seine Kritik im Vorwurf, dass die Juden sich nicht nur vor Zauberei fürchten würden, sondern sich auch aktiv der Magie verschrieben hätten. „Sie haben auch vielerley krankheiten under ihnen [...], brauchen viel buchstaben unndt cabalistische künst, auch übernatürliche und zauberische künst für schwere krankheiten, wie dan deßen alle ihre bücher voll.“ (304)

Am Rande seiner Skizzierung der Juden thematisierte der Bildungsreisende auch die Rollen der Männer und Frauen. Letztere hatten offensichtlich nicht die gleichen Rechte bei der Ausübung ihrer Religion. Bei einem Besuch in der Synagoge bemerkte er die Absonderung der Frauen, denen im dunklen Kellergewölbe in einem unschönen Sprachgemisch gepredigt werde, während die Männer im hellen oberen Stockwerk den Schriften der Propheten im klassischen Hebräisch und in der Nähe der heiligsten Stätte lauschen dürften.

Demnach fuhrten sie mich in ihr tempel; der ein ist im boden wie ein keller; falt der tag allein vom oberen gemach durch ein eysen getter darein; daselbsten prediget ein plinder rabbi den weiberen in hebreischer sprach, die doch gar verderbt sein soll, wie sie dann daselbsten ein besonderen dialectum haben unndt ettliche languedockische wort under daß hebreisch vermischen. Im oberen saal aber, da man den mannen die propheten liset in guter hebreischer sprach, ist es heiter, unndt ist daß ort, welches heilig genennet wirdt, auch darinnen mit einem gatteren verschlossen, darein niemandts dann der obrist priester kommen darf. (128)

Diese räumliche Ausgrenzung habe mitunter zu Streit unter den Frauen geführt. Wohingegen die Männer das heilige Buch sogar hätten küssen dürfen, hätten die Frauen darum wetteifern müssen, von denen ihnen erlaubten Plätzen durch Gitter und sonstige Löcher im Gemäuer einen Blick auf das heilige Buch zu erhaschen: „Hiezzwischen haben die weiber in ihren kirchen ein grossen zank, geträng unndt gestöß umb die vergätterte fenster unndt gucklöcher, daß sie auch die heilige geschrift deß buchs sehen unndt erblicken mögen, weil sie es nitt küssen können wie die männer.“ (299)

Als Grund für diese Diskriminierung erscheint in Platters Darstellung der jüdische Glaube an eine besondere Unreinheit des weiblichen Körpers, sodass sich die Frauen spezifischen Reinigungsritualen unterziehen müssten.

Man hatt mir auch under ihrem tempel beyseits ettliche wasser kästen gewisen, darinnen die weiber oft sich seüberen miessen dergestalt, daß sie sich allerdings under daß wasser dunken, daß auch kein härlin haussen bleibe, die finger unndt aller glider dermassen voneinander spreiten, damitt daß wasser an alle ort kommen unndt den leib reinigen möge; beschicht oft mitt grosser gefahr, sonderlich im winter unndt, wo man keine warmen quellen hatt, auch sie kein warms darunder giessen dürfen. (293f.)

Mit der Diskriminierung der Frauen schien Platter kein größeres Problem zu haben, die Gefahr, die solch ein Bad bei großer Kälte für die Gesundheit bedeuten konnte, rief jedoch den Mediziner auf den Plan und er äußerte seine ärztliche Besorgnis.

Insgesamt hätten die Juden ein kompliziertes Verhältnis zum nackten Körper und extreme Begriffe von Scham: „Es darf sich der jud nitt nakent aufrichten im bett oder sitzend daß hembd anlegen, sonder ligend mit den armen unndt dem kopf darein schliefen, damit die wändt deß haußes die schande seines blossen leibs nicht anschauwen.“ (295) Wenn nun aber einem Mann auf der Straße eine Frau begegnete, müsse dieser die Augen schließen, um nicht zu sündigen Lustfantasien verleitet zu werden: „Begegnet ihnen ein weibsbildt, miessen sie ihren augen beschliessen, der bösen gelüsten halben.“ (297) Die jüdischen Frauen erscheinen somit nicht nur als unrein, sondern in ihrer verführerischen Körperlichkeit als höchst gefährlich. Zudem suggeriert dieses von ihm erwähnte Gebot zumindest unterschwellig, dass die jüdischen Männer eine Neigung zu solch *bösen gelüsten* hätten.

Es bleibt festzuhalten, dass Platters Darstellung der französischen Juden von einem stark negativen Ton durchzogen ist. Sie erinnert in vielen Teilen an Ressentiments, die im 16. Jahrhundert sowohl von protestantischer wie katholischer Seite geäußert wurden. Exemplarisch seien Luthers Schrift *Von den Juden und ihren Lügen* aus dem Jahr 1543

und die päpstliche Bulle *Hebraeorum Gens* von (1569) angeführt. Luthers unterstellte den Juden, nur Schlimmes gegen die Christen zu planen. Sie seien „giftige, bittere, raubgierige, hämische Schlangen, Meuchelmörder, Teufelskinder, die ihre Untaten heimlich vollbrächten, weil sie es öffentlich nicht vermöchten.“ Papst Pius V. bezichtigte die Juden seinerseits der Wahrsagerei, Zauberei, magischer Kulte und Hexenwerk.¹⁹⁵

Auch die gemäß dem Prinzip *ad fontes* unternommene Beschäftigung der Humanisten mit jüdischen Schriften wie kabbalistischen Texten oder Talmud war mitunter von der Vermutung motiviert, dort Anweisungen für das magische Handwerk vorfinden zu können.¹⁹⁶ Antijudaismus¹⁹⁷ war in den europäischen Gesellschaften um 1600 somit weitgehend die Regel, von der auch Platters Darstellung keine Ausnahme machte. Dass die „Haltung des Papsttums, der meisten Reformatoren und selbst der Eliten des christlichen Humanismus [...] für die Geschicke der Juden nichts Gutes hoffen“¹⁹⁸ ließen, hat der weitere Verlauf der Geschichte hinreichend belegt.

Platters Schilderung der Juden in Avignon, ist deutlich geprägt vom sogenannten Shylock-Syndrom¹⁹⁹, das auch William Shakespeare zur etwa gleichen Zeit im *Merchant of Venice* anhand der Figur des in Venedig lebenden Geldverleihers Shylock bearbeitete. Merkmale dieses Syndroms waren eine ganze Reihe antijüdischer Vorurteile, von denen sich viele auch in Platters Schilderung wiederfinden lassen. Zum einen ist der Vorwurf des Wuchers zu nennen, der als perverse Sexualität des Geldes, indem das Geld sich selbst begattet, interpretiert und schließlich zur perversen Sexualität der Juden schlechthin umgedeutet wurde. Bei Platter wurde daraus der sexuell unkontrollierte, lüsterne, Wucherhandel treibende jüdische Mann. Zum anderen kritisierte er den vermeintlichen Hochmut der Juden, die sich als einzige für die göttliche Erlösung auserwählt begriffen hätten. Mit seinem Verweis auf den Verzehr von Knoblauch griff Platter darüber hinaus das Phantasma eines den Juden eigentümlichen schlechten Körpergeruchs auf, der wiederum gut zur Quasi-Gleichsetzung von Juden und Teufeln passt. Nicht zuletzt erhob

¹⁹⁵ Zitiert nach Roeck, 1993, S. 30f.

¹⁹⁶ Vgl. ebd. S. 28.

¹⁹⁷ Im Unterschied zum biologisch rassistischen Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts bezeichnet Antijudaismus die v.a. christlich-religiös motivierte Judenfeindlichkeit des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Allerdings können die beiden Phänomene nicht strikt differenziert werden. Zum einen finden sich schon im Antijudaismus biologische Aspekte, wie die Regelungen zur *limpieza de sangre* belegen, und zum anderen wirken christlich geprägte antijüdische Feindbilder in den modernen Antisemitismus hinein. Vgl. Töllner, 2022.

¹⁹⁸ Roeck, 1993, S. 31.

¹⁹⁹ Diese Begrifflichkeit prägte Schwanitz, 1997. Vgl. für diesen Abschnitt besonders S. 9–32. Zum Thema antijüdischer bzw. antisemitischer Vorurteile allgemein vgl. Ginzel, 1991; Rohrbacher/Schmidt, 1991; Benz/Bergmann, 1997.

er auch den Vorwurf, die Juden würden sich der Magie zum Schaden der Christen bedienen. Zwar warf Platter den Juden keine Hostienschändung vor, dafür bezichtigte er sie aber, Fleisch mit Urin zu besudeln und an die Christen zu verkaufen. Weitere Elemente des Shylock-Syndroms wie Ritualmorde, Brunnenvergiftung, Kannibalismus oder Gier nach Christenblut finden sich in Platters Darstellung nicht, dennoch ist das Bild, das er von den Juden Frankreichs zeichnete, ein äußerst düsteres sowie ein eindeutiger Beleg für einen von üblen Vorurteilen getrübbten Blick auf diese Bevölkerungsgruppe.

2.1.3.6 FRAUEN UND MÄNNER

Einiges zu den Frauen und Männern der Bevölkerung Frankreichs ist in den bisherigen Kapiteln schon angeklungen. Gemessen daran, dass in jener Zeit die Tätigkeit als Soldat traditionell den Männern oblag, dürfte jedoch das von Platter diagnostizierte kriegerische Wesen in erster Linie auf die französischen Männer gemünzt gewesen sein. Hinsichtlich des jähzornigen Charakters der Franzosen differenzierte er zwar nicht, aber er schrieb zumindest nichts von Frauen, die sich duelliert hätten. Jedoch hätten sich auch die Frauen tatkräftig an kriegerischen Auseinandersetzungen beteiligen können, wenn Not am Mann war, wie das Beispiel der Belagerung von La Rochelle zeigt. Nach Platters Schilderung seien damals die Frauen der Stadt besonders tatkräftig eingeschritten, denn „als es einmahl schier gar eingenommen, ist es noch von den weiberen unndt mägden, welche so starck zugelaufen unndt gewaltige wehr gethan, entlich erhalten unndt der feindt abgetriben worden.“ (456)

Dem Spiel, ob mit Bällen oder um Geld, seien Frauen ebenfalls nicht abgeneigt gewesen zu sein, wie die oben erwähnten Beispiele der Tochter des *ballenmeister* in Faubourg de Vienne oder der Frau des Bürgermeisters von Marseille veranschaulichen. Hinsichtlich des ausgeprägten Modebewusstseins und der Lust, sich immer nach dem letzten Schrei zu kleiden, kommentierte der Basler explizit, dass sich Frauen und Männer darin nicht unterschieden. „Unndt ist diese enderung nicht allein bey den mannen, sondern auch dem frauwenzimmer gar gebreüchlich.“ (614)

Während er sich angesichts der wechselnden Mode außer Stande sah, die Tracht der Franzosen im Allgemeinen zu charakterisieren, finden sich aber doch einige Stellen in seiner Reisebeschreibung, wo er das Erscheinungsbild der Männer, aber vor allem der

Damen kommentierte. In Avignon sah er die Kutsche des Kardinals vorbeifahren, in der reich geschmückte adelige Herren mit ihren Damen²⁰⁰ saßen.

Underwegen auf der gassen bekamen uns entgegen in deß cardinals mitt daffet gefütterter, bedeckter, hangender gutschen vier stattliche edelleüt in goldtgelbem sammet, mitt goldt, silber unndt edlengestein gebrämet, alle gleich bekleidet. Bey denen saßen vier edle töchteren, die aller schönisten in Avignon, in goldtgelbem daffet, mitt goldt, silber und perlin gesticket, alle gleich bekleidet, die brüst unndt hälß, wie in derselbigen statt breüchlich, ohnbedecket, [...] In summa, sie fuhren mitt ihren stattlichen hauptzieren, wie man die göttin mahlet, dahär. (122)

Diese *vier edle töchteren* beeindruckten ihn sichtlich schwer und er geizte nicht mit Lobpreis ihrer Schönheit. Er glaubte, gerade die schönsten Frauen Avignons gesehen zu haben, die den Göttinnen auf Gemälden in nichts nachgestanden hätten. Die schönsten Frauen Frankreichs verortete er aber dennoch in Amiens und überhaupt in der Picardie, wofür er kurioserweise die Beschaffenheit der Luft als Erklärung heranzog.

Es gungen auch viel frauwen zimmer fürüber, gar köstlich, wie sie da pflegen zesein, mitt kleideren bezieret. [...] Daß frauwen zimmer ist von art gemeinlich schön, vielleicht wegen der temperatur deß lufts; wie dann auch die historien schreiber, wann sie vom frantzösischen frauwenzimmer schreiben, gedenken sie der Picardereren zu vordrist. (634, 638)

Auch in Marseille rühmte er die Schönheit der lokalen Damenwelt und erwähnte die dortige Mode, mit Perlen geschmückte Ketten um den Hals zu tragen. Da in der Hafenstadt viele Männer zur See fahren würden, sei dieser Schmuck ein beliebtes Mitbringsel für ihre Frauen.

Die weibsbilder tragen yetz gemeinlich stattlich perlin schnier umb ihren hals, biß in die 500, ja auch für 1000 kronen undt dariber, dann man sie zu Marsillien gar woll bekommen kan. Glaub auch, es werden ihnen mehrtheils solche perlin von ihren männern oder bulen, wann sie aus Indien kommen, verehret. Dann es gar ein muttwillig, freüdig unndt schön frauwenzimmer da hatt, welch oft ihrer ehemänner, wan sie über daß meer fahren, gar lang mießen manglen. Demnach bringen sie ihnen zu der ergötzlikeit solche stattliche kräm. (188)

Dass die Damen Frankreichs in dieser Zeit offenbar ein sehr tiefes Dekolleté trugen, verwirrte den jungen Schweizer jedoch ein wenig. Er fragte sich, wohin das noch führen solle und wie viel die französische Damenwelt noch herzeigen wolle, wenn der Trend so weiterginge: „Die weiber zieren ihre haar unndt köpf gar schön auß, gehendt mitt offenen

²⁰⁰ In der ethnographischen Literatur wurden die französischen Damen ebenso als prächtig geschildert. Vgl. Stanzel, 1999, S. 27 mit Bezug auf Paul Ludolf Berckenmeyer *Neu=vermehrte Curieuse Antiqvarius, das ist: Allerhand auserlesene Geographische und Historische Merckwürdigkeiten so in den Europäischen Ländern zu finden* (1731).

brüsten unndt bedecktem angesicht dahär, undt so sie also fortfahren mitt der oberen glideren zudeckung undt underer entblößung, so wird man entlich seltzame sachen offenbahren.“ (614)

Die Freude an der Mode, die in Frankreich an den Tag gelegt wurde, war nicht Platters Sache. Zwar seien wie gesagt die Frauen in Marseille sehr schön, sie hätten aber gar keinen Geschmack und kleideten sich so bunt, dass sie an Papageien erinnern würden.

Ihr tracht ist sonst überaus köstlich, aber meines erachtens nitt zierlich, dan sie gemeinlich von underscheidenen farben bekleidet, als wann die ermel unndt brust von rotem daffet, attliß oder samett, so ist der rock ettwan von gleichem zeüg, grien, gelb oder blauw; sehen wie die papagey. Die seidenen strimpf tragen auch kaufmans weiber, will geschweigen edelleüt. Die gemeinen burgers weiber sinndt auch also von farben bekleidet, tragen mehrtheils an werchtagen blauwe oder weiße, leinene gesteppte ermel wie ein wullenhembdt, die weiche²⁰¹ gar lang, demnach ein kurtzen, anderer farb rock darunder. (188)

In Narbonne bemerkte er ebenfalls, dass um die Kleidung viel Aufwand getrieben werde. Die bei den dortigen Bürgersfrauen verbreitete Mode, ihr Haar mit einem weißen Schleier zu zieren, hielt er aber für schlichtweg hässlich. Sie erinnerte ihn zu sehr an die Erscheinung von Kranken: „Die einwohner [...] treiben ein grossen pracht in kleidung [...]. Die weiber haben ein heßliche hauptzier, sonderlich gemeiner burgers weiber; sie verbinden den kopf unndt die stirnen mit einem weissen schleyer, als wann sie für unndt für kranck wehren.“ (318) Womöglich meinte er damit, dass man mit solchen Schleiern auch Hautkrankheiten verbergen konnte, aber mit Sicherheit lässt sich Platters Abneigung gegen dieses Accessoire nicht deuten. Aber auch über die Mode in Calais bzw. der Grafschaft Boulonois fiel das Urteil des Baslers negativ aus: „Der gemeinen weiber der burgeren tracht ist nicht schön; sie tragen kurtze, foßlechte²⁰² mäntel über den kopf, die ihnen nur biß an die weiche gehendt.“ (772) Die Tracht in der Gemeinde Cadillac an der Garonne wirkte auf ihn sogar wie Mummenschanz, da man dort einen Überrock trage, der den Basler an die Messgewänder der Priester in seiner Heimat erinnerte. Die Hosen aus derbem Stoff verglich er abschätzig mit unförmigen Kornsäcken.

Wier sahen die burger in der statt vielerlei branle mitt dem frauwenzimmer dantzen, mahnet mich allerdings an ein umschantz der kleideren halben, dann die bauren derselbigen gegne gemeinlich rote oder blauwe barretlin tragen, ein casaken von zwilch wie bey uns die prediger anhaben. Unndt sindt ihre hosen auch von zwilch,

²⁰¹ „Taille“, Keiser, 1968a, S. 188, Anm. 3.

²⁰² „mit Pelz gefüttert“, ebd., S. 772, Anm. 1.

gar weit, durch hinab vast in gleicher weite biß auf den koden, als wann sie in einem kornsack giengen, der in 2 theil getheilt. (435)

An dieser Stelle zeigte sich wieder, wie stark sein Blick auf die fremde Kultur mitunter durch den eigenen Erfahrungshorizont geprägt war, was zu negativen Werturteilen führen konnte. Da er die Tracht in Cadillac zum Teil von Priestern kannte, er es aber nicht mit Priestern zu tun hatte, wirkte der Auftritt auf ihn wie Maskerade. Das Altbekannte dirigierte somit den Blick auf das Fremde. Wie die angeführten Beispiele zeigen, scheute der junge Basler jedenfalls in Fragen der Mode nicht davor zurück, seinem Missfallen deutlich Ausdruck zu verleihen.

Frauen wie Männer hätten sich in Platters Augen aber sowohl durch ausgesprochene Höflichkeit wie exquisite Eleganz ausgezeichnet. Er rühmte ihre Konversationskunst sowie ihre Fertigkeiten im Gesang und Tanz: „Unndt sindt gleichfahls die weibs bilder wie die mannen freündtlich, holdtselig, lieblich im gesang unndt reden, wie dann mann unndt weibspersonen sich gar viel auf zierliche gesang unndt sprüch begeben.“ Auch im Umgang der Geschlechter miteinander, etwa beim Tanz, würden sie die besten Manieren an den Tag legen, wenn gleich er eine zu große Vertraulichkeit bemäkelte: „Bey den dantzten sindt sie gar hoflich [...] unndt sprechen einander gar freündtlich zu ohne alles scheüchen.“ (614)

Während der Fastnachtfeierlichkeiten in Avignon geriet Platter „in ein stattlich hauß, da in einem großen saal viel frauwen zimmer saße.“ Es sei ein Kommen und Gehen unterschiedlicher Gruppen maskierter Männer gewesen, die sich ungeniert unter die versammelten Damen gemischt hätten. Sie betrieben mit ihnen Konversation, tanzten und mitunter habe sich die eine oder andere Dame auch den Männern angeschlossen, als diese weiterzogen: „dantzeten ettlich mitt ettlichen von dem frauwenzimmer; die übrigen satzten sich, wohin es ihnen gefiele, zu ihren maistressen, divisierten miteinander; dennoch zogen sie widerumb fort [...]; bißweilen nam einer seyn maistresse mitt sich.“ Als das festliche Geschehen langsam zu Ende gekommen sei, hätten die Männer, ihre jeweiligen Favoritinnen galant nach Hause geleitet. „Unndt wehreten diese kurtzweilen mit masgaraden unndt spilen biß nach mitternacht, demnach fuhr ein yeder sein frauwenzimmer, mitt dem er sich ersprochen, under den armen nach hauß.“ (121) Noch mehr war dem aufmerksamen Beobachter selbstverständlich nicht zu sehen vergönnt und so schloss sich der Vorhang über das weitere Geschehen in jener Nacht.

Der geschilderte intime Umgang zwischen Damen und Herren manifestiere sich zudem schon bei der üblichen Begrüßung durch einen Kuss auf die Lippen: „an statt deß

grusses küssen sie einander auf die leftzen.“ Platters Deutung dieses Brauchs ist aber doch recht erstaunlich. Er insinuierte, dass sich die Franzosen auf diese Art küssten, „damitt sie einander nicht vergäben kennen.“ (614) Es gehe nach seiner Deutung also vor allem darum, das gegenseitige Vergiften²⁰³ unmöglich zu machen oder doch wenigstens zu erschweren, da man sich der Gefahr aussetzen würde, für andere Personen bestimmte vergiftete Speisen oder Getränke über den Kuss auf den Mund selbst zu konsumieren. So wird nach seiner Darstellung die eben noch gelobte höfliche Freundlichkeit der Franzosen zur Kritik an bloßen Manierismen, denen die ungeheuerlichsten Hintergedanken zu Grunde liegen würden.

In diese Richtung weist auch seiner zweiter Interpretationsansatz. Denn „wie andere vermeinen“, fuhr er in seinem Bericht fort, diene der Kuss dazu, „damitt man gespüre, ob die weibsbilder auch weinsichtig seyen.“ (614) Die Behauptung, dass es für den einen oder anderen Franzosen von Bedeutung sei, den Grad der Nüchternheit seiner weiblichen Gesellschaft zu erfahren, lässt nicht viele Deutungen zu. Ohne es weiter auszuführen, schien Platter zu suggerieren, dass sich dahinter die Hoffnung auf ein erotisches Abenteuer verborgen habe.

Überhaupt sei nach seiner Darstellung das erotische Spielen und Werben um das weibliche Geschlecht eine der hervorstechendsten Eigenschaft der französischen Männer. Schon von Jugend an²⁰⁴ würden sie dazu angeleitet, ohne Schüchternheit um die Frauen herumzuscharwenzeln: „Zum bulen werden sie von jugendt auf angeführet unndt verursacht, weil sie stehts bey dem frauwenzimmer ohne scheühen sitzen undt mitt ihnen löflen.“ Dabei seien sie höchst eifrig, und wenn sie ihr erotisches Ziel außerhalb der Ehe vielleicht nicht stets erreichen könnten, bleibe ihnen immer noch die Heirat. Denn „können sie schon nicht ledigs standts zu endt kommen, so erfolget doch im heürath die belohnung ihrer empsigen diensten.“ (613) Besonders hilfreich bei solchem Unterfangen sei es, die Frauen mit Süßigkeiten zu verwöhnen, glaubte Platter zu wissen. Zumindest in Avignon war ihm aufgefallen, dass „keiner angenehm bey dem frauwen zimmer [sei], er gebe ihm dann viel confect, wie es da gebräuchlich.“ (195)

²⁰³ „geben mit schlimmer absicht, etwas hingeben um einen zu verderben, schaden thun [...] vergeben nimmt also dieselbe entwicklung wie vergiften“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 25, Sp. 386, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=V01362>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023. Sämtliche anderen Bedeutungsvarianten wie verzeihen, Sünden vergeben, ein Amt oder eine Braut vergeben, beim Kartenspiel betrügen etc. haben im Kontext schlicht keinen Sinn.

²⁰⁴ Ein Vermerk zu der zu wollüstigen Ausschweifungen neigenden französischen Jugend findet sich bei John Barclay im *Icon animorum* (1614). Vgl. Reichel, 1999, S. 174f.

Die Sexualmoral²⁰⁵ der Franzosen lasse im Vergleich mit dem, was ihm aus seiner Heimat bekannt war, seiner Ansicht nach doch sehr zu wünschen übrig, da „sie die hurey undt ehebruch nicht für ein höhere sündt [achten], dann man bey uns die trunkenheit schetzet.“ (613) Auch würde man den Frauen zu viele Freiheiten zugestehen, was er ernsthaft beklagte. Die „freyheit der weibsbuilderen“ sowie die geringe „straff der obrigkeit deß ehebruchs unndt hurerey“ seien die Ursache dafür, „daß so wenig ehen in Languedock beschehen.“ Er selbst habe während seines Aufenthaltes im Languedoc von „nitt über zehen hochzeiten vernommen, die gehalten sindt worden; sie behelfen sich mehrtheils im stegreiff unndt verheürahten sich nitt baldt, sie haben dann überauß gute gelegenheit, ihr leben stattlich außzubringen.“ (275) Hinsichtlich der Damenwelt in Montpellier, wo er selbst einige Jahre gelebt hatte, zitierte er daher noch ein Sprichwort, das unverblümt nahelegte, dass dort an freizügigen Frauen kein Mangel geherrscht habe. „Qui voudra de poutes, A Montpellier il y a pro[u]. Daß ist auf teütsch auß ihrer sprach als transferiert: [...] Wiltu metzen han, Nach Montpellier soltu gahn.“ (219f)

Zu dieser vermeintlichen Liederlichkeit der Franzosen in Bezug auf Erotik und Sexualität passt Platters Hinweis auf „grobe sünden“, die „bey ihnen im schwank gehendt“. Über die Menschen in Toulouse fügte er knapp, aber geheimnisvoll raunend hinzu, dass „inn unndt außerthalb der statt viel böse heüser gesehen werden, in die sie ohne scheüchen wandlen.“ (421) Die Vermutung, dass er mit diesen nicht näher bestimmten Häusern auf die zahlreichen Bordelle der Stadt anspielte, dürfte doch mehr als naheliegen.

In Paris waren ihm außerdem so etwas wie frühneuzeitliche Kinderklappen aufgefallen. Er berichtete über *besondere örter*, wo man auf der Straße aufgelesene Findelkinder abgeben könne. An den religiösen Feiertagen würden viele dieser Kinder in Notre-Dame in Betten liegend ausgestellt, so dass die Bürger ihre Mildtätigkeit beweisen oder sogar das eine oder andere Kind in die eigene Familie aufnehmen könnten.

Ich hab auch auf ein zeitt ettliche better an den großen seülen in der kirchen einander nach stehen sehen, darinnen kleine, junge findel kindlin lagen, die man auf den straßen aufliset unndt in besondere örter traget, welche man an fest tagen in diese better leget, damitt man ihnen was verehere, oder auch, so einer oder der

²⁰⁵ Schon bald nach 1500 wurde die Syphilis als *morbus gallicus* bezeichnet. Vgl. Florack, 2007, S. 154. Die Syphilis als französische Nationalkrankheit findet sich auch in den Völkertafeln. Grimmelshausen verortete im *Simplicissimus* den Venusberg im Sündenbabel Paris. Eine interessante Entschuldigung für die den Franzosen nachgesagte Neigung zur sexuellen Ausschweifung lieferte Jean Bodin in *De la République* (1583). Schuld sei ein Überschuss an schwarzer Galle, der einen stärkeren Geschlechtstrieb zur Folge habe. Vgl. Reichel, 1999, S. 169, 171f., 175.

andere lust zu einem bekäme unndt deßelbigen begeret auferziehen, lasset man es ihm erfolgen; da hatt einer die wahl under vielen. (560)

Aber auch hinter diesem an sich erfreulichen Brauch vermutete der Basler in erster Linie Bigotterie und sexuelle Amoral, die nicht zuletzt für die große Anzahl solcher Findelkinder verantwortlich sei.

Unndt nimpt ettwan mancher sein eigen kindt daselbst auf, daß es die seinen nicht mercken sollen. Wie dann solcher sachen viel wunderbahrlich zu Paris fürgehendt. Unndt weil man alle kinder also aufnimbt, auch solche nichts neuwes zu Paris ist, verursacht es ettwan manche desto ehe, sich zeübersehen. (560)

Die freieren Sitten der Franzosen offenbarten sich dem Bildungsreisenden zudem durch ihre Unbekümmertheit, in aller Öffentlichkeit zu baden. In Orleans erlebte er, dass die Männer und Knaben ungeniert splinternackt in der Loire badeten oder sogar, wie Gott sie geschaffen hatte, von der Brücke ins Wasser sprangen. Dabei hätten ihnen auch viele neugierige Frauen zugesehen, die sich dieses Schauspiel nicht entgehen lassen wollten

Als ich über die bruck in die vorstatt gunge, badeten mechtig viel männer unndt knaben in der Loyre; ettliche sprangen auch über die bruck hinunder, welche mechtig hoh ist; lugten ihnen viel volck undt frauwenzimmer zu, unndt hatte nicht ein einiger irgendt was for sich, damit er sich bedecket, sonder wahren ihrem brauch nach gantz nakent. (534)

Als angehender Arzt interessierte sich Platter für alle möglichen Heilmethoden. Bei Pérols in der Nähe von Montpellier berichtete er von dem Brauch, am Johannistag im Meer zu baden, um durch den Einfluss des Heiligen vor möglichen Krankheiten geschützt zu werden. Wenn er auch nichts davon sagte, dass sie nackt gewesen wären, so fielen ihm doch die vielen Frauen unter den Badenden auf: „da sahen wier viel frauwenzimmer im meer baden.“ (152) In einem Heilbad südlich von Montpellier (Balaruc-les-Bains) wurde er jedoch Zeuge eines ganz besonderen Spektakels. Allerdings sei die Freizügigkeit, die er dort beobachtete, vor allem den misslichen örtlichen Umständen geschuldet. Dort habe man zwar auch gebadet, aber das Wasser wegen seiner stark abführenden Wirkung auf Anraten der Ärzte vor allem getrunken. Jedoch seien keine sanitären Anlagen vorhanden, so dass sich auch die weiblichen Patienten ungeschützt vor fremden Blicken im freien Feld hätten erleichtern müssten.

Es badeten gar wenig im wasser [...]; mehrertheil trancke es von 6, 8 biß auf die 12 gleser vol über einmahl [...] Nach dem es dann yeglicher person füglich wahre auß raht der artzeten zu Montpelier; [...] Daß waßer ist für sich selbs warm, gesaltzen gar vast undt schmutzig zetrinken schier wie ein warme, schmitzige, gesaltzene suppen. Nach dem yeder sein portz außgetrunken, spazieret er in daß veldt; daß

frauenzimmer aber, sonderlich waß ettwas fürnembs ist, wirdt von ihren dienern oder liebhabern under den armen im feldt hin und wider geführt, unndt würket daß waßer gleich gar heftig durch den stulgang, da sihet einer wunder, wie sie zesamen im feldt zum zeil²⁰⁶ schiessen; es ist am see gelegen, sinndt keine beüm noch gebeüw da; man kan sich nirgendts verbergen. (86f.)

Es muss ein sehr merkwürdiger Anblick gewesen sein, der sich Platter bot, der aber auch von einer Unbekümmertheit der Franzosen in solchen Angelegenheiten zeugte, da man es nicht für nötig hielt, für irgendwelchen Sichtschutz vor unliebsamen Beobachtern zu sorgen.

An seiner Reise durch Frankreich fällt auf, dass er trotz der konfessionellen Konflikte jener Epoche wegen seiner Religionszugehörigkeit kaum nennenswerte Probleme hatte. Bei einem Aufeinandertreffen mit adeligen Damen berichtete Platter allerdings, wie er als Reformierter diskriminiert werden sollte. Als er auf der Loire ein Schiff Richtung Orleans besteigen wollte, wurde er von den mitreisenden Damen aus religiösen Gründen abgewiesen. Sie befürchteten seinen schlechten Einfluss, womöglich würde er sie sogar am Gebet hindern.

Wie ich in daß schiff wollte steigen unndt mich daß frauwen zimmer im cabinet sahe, beruften sie den schifmann zu ihnen hinein, fragten ihn, wer ich wehre, sie haben daß schif allein für sich bestellet, er solle mich abmahnen, ich wurde sie vielleicht an ihrem gebett verhindern; dann wie ich nachmahlen vernommen, hatt mich die edle tochter verkundtschaftet, ich seye reformierter religion, habe die paternoster unndt wunderwerck vor der kapellen verachtet; wie sie dann auch selber in daß schif für daß cabinet herauß kame unndt mich, waß religion ich seye, fraget, da antwortet ich, der reformierten; alsbaldt sagte mir der schifmann widerumb ab, er dörfe mich nitt ohne ihr bewilligung hinein nemmen, daß schiff haben sie allein bestellet, ich welle ihme nichts verargen, die schuldt seye nitt sein, welches mich umb ettwas verdroß. (488)

Nachdem er den Damen Angst vor einem Sturm eingejagt und darauf hingewiesen habe, wie hilfreich ein starker junger Mann wie er im Moment der Gefahr sein könne, habe er ihnen sarkastisch „glück ins badt“ (488) gewünscht, woraufhin die so religiös besorgten wie „eytel[n] weibsbilder“ ihren Widerstand schnell aufgegeben hätten: „Wie wier hinein kamen, entschuldigeten sie sich alle zum höchsten gegen mir, unndt aßem wier mitt ihnen kirschen²⁰⁷; wahren guter dingen.“ (489) Es seien also Frauen gewesen, die hier anfänglich

²⁰⁶ „Buchhecke“, Keiser, 1968a, S. 87, Anm. 1.

²⁰⁷ Höchstwahrscheinlich bediente sich Platter hier einer Redewendung. Noch heute ist sie gebräuchlich als „mit jemandem ist nicht gut Kirschen essen“ und geht auf das seit dem späten Mittelalter belegte Sprichwort „Mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Sie spucken einem die Kerne ins Gesicht zurück.“ Wagner, 2012, Seite 30.

„eyferig in der religion“ (613) auftraten. Die Angst vor dem Sturm sei aber offensichtlich größer als die Vorbehalte gegenüber dem reformierten Bekenntnis gewesen, sodass sich die adeligen Damen im Angesicht der möglichen Gefahr gegen den Protestanten lieber gnädig erwiesen hätten, als sich wegen der Religion zu streiten.

Abschließend sei noch angemerkt, dass Platter auch bezüglich der vermeintlichen abergläubischen Zauberei in einer Randbemerkung vor allem eine Frau erwähnte, die sich magischer Praktiken schuldig gemacht habe. Im Kontext des oben beschriebenen *nestelknipfens* erwähnte er den „historienschreiber Bodin“, der berichtet habe, „daß ein frauw gewesen seye, welche auf fünf unndt zwentzgerley weiß dise zauberey habe kennen in daß werck richten.“ (275)

2.1.3.7 ARISTOKRATIE

Den Adel Frankreichs beurteilte der Bildungsreisende im Allgemeinen positiv. Er sei freigiebig und würde anlässlich von Standesunterschieden keine Überheblichkeit an den Tag legen. Dies gelte nicht zuletzt auch für den König an der Spitze der Feudalgesellschaft.

Der adel ist gar freygebig, freündtlich auch mitt geringes standts personen, erhebet sich nicht seines standts oder reichthums wie auch die wollgebornen herren nicht, sondern sindt alle freündtlich mitt einander, ya auch der könig selber, welchen man oft nicht vor seinem volck erkennen kann, also gemein machet er sich mitt ihnen. (614)

Diese wohlwollende Darstellung durch einen bürgerlichen Eidgenossen rührte wohl daher, dass er persönlich tatsächlich eine Reihe von erfreulichen Erfahrungen mit der Aristokratie Frankreichs gemacht machte. In Orleans konnte er den König Heinrich IV. selbst beim Mittagessen beobachten. Es versteht sich von selbst, dass man „dem könig viel stattliche trachten [Speisen]“ auftrag und dabei erlesenes Geschirr gebrauchte. Platter benannte u.a. „ein schön silber übergüldet schiff, darein man alles, was zum disch gehöret, verschloße“ und berichtete von „einer gleßinen fleschen, nur mitt weiden überzogen, auß welcher man ihme auf sein begeren in ein zugespitzet, cristallinen gleßlin“ (536) eingeschenkt habe. Jedoch zeigte sich der König dabei nicht als unnahbarer und abgehobener Fürst wie sein Vorgänger Heinrich III. Diesem sei sein distanziertes Gehabe von den Franzosen als unangemessene Arroganz nach deutscher Art ausgelegt worden.

Man sagt vom könig Heinrich dem dritten, als er auß Polen widerumb in Franckreich kommen seye, habe er einen schragen umb sein dischseßel laßen

machen, damitt er desto prächtiger unndt ruhiger könnte eßen, auch seine leüt ihme nicht also auf dem hals lägen. Welches als die Frantzosen gesehen unndt daraus abgenommen, er welle auf teütsche manier ein prächtige art an sich nemmen, die ihnen nicht anmütig, dann sie alle under einanderen gar (familiers) freündtlich pflegen zesein, ist ihren keiner mehr, dann allein die bestelten, zu deß königs eßen erscheinen, deßwegen er alsbaldt den schragen widerumb abgebrochen unndt ihnen ihr alte weiß zugelaßen hatt. (539)

Bemerkenswert an dieser Erzählung ist zum einen, dass die Franzosen Polen mit Deutschland gleichzusetzen schienen, und zum anderen ein französisches Selbstbild, das der deutschen Kultur den freundlicheren französischen Umgang miteinander entgegensetzte.

Heinrich IV. wiederholte den Fehler seines Vorgängers nach Platters Darstellung jedenfalls nicht und gewährte seinen Untertanen relativ freien Zugang, so dass sich auch der Basler unter die Menge mischen konnte, die sich in der Nähe des Königs drängte: „Der saal wahre sonst gesteckt voller leüten, daß man schier nicht darinnen gehen konte; ich stunde auch aller nähist bey deß königs tafelen, wie man dann solches nicht achtet, sonder meniglich hinein laßet.“ Allerdings seien dabei einige Sicherheitsmaßnahmen zu beachten, um zu vermeiden, dass sich ein bewaffneter Attentäter²⁰⁸ dem König nähern könne: „allein, darf keiner den mantel umschlagen, damitt man sehe, was einer bey sich trage.“ Zudem sei er stets von seiner Leibgarde aufmerksam bewacht worden. „Im saal aber, darinnen er aße, wahre sein leibsgwardy, die schottischen knäch, welche yederzeit am nähisten bey deß königs person sindt.“ (539)

Wie nach Platters Darstellung alle Franzosen sei auch der König ein Freund des Spiels: „Nach dem imbiß eßen hatt er ein weil mit wirflen im saal gespilet unndt ist demnach in daß ballenhauß auf seiner gutschen gefahren.“ (539) Auch im *ballenhaus* behauptete der Basler in Hörweite gewesen zu sein: „Wie ich dann selber von seiner mayestet gehöret, daß sie im ballenhauß, als sie den gewinn in hosensack gestossen, gesprochen: (C’est pour mes maçons) Diß ist für meine mauer.“ Der Gewinn sei also für die Bautätigkeiten am Louvre, seiner Residenz, bestimmt, „wie er dann ohne underlaß ein unzahl bauwleüt doran laßet täglich arbeiten.“ (580)

Abgesehen von dieser Leutseligkeit des Königs berichtete der Basler Bürger von weiteren Begebenheiten, bei denen er von Angehörigen des Adels sehr freundlich behandelt wurde. Während einer Schifffahrt auf der Loire hatte er die Gelegenheit, seine ärztliche Kunst unter Beweis zu stellen und den mitreisenden Junker von Chesnée

²⁰⁸ Bekanntermaßen fiel Heinrich IV. schließlich doch einem Attentäter zum Opfer.

erfolgreich zu behandeln. Dieser sei „ommechtig worden, daß er in daß schiff gefallen unndt nichts mehr von ihme selbs gewüßet hatt, dass man vermeynt, er seye allerdingen todt.“ (491) Platter war flugs zur Stelle gewesen und hatte den Junker zum Erbrechen gebracht, worauf sich dieser schnell wieder erholte.²⁰⁹ Als Platter dem Junker später den versprochenen Besuch abstattet, sei er freudig und äußerst zuvorkommend empfangen worden: „Er wahre gar frölich, daß ich zu ihme kommen bin, wie ich ihme dann versprochen hatt [...] Er fleißete sich in alle weg, mir ehr unnd freündtschaft zu erzeugen.“ (511) Er wurde mit allerlei adeligem Zeitvertreib unterhalten, wobei er vor allem die Kaninchen- und Dachs Jagd eingehender schilderte.²¹⁰ Als aber die Nachricht kam, dass der Cousin des Junkers von Chesnée plötzlich schwer erkrankt war, hatte Platter erneut Gelegenheit zu zeigen, dass sein Medizinstudium nicht umsonst gewesen war.

do lage der junker in großen nöthen; er thate nichts dann sich erbrechen, wolte weder speyß noch artzney bey ihme bleiben. Er wardt von tag zu tag ye lenger ye schwächer, daß yedermann vermeinet, er wurde an dieser kranckheit sterben, wie er dann zweymahl in derselbigen kranckheit gebeichtet unndt sich allerdingen deß todtts versehen. [...] Entlich gab gott genadt, daß gemelter junker von Corborande durch viel mittel unndt kreftige speysen, die ich ihme gebraucht, widerumb zu seiner gewöhnlichen gesundtheit ist kommen. (512)

Daraufhin sei der Cousin derart dankbar gewesen, dass er ihm ein großzügiges Angebot machte.

dahäro er mich sehr lieb gewonnen unndt schier nicht mehr hatt wellen mich von sich laßen; auch vermeint, ich solle immerdar im selbigen landt bleiben, er sampt seiner freündtschaft wellen mich woll verheürathen undt in dem stettlin Remorantin in Solongne underbringen, daß ich jährlich ein fein dienstgelt kenne haben. (512f.)

Platter lehnte das Angebot ab, er genoss aber noch eine ganze Weile die adelige Gastfreundschaft bei Spaziergängen, Bootsfahrten, Fischfang und nächtlicher Jagd auf Frösche.²¹¹ Als er schließlich seinen Abschied nahm, habe man ihn nur ungern ziehen lassen und ihm „ettliche stuck goldts, in einem papirlin eingewicklet, für mein gehabte mühe verehren“ (514) wollen, was er jedoch nicht habe annehmen wollen.²¹²

Der Bürgerliche aus Basel hatte einen Einblick in das kurzweilige feudale Leben gewonnen und am eigenen Leib die Großzügigkeit des Adels erlebt. Wenn man hier zwar

²⁰⁹ Nach Platters Diagnose trug der übermäßige Genuss von Milch Schuld an der Ohnmacht des Junkers: „ich merckte woll, daß er zeviel milch auf den imbiß geeßen unndt zegeschwindt darauf geschlafen hatt.“ (491)

²¹⁰ Vgl. Platter, *Reisen*, S. 511f.

²¹¹ Vgl. Platter, *Reisen*, S. 513.

²¹² Zu Platters Begründung für seine Ablehnung vgl. ebd., S. 514.

einwenden könnte, dass die geschilderte adelige Gastfreundschaft im Zusammenhang mit seinen geleisteten ärztlichen Diensten standen und somit nicht ohne Eigennutz erfolgt waren, so war das bei einer anderen freundlichen Begegnung mit der französischen Aristokratie scheinbar nicht der Fall. Im Wirtshaus der kleinen Ortschaft Coudray bei dem gleichnamigen Schloss hatte er geplant, die Nacht zu verbringen. Allerdings wurde dieses Vorhaben durch die dort wütende Pest vereitelt.

Vor dem schloß bin ich ab der gutschen gestigen; hab gesagt, ich welle in dem flecken Coudray im wirtshauß einkehren. Als ich allein dem flecken zu gunge, bekame mir ein baursmann, hatt ein weißes stäcklin in der handt und gunge von mir, so viel er kont. Nichts destoweniger gunge ich biß in den flecken, der ettwan ein bügsenschutz vom schloß wahre, unndt wie ich für daß wirtshauß kame, da sagt man mir, daß man niemandts beherberget wegen der pestilentz, die gar starck im flecken regieret. Deßwegen gunge ich widerumb dem schloß zu. (517)

Bevor man ihn jedoch im Schloss willkommen hieß, sei er gefragt worden, ob er sich etwa in die Ortschaft gewagt habe, was er dreist verneinte. Durch diese Lüge habe er die Schlossherrin beruhigen können und sei er voller Besorgnis um seine Gesundheit eingelassen worden: „Unndt wie sie vernommen, als wann ich nitt im flecken gewesen wehre, hieße sie mich zu ihren hinauf in daß schloß gehen, wardt sehr zornig über mich, daß ich nitt alsbaldt im schloß eingekehrt hatte, sondern mich in solche große gefahr begeben.“ (517) Im Schloss machte er einen Tag und zwei Nächte Station, wobei er „nicht für die fallbruck hinauß“ (519) gekommen sei. Obwohl die Herrin des Schlosses, „welche eine wittfrauw wahre“ (517), ihn gerne „lenger bey ihren behalten“ wollte, hatte er „wegen deß bösen lufts kein lust, lenger daselbsten mich aufzuhalten.“ (519)

Ob die adelige Dame etwas an Einsamkeit litt und ihr daher jegliche Abwechslung willkommen war, geht aus der Reisebeschreibung nicht hervor. Platter machte auch keine Angaben darüber, wie er seinen Aufenthalt im Schloss verbrachte. Die Episode veranschaulicht aber, dass selbst ein dahergelaufener, bürgerlicher Ausländer in den Genuss adliger Gastfreundschaft kommen konnte. Des Weiteren zeigt sie, dass der Bildungsreisende, ohne zu zögern zu einer Notlüge griff, wenn ihm das opportun erschien.

Die von ihm dem französischen Adel zugeschriebene Freigebigkeit erlebte Platter u.a. während des Karnevals in Avignon. Eine adelige Gruppe, „vier stattliche edelleüt“ (122) in Begleitung ihrer Damen, sei in einer mit teuren Wachsfackeln und edlem Gestein geschmückten Kutsche von Haus zu Haus gefahren und habe die dort versammelten Karnevalsgesellschaften mit ihrer Tanzvorführung köstlich unterhalten. Um sich selbst in

Szene zu setzen, aber auch um zur allgemeinen Festlichkeit beizutragen, hätten sie keinerlei Kosten gescheut.

Viel brennende tortschen von weißem wags wahren vor, hinden unndt auf beyden seiten der gutschen, die also klar scheineten, als wehre es heiter tag, unndt glantzete in der gutschen von edlengesteinen, daß es ein wunder wahre. Als baldt sie zu einem hauß kamen, do man ihren gewertig, stiegen sie auß, unndt beschloß man die thüren gleich nach ihnen widerumb zu. Als ich auch hinein kam, wahre der saal albereit so voll leüten in allen enden unndt ein solch dicker dampf von den dortschen unndt nachliechteren, daß ich sie nitt recht mochte sehen dantzen, doch konte ich woll mercken, daß sie ein stattlich balet dantzeten. Demnach fuhren sie in andere heüser biß noch mitternacht; man saget, sie hetten mehr dann 1000 kronen unnützen kosten an daß balet gewendet. (122)

Obwohl er die Großzügigkeit der französischen Aristokratie zu goutieren schien, machte sein Kommentar über die hohen *unnützen kosten* auch deutlich, dass er sie im Grunde für Geldverschwendung hielt.

Dass gerade der französische Adel zu feiern gewusst habe sowie die den Franzosen allgemein attribuierte Lust am Spiel und Tanz bewies und dabei nicht knauserte, kann eigentlich nicht verwundern. Bei seiner ersten Visite an einem adeligen Hof im Schloss Tournoun wirkte Platter aber noch überrascht vom Treiben der adeligen Gesellschaft. Er schilderte „viele stattliche herren unndt frauwen“, die „auch volte. courante, gagliarde undt sonst frembde dantz“ tanzten, was allen Anwesenden „überauß woll gefiele“. Die dazu aufspielenden Musikanten seien zwar nicht zahlreich, aber dafür umso besser gewesen: „Der spilleüten wahren nur drey, aber über die maßen gutt, ein discant, baß undt tenor oder alt violen.“ (53) Auch sei dort um sehr hohe Einsätze mit Würfeln gespielt worden, was ihn allen Anschein nach fast erschreckte. „Es spilten ihren viel mitt wirflen gar umb viel goldt. Unndt verwunderet ich mich desto mehr dorab, weil es der erst frantzösisch hoff wahre, den ich sahe.“ (54)

Ebenso habe sich insbesondere die Aristokratie auf das galante und kokette Spiel der Geschlechter verstanden, wie das Beispiel eines Festes im Palast des Herzogs von Guyse in Marseille veranschaulicht. In diesem Fall hatte der Bildungsreisende Zutritt bekommen, da die am Portal Wache stehende Garde des Herzogs aus Eidgenossen bestand, die den Fremden, als sie ihn „hörten teütsch reden“ (195) und als Landsmann erkannten, passieren ließen. Als er den Festsaal betrat, staunte er zunächst über die festliche Pracht, die dort zelebriert worden sei.

wie ich hinauf in ein gar großen saal kame, da sahe ich den hertzog von Guyse neben seiner allerliebsten, die auf daß aller köstlichest in einem gantz guldinem stuck gezieret wahre, sitzen; wardt ein dantz in demselbigen saal [...] gehalten. Wie

zierlich unndt stattlich yedermann bekleidet, auch wie ein liebliche music da gespilet, ist unnötig zevermelden, dann ein yeglicher gedenken kan, wie es in solcher reicher statt bey einem ledigen fürsten, (der aber von angesicht häßlich, ein stumpfe nasen, doch überauß köstlich bekleidet), zugehe. (195)

Dann schien er beim Tanzen ein fast verwirrendes Arrangement der adeligen Damen und Herren erlebt zu haben, bei dem jedenfalls an Küssen nicht gespart worden sei und der Herzog als Hausherr natürlich eine hervorragende Rolle gespielt habe.

Es waren nicht über sechs herren oder vom adell, die dantzeten; die übrigen, ob sie schon vom frauwenzimmer aufgezogen waren, küßten sie nur dieselbige tochter, welche sich alsbald nider setzete; er aber zoge ein andere herfür unndt küßet sie auch. Demnoch zoge er die dritte auch auf, küßet sie deßgleichen, unndt stellet er sich wider an sein ort; wolte er aber dantzen, so dantzet er mitt der dritten. Demnach zoge die andere tochter einen auf, satzte sich die letste, oder welche gedantzet, nider. In den volten haben sie auch ein besondere manier, daß, wann sie ein weil mitt einer tochter herumb im ring gesprungen, verlassen sie sie nitt darumb, sonder dantzen noch fort; bißweilen fangen sie also eimahl oder drey widerumb an, ehe sie gar aufhören. Sie dantzeten auch sonst allerley zierliche pavanen, branhlen, gaiglarden unndt andere.²¹³ (195)

Zum Abschluss des Festes habe sich der Herzog noch einmal großzügig gezeigt und freigiebig erlesene Süßigkeiten und wohlschmeckenden Malvasier Wein an alle Anwesenden verteilen lassen: „Gegen abendt, wie der dantz ein endt namme, brachte man in ettlichen silber vergülten schalen schöne confect unndt verzückerte mandlen, haselnuß, zimmet unndt anders [...]; gab auch yeglichen, der es begeret, köstlichen malvasier darauf zetrincken; darnach hatt es ein eindt. (195) Man darf annehmen, dass auch Platter sich nicht lumpen ließ und von den gereichten Delikatessen kostete.

Im Languedoc besuchte er aber auch eine völlig andere Art französischer Aristokratie, bei der es weniger festlich, sondern vielmehr arbeitsam zugegangen sei. Er berichtete von der *glashütten* Saint-Paul in der Nähe von Montpellier, wo sich die Adeligen in der Kunst der Glasbläserei betätigten. Dieses Privileg hatten die dortigen Angehörigen des durch die Kriege Ludwigs IX. verarmten Adels durch königlichen Beschluss bis zum Jahr 1735.²¹⁴

Da sahen wier die edelleüt in sammet unndt taffeten kleidern vor den öfen daß glaß machen. Dann man uns berichtet, daß durch gantz Frankreich die vom adell solche freyheiten haben, daß keiner dörfe glaß machen, er seye dann ein geborner vom adel, darzu sich dann, die an gelt unndt gut verdorben, gebrauchen laßen. Sonst haben sie ihre eigene leüt unndt diener, welche die matery oder eschen zum glaß

²¹³ Zu den damals populären Tänzen vgl. Keiser, 1968a, S. 53, Anm. 4.

²¹⁴ Vgl. ebd., S. 195f., Anm. 2.

auß dem kraut kali²¹⁵ brennen unndt zubereiten, auch nachmahlen die gläser hin unndt wider durch stett unndt flecken tragen unndt verkauffen. Allein lassen sie sich vor den öfen gebrauchen, in dem sie gläser, yegliches nach seiner art, aufblösen mitt einem langen, eysenen rohr unndt also rot glüig widerumb in ofen legen unndt biß an sein statt brennen, welches gar lustig zuzesehen, dan es von gemelter matery gar schöne, klaare gleser gibt, wie wier dann von vielerley formen haben laßen zurüsten. (148)

Bei diesen aristokratischen Kunsthandwerkern handelte es sich jedoch um eine singuläre Ausnahmeerscheinung. Für gewöhnlich treten die Adeligen Frankreichs in Platters Reisebeschreibung in ihrer traditionell angestammten Tätigkeit auf. Wie in allen feudalen Gesellschaften war auch in Frankreich um 1600 vor allem die Kriegsführung die Aufgabe des Adels.

In Brouage besichtigte er eine *academy*, wo die jungen Adeligen im Kriegshandwerk, aber auch im Musizieren und Tanz, „da sie sich auch dapfer üben“, ausgebildet wurden: „Es ist auch ein besondere academy [...] in dieser statt, darinnen man die jungen vom adell unndt wollgebornen herren in allerley ritterspilen üebet unndt unterweyset als reiten, pferdt springen, dantzen, fechten, mandoren²¹⁶ spilen unndt dergleichen.“ (452) Dieser Schule stehe ein vom König besoldeter Rektor vor, dem die Schüler gleichwohl auch noch Schulgeld zu entrichten hätten. Dafür würde der wiederum die besten Lehrer anstellen, denen der Unterricht in den einzelnen Disziplinen wie u.a. Reiten, im Ringelrennen, Fechten, Tanzen obliege.

Unndt haben einen rector oder obristen under ihnen, der vom könig besoldet unndt dennocht auch von den schuleren daß deputierte gelt einnimpt. Dargegen er auf obgamelte ritterspil die fürnembsten unndt besten breiter²¹⁷, fechter, dantzmeister etc. besoldet unndt erhaltet, welche obgmelte discipel abrichten, unndt gehet der rector von einem zu dem anderen, ordnet an, daß es alles recht unndt woll zugange. (452)

In einem streng geregelten Tagesablauf würden die Schüler, die „gemeinlich von 14 biß in die 20 jahr alt, selten jünger oder elter“ (453) seien, darüber hinaus das für das Kriegshandwerk so grundlegende „meßen, vestungen in grundt legen oder fortificieren“ (452) lernen. Normalerweise dauere die Ausbildung etwa zwei Jahre und erst dann würden sich die jungen Ritter als Soldaten andienen und auf Kriegszüge (nach Italien!) gehen dürfen. Wegen dieser Ausbildung sei die französische Reiterei so

²¹⁵ „Salzkraut, Sodapflanze“, ebd., S. 156, Anm. 5.

²¹⁶ „ein der Mandoline ähnliches Zupfinstrument“, ebd. S. 452, Anm. 1.

²¹⁷ „Bereiter“, ebd.

hervorragend und nur, wer sie durchlaufen habe, dürfe auf Anerkennung innerhalb seines Standes hoffen.

Also daß wann einer vom adell für seinen sohn 500 kronen erlegt unndt 2 jahr den tisch unndt kleidung bezahlet, ist er nachmahlen fertig genug, darf nicht in Italien zereysen unndt hept an, zu kriegem oder einem herren zu dienen, wie dann keiner vom adel unter ihnen nichts giltet, der nicht in obgemelten stucken woll abgerichtet ist, dahäro die frantzösische reütereÿ allen forgezogen wirdt. (452f.)

Von solchen Ritterschulen gebe es „sonst noch mehr in Frankreich als zu Paris, zu Orleans etc.“, wo sie zu Platters Leidwesen jedoch auch nicht in den humanistischen Studien, „im studieren, auf welches sie schier nichts halten“, ausgebildet würden: „Denn weil die krieg so lang bey ihnen gewehret haben, handt sie die studien in mechtigen, großen abgang laßen gerahten, also daß sie sich beschämen, latein zereden.“ Für die humanistische Bildung hätten sie nur Verachtung übrig und jeden, der Latein beherrsche, als Pfaffen beschimpft: „sagen gleich, es seye einer ein pfaff, so er latein redet.“ (453)

Platter hielt diesen Mangel an Bildung schlicht für falsch. So seien die Adeligen wohl gute Reiter, starke Krieger und womöglich auch versiert im Tanzen und Musizieren, in seinen Augen blieben sie dennoch vor allem ungebildete Ignoranten.

2.1.3.8 BÜRGER

Zum bürgerlichen Stand Frankreichs als solchem nahm Platter kaum Stellung. Zwar bemerkte er einen hohen Grad an bürgerlicher Selbstverwaltung in manchen Städten wie z.B. Montpellier. Darüber hinaus thematisierte er die Bürger aber vor allem als Angehörige verschiedener Berufsstände.

2.1.3.8.1 AKADEMIKER UND MEDIZINER

Da Platter selbst zu Studienzwecken seine Basler Heimat verlassen und nach Frankreich gekommen war, kommentierte er selbstverständlich auch die akademische Welt des Landes. Die bedeutendste Hochschule in der gesamten christlichen Welt seiner Zeit sei die Universität von Paris, die „für eine der fürnembsten heütigs tags in der gantzen christenheit gehalten wirdt, wie ich auch nicht glaub, daß ihres gleichen gefunden werde heütigs tags.“ (571) Er berichtete, dass „oftermahlen von 30 000 biß in die 50 000 studenten sich da aufgehalten haben“ und „yederzeit sehr fürnemme unndt weitberümpfte, hochgelehrte männer auß dieser hohen schul entsprungen“ seien, „die

ihren den guten nammen erhalten unndt gemehret haben.“ (573) Die Studenten seien wie seit dem späteren Mittelalter üblich in vier *nationes* organisiert, „fürs erst die Frantzosen, zum 2. die Picarder, zum 3. die Normander unndt zum 4. die Teütschen, under welchen alle (*septentrionales*) mittnächlige studenten, auch die Engellender, gehören.“ Dort gebe es Studienbetrieb in allen Fakultäten, also in Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin und den *septem artes liberales*: „In obgemelten [...] collgijs üebet man alle faculteten als die heilige geschrift, beyde rechten, die artzney unndt die freyen künst.“ (572)

Des Weiteren benannte er die „weitberümpfte hohe schul“ (526) in Bourges, „darauf yederzeit hochgelehrte männer gelebt haben“ (527), die Universität von Orleans, „welche auch noch heütigs tags eine der fürnembsten in gantz Franckreich ist, sonderlich (*jurisprudentiam*) daß recht betreffend“ (534), „die „hohe schul oder universitet“ von Bordeaux, „darinnen man allerley künst lehret“ (443) sowie die Universität von Toulouse, die er besonders wegen der Studien in Theologie und Rechtswissenschaft würdigte.

Die universitet aber oder hohe schul von Tolosen ist woll vorzeiten in allen faculteten eine von den fürnembsten der gantzen christenheit gewesen, aber heütigs tags ist sie mehrtheils wegen der theology unndt der rechten so weitberümpft; [...] daß bißweilen in die ettlich tausendt studenten im rechten sich auf einmahl da aufhalten. (413)

Wer im späten 16. Jahrhundert einen akademischen Abschluss anstrebte, war somit laut Platter in Frankreich an der richtigen Adresse. Eine Ausnahme stellte jedoch nach seiner Darstellung die Universität von Orange dar. Dort würden es die örtlichen Professoren aus nicht genannten Gründen vorziehen, außerhalb der Stadt zu residieren, sodass es kaum zu einem regelmäßigen Vorlesungsbetrieb komme: „Man liset auch schier niemahlen in einiger facultet daselbsten. Dann die profesoires mehrtheils zu Courtheson²¹⁸ in einer statt ettwan ein meil wegs darvon ihr wohnung haben.“ Dafür sei die Promotion dort umso schneller und billiger zu bekommen, wie er abschätzig hinzufügte: „Unndt so ettwer zu promovieren begeret, kommen sie nach Orenge unndt absolvieren einen gar baldt umb ein gering geldt.“ (206)

Seine eigene *alma mater*, die Universität von Montpellier, sei jedoch eine der berühmtesten und zeichne sich besonders im Bereich der Medizin vor allen anderen Hochschulen Frankreichs aus: „Es ist auch zu Montpelier ein stattliche, weitberümbte universitet [...] in allen faculteten, sonderlich aber in der artzney, welche alle anderen in gantz Frankreich weit übertrifft.“ (64f.) Dass diese Behauptung des Medizinstudenten

²¹⁸ Courthézon.

nicht nur stolze Prahlerei war und Montpellier in Sachen ärztlicher Kunst schon im späten 12. Jahrhundert in der Tat ein gewisser Ruf vorausging, zeigt *Der arme Heinrich* von Hartmann von Aue²¹⁹, der seinen am Aussatz erkrankten Protagonisten auf Anraten der Ärzte Heilung in Montpellier suchen ließ:

er gedächte, daz er wære
vil lichte genisbære.
und vuor alsô drâte
nâch der arzâte râte
gegen Munipasilere.

Wie um die Qualität seiner Ausbildung zu unterstreichen, erwähnte Platter einige zu seiner Zeit bekannte Ärzte und Professoren, bei denen er studiert habe. Platter benannte z.B. Pierre Richier de Belleval, der den wohl ersten botanischen Garten Frankreichs unterhielt²²⁰ und der sich auch im Sezieren von Leichen zum Zweck anatomischer Studien betätigte. Dafür würden vor allem hingerichtete Straftäter, und wenn davon nicht ausreichend vorhanden, die Körper im Spital verstorbener Patienten herangezogen.

Unndt weil ich da wohnet, wardt noch ein neüwer professor geordnet: d. Richier, der von der anatomye unndt den kreüterten läsen, auch sommerszeit die studenten oft (herbatum) kreütlen führen sollte, wie er dann neben demin deß königs nammen ein überauß stattlichen garten bey der statt Montpelier mitt großen unkosten erbauwet unndt viel frembde gewegs auß allen landen darein täglich pflantzet, die studenten desto besser in aller gewegsen erkanntnuß zu instruieren. Winterszeit haltet er die anatomyen, welche so sie ihm nitt mögen von übeltheteren zu theil werden, gibt man sie ihm auß dem spital, wann krancke darinn sterben. (68)

Mitunter könne es beim Sezieren der Leichen recht derb zugehen, besonders wenn auch Frauen anwesend seien, was Platter behauptete, selbst bezeugen zu können. Der Arzt, der im betreffenden Fall die Sektion einer Frauenleiche vornahm, musste dabei anzügliche Witze gerissen haben. Er habe „auch unterweilen seltsame zotten gerissen, wann frauwenzimmer, (wie ich es gesehen hab), darbey gewesen, als man ein weibsbildt anatomiert.“ Dies sei den zusehenden Damen höchst peinlich gewesen und habe ihnen die Schamesröte ins Gesicht getrieben, sodass „ihnen die masgen vor den angesichten hoch von nöten“ gewesen seien. (69)

Platter schilderte auch den Studienweg, welchen jeder Student durchlaufen müsse: „dann ein yeder zavor muß baccalaureus, demnach licentiat werden. Unndt alsdann schreibt er theses, unndt disputieren die doctores ettliche tag einander nach öffentlich

²¹⁹ Hartmann von Aue, *Der arme Heinrich*, 1993, Verse 171 – 175, S. 12.

²²⁰ Vgl. Keiser, 1968a, S. 68, Anm. 1.

wider ihn, den letzten tag auch die studenten.“ Zuletzt erfolge schließlich die Promotion zum Doktor der Medizin: „Demnach promoviert er, wann er will, aber gewöhnlich allein, dann ich niemahlen zwen miteinander hab sehen promovieren.“ (69) Diese Promotion könne auf gewöhnliche oder sehr prächtige Art geschehen. Wer über ausreichende finanzielle Mittel verfüge und darauf hoffe, in der Stadt Montpellier ein angesehener Arzt zu werden, der lasse sich per *magno modo* promovieren, d.h. er finanziere einen Umzug auf Pferden durch die ganze Stadt und bestelle Musikanten, die insbesondere vor den Häusern der Mediziner aufzuspielen hätten.

Man promoviert auch viel doctores zu Montpelier, sonderlich in der artzney, auf zweyerley weiß: (communi et magno modo) auf die gemeine unndt auf die große gattung, welche in dem anderst, daß alles stattlicher zugehet unndt man mitt pferden unndt trommeten ihn durch die statt führet, auch den abendt allen doctoren, wundartzet undt apoteckeren er mitt trommeten, schalmeyen unndt anderen instrumenten vor den heüseren musicieren lassen muß, wie ich dann den herren Dortoman hab sehen promovieren, welcher yetz professor ist unndt ein kindt von Montpelier, dann nitt baldt ein frembder so viel kosten an sein doctorat wendet, er verhoffe dann ein profession daselbst. (69)

Selbst die gewöhnliche Art der Promotion sei aber sehr kostspielig, wie der Medizinstudent sicherlich in Hinblick auf seinen Bruder, der ihm Studium und Reisen großzügig finanzierte, nicht zu erwähnen vergaß: „Unndt ob sie schon keine gastmähler geben, so lauft sich doch aller umbkosten für hendtsche, kertzen, zuckererbs unndt für alle gradus daß gelt zusammen bey 100 franken, auch mehr, nur auf die gemeine gattung.“ (69) Die hier erwähnten *hendtsche*, (weiße) Handschuhe, waren offenbar das äußerliche Zeichen der neuen ärztlichen Würde, also in etwa den heutigen weißen Kitteln der Ärzte vergleichbar.

Das akademische Jahr gliedere sich in zwei Semester. In den ersten sechs Monaten würden von den Professoren Vorlesungen abgehalten und dem schließe sich eine vorlesungsfreie Zeit an, während der man aber alles andere als untätig sei, wie Platter klarzustellen bemüht war: „Also daß sie nitt gar sehs monat vollkommen läsen; demnach ferieren sie den gantzen sommer von ihren ordinarijs lectionibus; werden aber gleichsehr die disputationes, promotiones unndt andere exercitia den gantzen sommer durchauß geübet.“ (145f.)

Bei seiner Schilderung des Studienbetriebs fällt auf, dass den Studenten, vor denen sich die Professoren zu bewähren hätten, eine gewichtige Rolle zukomme und dies mitunter auch selbstbewusst und lautstark zum Ausdruck bringen würden. Platter

erwähnte tumultartige Szenen, die zum Abbruch der Vorlesungen führen könnten, wenn es den Studenten so beliebe.

Neben anderen vielen (privilegijs) freyheiten, so die universitet hatt, ist auch daß viel undt den studenten zu gutem, daß man keinem professor sein dienstgelt [...] erleget, er bringe dann ettliche studenten mitt sich sampt einem von der studenten (consilario) raht, deren 4 sindt, welcher in der studenten nammen bezeüge, daß der professor vleissig unndt woll gelesen habe. Ferner müssen die professores aufhören lesen oder disputieren, wann es den studenten gefellig; dann so baldt sie deß endts begeren, heben sie an, mitt den federen, füßen unndt henden zu klopfen, auch so er nitt baldt nachlasset, führen sie ein solch geschrey, daß keiner sein eigen wort hören kan; muß also der professor oft wider sein willen aufhören unndt hinweg gehen. (70)

Beim Gebrauch ihrer Rechte würden die Studenten an manchen Universitäten bisweilen weit über das Ziel hinausschießen und sich aller nur denkbaren Streiche schuldig machen. In Toulouse sei er selbst dabei gewesen, als die Studenten durch ihr undiszipliniertes Verhalten den Abbruch der Vorlesung erzwungen hätten. Zwar hatte er auch bezüglich des Studienbetriebs in Montpellier von dieser Sitte, jedoch nicht von *büeberey* gesprochen. Sein Fingerzeig auf die Studenten der Rechtswissenschaften in Toulouse wirkt somit, als ob er versuchte, von seinen Kommilitonen und sich selbst abzulenken.

die [...] studenten im rechten [...], welche sich mechtig viel freyheiten gebrauchen, auch viel unnütze sachen anfangen, wie ich sie dann in ihrem collegio gesehen hab in großer anzahl vor dem (auditorio) saal, darinnen der professor hiezzwischen lase, allerley spil üben unndt ein wildt geschrey verführen; auch so sie im besten läsen sindt, klopfen die im saal so starck unndt schreyen den professor auß, daß er, wann es ihnen geliebet, muß aufhören, wie ich es dann selber gesehen hab; unndt zu endt schreiyn sie alle vivat u.s.w. Kein büeberey ist ihnen zu groß, die sie nicht understehendt, ihrem gefallen nach ze vollbringen. (413)

An den Studenten in Toulouse schien er kein gutes Haar lassen zu wollen und schilderte noch weiteren Unfug, den sie getrieben hätten. Es sei ihm erzählt worden, dass sie selbst vor Diebstahl nicht zurückgeschreckt hätten. Ausführlich schilderte er, wie sie einen der ihren in einer Kiste in den Laden eines Kaufmanns eingeschmuggelt hätten, damit sich dieser während der Nacht ungehindert an den Waren bedienen könnte. Jedoch habe der Hund des Kaufmanns und dessen Gerissenheit dem nächtlichen Dieb und seinen Kumpanen einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Als ihren ettliche kein gelt hatten, schlußen sie einen von ihren mittgesellen in ein wollverwahrte kisten, lußen dieselbige zu ihrem kaufherren tragen unndt betten, er welle sie ihnen woll verwahren undt ihnen etttwas gelts darauf leihen, sie mießem denselbigem tag an ein ort verveysen, gelt zeempfahen, demnach wellen sie kommen unndt die kisten widerumb lösen; wie die mitternacht vorhanden was, steig der

student auß der kisten, gunge mit einem liechtlin, daß er bey sich hatte, sahe alle gelegenheit deß gadens woll ab unndt name ettliche stuck köstlicher wahren, leget sie in die kisten, welches ein hundert deß kaufherren vermerket unndt gebollen hatt, daß der kaufman darvon erwachet, aufgestanden und in gaden gangen ist, aber nichts hatt gespüren kennen. Alsbaldt er widerumb ins bett kommen, ist der widerumb auß der kisten gangen unndt hatt noch mehr wahren zu sich gesteckt, ist aber von dem hundtsbellen verstöret worden, dann der kaufmann gleich widerumb vorhanden wahr, unndt do er nichts gespüren konnte, gedacht er an die kisten, es möchte vielleicht was lebendiges darinnen sein, unndt streüwet heimlich eschen in dem gaden hin unndt wider, auch umb unndt uff die kisten, gung widerumb in sein kammer; alsbaldt der hundert den im gaden widerumb vermerket, bulle er widerumb, unndt nach langem gunge der kaufman in sein gaden, gespüret alle dritt, wo der hin undt här im gaden gangen wahr undt wie er sich widerumb in die kisten verkrochen hatt. Schweige dennoch still darzu. Folgenden morgendts, wie seine gesellen, die studenten, kamen unndt wollten die kisten abholen, hatte er heimlich angeordnet, ettliche serganten zeholen, welche sie gefenglich angenommen unndt die kisten aufgeschlossen haben, darinnen sie den nachtdieben unndt die kisten voller stattlichsten wahren fanden. (413f.)

Daraufhin habe man „alle gefenglich eingezogen“, aber „weil sie fürnemmer leüten kinder wahren“, vermutete er, „werde man ihnen daß leben geschencket haben“. (413)

Einer vornehmen Familie zu entstammen, würde nach Platters Darstellung somit Vorteile vor dem Recht mit sich bringen. Jedoch sei das nicht immer der Fall. Wer sich mit den falschen Leuten anlegte und zum Beispiel mit der Tochter eines der Würdenträger der Stadt ein außereheliches Verhältnis unterhalte, könne sogar zum Tod verurteilt werden. In dem Fall, den Platter anführte, sei der besagte Student jedoch von seinen Kommilitonen in einem gewaltsamen Handstreich vor dem Schafott gerettet und heimlich aus der Stadt gebracht worden. Später sei aus ihm ein angesehener Doktor der Rechte in Montpellier geworden und habe ihm höchstpersönlich sein Abenteuer berichtet.

Kurtz zavor [...] hatt sich auch zu Tolosen zugetragen, daß einer wegen hurey, so er mitt eines presidenten tochter getriben, albereit an kettenen auf die brüge, da man ihm daß haupt abschlagen solte, geführt wahre, welcher dennoch durch die juristischen studenten erlöset ist worden, dergestalt: Sie haben viel junge knaben bestellt, die mitt steinen haufecht nach dem scharpfrichter unndt seinen dieneren haben geworfen; alsbaldt sindt ettlich hundert studenten mitt bloßen wehren vorhanden gewesen, ab welchem der nachrichter dermaßen erschrocken, daß er von dem übelthäter gelassen; da sindt bey einem halb dotzet vermumte auf die brüge gestigen, die haben ihn mitt gewalt herunder genommen unndt in ein kloster tragen, darauß sie ihn nachmahlen in weiber kleider verborgenlich auß der statt gebracht haben. Heißt mitt nammen Rondolet (nepos ex fratre medici); hab ihn sehen nachmalen mitt großen ehren zu einem doctor der rechten zu Montpelier promovieren; hatt mir die history selbs persönlich angezeigt. (414)

Von den Spitzbübereien der Studenten in Toulouse wusste Platter aber noch mehr zu erzählen. Insbesondere festliche Gesellschaften würden Opfer ihrer derben Späße

werden, wobei sie – getreu dem Motto „im Dunkeln ist gut munkeln“ – die Lichter löschen und sich den versammelten Damen ungebührlich nähern würden.

Sie kommen auch gemeinlich auf alle fürnemme dantz unndt fangen ettwas ungereümbtes an, wie sie dann auf einmahl alle liechter im dantz saal unndt gantzen haus außgelöschet unndt nachmahlen wunderbahre sachen mitt dem frauwenzimmer begangen haben, biß man widerumb andere liechter bekommen hatt. (415)

Oder sie seien „mitt gewalt in die heüser“ eingedrungen, wo „stattliche gastmähler“ abgehalten wurden, und hätten „daß eßen den auftrageren mitt gewalt auß der kuchen“ geraubt. Auch sei es bei ihnen, zur Aufbesserung der Finanzen üblich, „hüt unndt mäntel im großen gedräng [...] den leüten ab ihren leiberen zenehmen unndt zeverkaufen“ sowie das so ergaunerte Geld „nachmahlen alles zum spilen oder sonst unnützen sachen“ zu verschleudern. Wer von ihnen gerade aus vollen Töpfen schöpfen könne, trete entsprechend großspurig auf. Wem das Geld jedoch ausgegangen sei, gelte unter ihnen nichts und lasse sich besser nicht blicken: „Wann sie viel gelt haben, treten sie gar frisch herein ohne mäntel, oder schlagen sie umb den arm. Sindt sie aber am gelt außkommen, so schlagen sie die mäntel umb daß maul unndt verstöcken die köpf darein; dürfen sich schier nicht lassen sehen.“ (415)

In Paris sei das Studentenleben nicht weniger wild. Jeder, der „ein zeittlang zu Paris gewohnet“ habe, wüsste nur zu gut, „waß sie für aufruhren unndt muttwillen tag unndt nachts hin unndt wider in der statt üeben.“ (573) Genauer ging er auf die studentischen Umtriebe in Paris nicht ein. Interessanterweise schilderte er aber nichts dergleichen von den Studenten seiner eigenen *alma mater* in Montpellier. Die Frage, ob er sich und seine Kommilitonen womöglich nicht selbst in ein schlechtes Licht rücken wollte, wurde oben schon aufgeworfen, lässt sich aber nicht beantworten. Es sind auch Zweifel daran angebracht, dass sich sein Finanzier und Bruder, der schließlich selbst dort Student gewesen war, davon hätte beeindrucken lassen. Dennoch ist solch ein Hintergedanke angesichts der Motivation für das Verfassen des Reiseberichts auch nicht auszuschließen.

Allerdings berichtete er von einem gewissen Standesdünkel der gelehrten Doktoren und Medizinstudenten in Montpellier, wo eifrig darauf geachtet würde, möglichst keine Konkurrenz aufkommen zu lassen: „Es darff auch kein landstreicher (empiricus) oder quacksalber [...] weder in der statt feil haben oder practizieren, wie auch kein außlendischer doctor, er habe dann sich zavor mitt der universitet verglichen.“ (70) Komme man solch einem nicht von der Universität ordinierten, aber dennoch

praktizierenden *quacksalber* auf die Schliche, ergehe es demselben übel. Ohne dass zuvor die Schuld offiziell hätte festgestellt werden müssen, würde er wie Freiwild dem Spott der ganzen Stadt ausgesetzt.

Begreift man aber ein landstreicher oder quacksalber u.s.w., der artzney da gebraucht, so dürfen die doctores unndt studenten, ohne fernerer proces, ihn sogleich auf einen esel hinderfür setzen, muß den esel bey dem schwantz als bey einem zaum halten, unndt wirdt durch die gantze statt mit grossem geschrey unndt spott also geführt; laufen alles gesindt naher, werfen ihn mitt unraht, daß er also besudlet wirdt, als wann er im katt²²¹ sich gewalzet hette. (70f.)

Einmal zählte sich Platter selbst zu den Akteuren, als es solch einem Unglücklichen an den Kragen habe gehen sollen. Nur durch das flehentliche Bitten von dessen Ehefrau und das beherzte Eingreifen der Nachbarschaft habe der beschuldigte *quacksalber* den zum Vollzug der Strafe bereiten Medizinem entrissen werden können. Auch wenn nicht anzunehmen ist, dass ihm tatsächlich die Sektion bei lebendigem Leib drohte, wie die Frau behauptete, steht aber doch zu vermuten, dass man es bei den Strafmaßnahmen nicht immer nur bei Spott und dem Bewerfen mit Kot bewenden ließ.

wie wier dann einmahl [...] ein solchen albereit begriffen unndt in der anatomey kammer wolten auf den esel setzen unndt also tractieren, welches alß sein haußfrau erfahren, hatt sie mit weinen und heülen daß geschrey außgebracht, die studenten wellen ihren haußwirt lebendig anatomisieren, welches die gantze nachbaurschaft zur barmhertzigkeit bewegt, also daß man ihn uns mitt gewalt genommen unndt erlößt hatt; ist nachmahlen unsichtbahr worden. (71)

Neben den studierten Ärzten standen laut Platter auch die weniger gebildeten Wundärzte und Apotheker Montpelliers bei den Franzosen in gutem Ruf: „Nicht weniger verrümpft unndt nützlich ist auch den wundartzeten undt apoteckeren die statt Montpellier; man haltet auch in gantz Frankreich desto mehr auf die, welche da gewohnet.“ (71) Mit entsprechend großem Aufwand und Zeremoniell würden solche Wundärzte und Apotheker in ihr Amt eingeführt, nachdem sie sich einer strengen Prüfung hätten unterziehen müssen.

Es wirdt auch ein groß gepreng getriben, wann ein apotecker oder wundartzet meister wirdt, wie ich dann zwen apotecker hab sehen promovieren. [...] Es examinieren sie alle meister woll 3 tag einander nach in beysein der artzeten über alle artzneyen, entlich gib man ihnen vier meister stuck bey underscheidenen meisteren auf zu machen in ihrem kosten, [...] Entlich, nach dem er den abendt mitt trommeten undt anderen seitenspielen den doctoren, apotekeren unndt wundartzet vor ihren heüseren musiciert, wirdt er folgenden tag mitt grossem gepräng undt music, auch allen apotecker meistern in ihren röcken, durch die statt in deß bapsts

²²¹ „Kot“, ebd., S. 71, Anm. 1.

[...] collegium geführt, da er nach gehaltener langer redt unndt gethanem eydt von einem apotheker meister promoviert wirdt, in beysein der doctorn unndt viel volks [...] Letstlich führt man ihn mitt der music in der prozession nach hauß. (72f.)

Allerdings rückte Platter diese Reputation in den Kontext der hervorragenden Qualität der Universität. Es sei der medizinischen Fakultät nach seiner Ansicht „hoch zu halten“, daß sie sich auch um die Ausbildung der minderen Kollegen kümmere, sodass „ein eigener professor zu Montpellier den wundtartzney und apotecker gesellen [...] liset unndt wochenlich einmahl, als am sonntag, theses presidiert.“ Da diese aber weit ungebildeter und des Lateins nicht mächtig seien, müsse der Unterricht „in frantzösischer sprach“ geschehen. Darüber sowie über die Lehrmaterialien, „welche frantzösisch getruckt werden unndt von wundartzet unndt apoteckeren defendiert werden, da sie dann gar starck in frantzösischer spraach opponieren“ schien der humanistisch gebildete Basler immerhin ein wenig die Nase zu rümpfen. Fast gönnerhaft fügte er hinzu: „Sie dürfen auch umb ihr geld bey den anatomeyen erscheinen. (71) Wie viel die Auszubildenden zu bezahlen hatten, vergaß er allerdings zu erwähnen.

Bei aller Reputation rangierten die Apotheker und Wundärzte jedoch deutlich unter den studierten Medizinern und waren an die Anweisungen der Ärzte gebunden. Offensichtlich hielten sich die Apotheker aber nicht immer an diese Beschränkung ihrer Befugnisse, worauf die Androhung hoher Strafen bei Zuwiderhandlung verweist: „Item es darf kein apotecker nichts ohn der doctoren raht den kranken geben bey hoher straff, außgenommen ettliche schlechte sachen als ein zepflin, gemien clistier unndt wurm samen u.s.w.“ Letztlich würden die gelehrten Ärzte auf die Apotheker herabsehen, denn „so einer einmahl bey einem apotecker gedienet, wirdt er nimmermehr zu einem doctor zu Montpelier promoviert.“ (70), wie der Doktor der Medizin ohne Bedauern kühl anmerkte.

Dennoch gebe es im Languedoc offenbar verhältnismäßig viele, die den Beruf des Apothekers ausübten. Zumindest in Uzès war dem Basler ihre hohe Anzahl aufgefallen und er fragte sich, wie sie ihr Gewerbe gegen solch großer Konkurrenz behaupten konnten: „Zeverwunderen ist es, daß acht apotecker, die offene läden da haben, sich alle woll außbringen und ernehren kennen; ist dennoch ein gewurtzkrämer auch daselbsten.“ Anders als er es aus seiner Heimat gewohnt war, bleibe da für die gewöhnlichen Bader über die Versorgung kleinerer Wunden hinaus nicht mehr viel zu tun: „Unnd sindt nur drey scher- oder balbierer stuben da, welche doch nichts übrigs bekommen, dann sie sich nitt wie bey uns so vieler krankheiten annemmen; behelfen sich

mitt den wunden.“ Zudem war Platter aufgefallen, dass der Aderlass²²², der zu seiner Zeit und noch lange danach auch bei den Badern weitverbreitete Praxis war, nur in seltenen Fällen zur Prophylaxe von Krankheiten eingesetzt werde: „Man laßet auch gar selten zur aderen außérhalb den krankheiten, wie ich dann in der zeitt, als ich da practicieret, woll hab gespüret.“ (218) Diese Bemerkung lässt vermuten, dass immerhin er selbst den Aderlass durchaus für eine probate Therapie hielt.

2.1.3.8.2 HÄNDLER, HANDWERKER UND BAUERN

In Paris war Platter aufgefallen, dass einige der Brücken über die Seine intensiv bebaut waren und von Händlern wie Handwerkern zu Produktion und Verkauf ihrer Waren genutzt wurden. Die Holzkonstruktionen erschienen ihm recht bedenklich und er schilderte das Schicksal der *Müllerbruck*, die „auf höltzinen pfälen gebawen gewesen, in einer nacht daß waßer hinunder gefahren ist undt viel leüt verderbet hatt.“ Daher habe er sie nicht mehr besichtigen können und er bemerkte kurz: „hab sie nicht mehr gesehen, wahre schon hinweg, haben die müller darauf gemahlen.“ (599)

Eine der Brücken, die so dicht bebaut sei, daß „kein fürüber gehender merken kann, wo sie anfanget oder aufhöret oder daß es ein bruck seye“ (599), werde vor allem von Händlern, die u.a. Seidenwaren verkaufen, besetzt. Die Menge an Passanten und Kunden, die sich stets auf dieser Brücke drängen würde, war dem Basler in seiner Heimat nur an besonderen Markttagen begegnet.

Auf dieser bruck sindt vast eitel kaufleüt, welche schöne läden darauf haben, unndt vor yeglichem ein besonderer schilt hanget, damit man sie erfragen kenne; sonderlich sindt viel kaufleüt darauf, die federbuschen auf hiet, auch seyden wahren verkaufen. Unndt gehendt yederzeit so viel leüt darüber, daß sie aneinander stoßen wie bey uns auf dem kornmärckt an märckttagen. (599)

Besonders beeindruckt war er von den kostbaren Waren, die man auf einer anderen Brücke anbiete und die man die „Wegsel oder der Goldtschmidt bruck“ nenne, „weil eytel gelt wegsler unndt goldtschmidt darauf wohnen.“ (599)

²²² Vgl. Bauer, 1966, S. 145 – 164. Bauer erwähnt u.a. den in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Montpellier praktizierende Professor Lazarus Rivière, der „sogar sehr viel Blut fliessen (sic) [hat] lassen.“, ebd. S. 163. Der auch im 17. Jahrhundert tätige Schweizer Arzt Wepfer stand dem Aderlass kritischer gegenüber. „Ein Problem war auch schon zur damaligen Zeit das kommerzielle Denken der Patienten. Ein Ratsherr hatte sich vom Bader zur Krankheitsprophylaxe einen Aderlaß (sic!) machen lassen. Der Bader zapfte ungefähr 700 ml ab, und dies bekam dem Patienten schlecht. Als Wepfer den Bader zur Rede stellte, antwortete dieser, er mache es ja nur, damit die Leute nicht behaupten könnten, er lasse sich für einen kleinen Eingriff gut bezahlen. Wepfers Aderlaßmenge (sic!) betrug im Durchschnitt 80 – 150 ml, im Maximum und selten 200 ml.“, Eichenberger, 1967, S. 110.

Auf dieser bruck ist ein unseglicher schatz von goldt unndt silber arbeit, auch allerhandt müntzen [...] Deßgleichen findet man gar köstliche goldtschmid arbeit unndt kunst stuck auf dieser brucken zekauffen, da en einzig stuck in die 50 000 kronen hoch ist geschetzt worden. Perlin, edelgestein unndt kleinoter sicht man auch aller gattung in großer menge auf dieser brucken. (599)

Allerdings schüttelte er den Kopf über die aus seiner Sicht völlig unangemessene Sorglosigkeit der Händler und Kunsthandwerker auf der Brücke. Da diese Brücke nicht stabiler gebaut sei als die erwähnte *Müllerbruck*, drohe ihr das gleiche Unglück und somit der Verlust unermesslicher Reichtümer: „ist sich höchlich dorab zeverwunderen, daß in einer sochen fürnemmen statt der schatz so liederlich verwahret ist, daß daß waßer alles unversehens kente hinführen.“ (599) Angesichts der enormen Menge von Passanten war ihm diese Gefahr äußerst real erschienen.

Er bemerkte auch, dass die rastlose Geschäftigkeit der Bürger zu Lasten der ihm gewohnten Umgangsformen ginge. Selbst gute Bekannte fänden im Trubel der Großstatt keine Zeit zum Gruß, was er einerseits zu bedauern schien, wofür er aber andererseits auch Verständnis aufbrachte.

dahäro auch ein unseglich groß volck yederzeit über diese bruck gehet, schwirren alle durcheinanderen unndt griesen einander nicht, erzeigen auch einanderen kein ehr, sie seyen ein anderen gar woll bekant; wurde einer woll zeschaffen bekommen, wann er yeglichem herren wolte den hut abziehen. (599)

Über die Geldwechsler, die auch auf der Brücke ihre Geschäfte betreiben würden, schien er sich aber ein wenig zu ärgern, da sie natürlich Zins verlangten, was er als Reisender sicher zu spüren bekommen hatte: „Auf dieser Wegselbruck findet einer allerley gelt zewegslen, muß aber von yedem aufwegsel geben.“ (599)

Im großen Saal des Palais de Cité staunte er ebenfalls über die große Menge an Händlern, die dort allerlei Waren anböten, sodass es schwerfalle, nicht an dem einen oder anderen Laden neugierig stehen zu bleiben. Die Schuld daran hätten aber vor allem die Händler zu tragen, da sie den möglichen Kunden so geschickt verleiten würden.

sindt rings herumb nichts anders dann kaufmans läden, von seyden, sammet, edelgesteinen, hüeten, bücheren, gemelden unndt dergleichen schönen unndt köstlichen wahren; dann einer beschwehrlich fürgehen kan, daß er nicht waß krame, weil mann unndt weibs personen den fürüber spatzierenden so freündtlich zusprechen, wie sie wellen wolfeil geben, man solle es doch nur besichtigen, dörfe es nicht nemmen, daß es schier nitt möglich fort zu kommen. (562)

Besonders die Frauen, die dort Textilien aller Art ausliegen hätten, würden es dem Passanten mit ihren verführerischen Worten schwer machen, nichts zu kaufen und einfach

vorüberzugehen. Mit geübten Augen würden sie erkennen, ob man Geld bei sich habe, und den Betreffenden durch geschickte Manipulation zum Kauf verleiten. Dabei würden sie anfangs viel zu hohe Preise verlangen, die Waren schließlich aber doch weit billiger verkaufen. Platter fühlte sich unangenehm an seine Erlebnisse mit den jüdischen Händlern in Avignon erinnert und allem Anschein nach hatte er in Sachen Feilschen nichts hinzugelernt. Wo er List und Tücke witterte, waren offensichtlich einfach nur erfahrene Verkäufer am Werk, die den jungen Basler mit der Breite ihres Warenangebotes schlichtweg überforderten.

sonderlich die weiber, welche daß weiß, linwotten blunder als hembder, kreglin, schnupthücher etc. verkaufen, haben ein solch liebliches gespräch unndt bitten, daß ihres gleichen nicht gefunden wirdt. Sie sindt auch so listig, daß sie als baldt vermercken, welcher gelt oder keins hatt; sehen gleich, was an einem zerbrochen, daß tragen sie einem an, wann einer schon selber nicht doran gedencket, unndt so einer gantz neüw bekleidet, fragen sie, ob er seiner (maistresse) allerliebsten nichts kramen welle, wie dann viel mitt dem frauwenzimmer hinauf spatzieren unndt ohne den reüwen nicht woll hinunder kommen. Ergibt sich einer, daß er nur ettwaß begeret zusehen, so ist es schon umb sein gelt beschehen; dann sie bieten einem die wahren so hoch unndt begeren ein antwort, daß es einer oft umb daß halb unndt viel näher darvon bringet, ya auch den vierten theil underweilen; mahnet mich vast an die juden zu Avinion mitt ihrem geschwätz. Unndt ist sich dorab höchlich zeverwunderen, wann einer ettwas begeret, so zeigen sie einem der gattungen so viel, es seye, was es welle, daß die wahl nur wehe thutt. (562f)

Eine noch deutlich schlechtere Meinung hatte er über die Kaufleute, die mit gebrauchten Textilien handelten. Wie schon bei den Juden in Avignon fühlte er sich durch das offensive Anpreisen ihrer Waren abgestoßen. Ebenso schien er ihnen ihre Fertigkeit, alte Kleider fast wie neu herzurichten, zur Last zu legen. Die Dunkelheit der Läden war wieder einer der Hinweise, die in dazu brachten, in den Lumpenhändlern mit explizitem Verweis auf die Juden nichts als hinterlistige Betrüger zu vermuten.

Neben gemeltem bedecktem platz sindt ettliche gaßen, la Fripperie²²³ genennet, an welchen nur leüt wohnen, die nichts anderes als außgemachte aller gattung kleider, alt unndt neüwe, veil haben, verkaufen unndt vertauschen wie die juden zu Avinon; ist ein solch geschrey, wann einer in ihr gaßen kompt, daß es zeerbarmen; es will ein yeglicher der erst sein. So einer in ihr laden hinein kompt, zeigen sie einem kleider unndt wahren zu den selbigen, begeren ze tauschen oder zeverkauffen, wie man will. Dann sie die alten kleider gar kunstlich widerumb kennen zurichten, als wann sie neüw wehren; haben auch finstere heüser unndt läden; in summa, sie sindt allerdings mitt ihrem handeln wie die juden [...], dahäro man sie billich (fripiers) kleider besserer oder betrieuger nennet. (588)

²²³ „Le fripier: von la fripe, afr. Frepe, Franse, Fetzen, Lumpen: le freprier: Lumpenhändler, auch Betrüger“, Keiser, 1968a, S. 588, Anm. 2.

Doch nicht nur des Betruges, sondern auch der Hehlerei würden sie sich schuldig machen. Als vermeintlichen Beleg führte Platter an, dass sie manche Waren verdächtig billig anbieten würden. Dass sie zudem Kleidung gegen Geld nicht nur verkauften, aber auch verliehen, machte ihren Berufsstand in seinen Augen nur noch unehrenhafter. Denn so könne selbst die eine oder andere Hure dann und wann in schönen Kleidern glänzen, ohne sie gleich kaufen zu müssen, was er irgendwie verwerflich zu finden schien.

Man bringet ihnen auch viel gestolens unndt versetzet ihnen viel, daß sie es demnach desto wolfeiler geben können. Auch leihen sie einem kleider oder tapisserien, so lang es einer begeret, umb ein großen zins, dahäro ettliche courtisanen, wann sie prangen wellen, sich daselbst zieren, unndt nachdem daß vest fürüber, liferen sie die kleider unnd tapisserien widerumb in die (Friperie) gassen. (588f)

Platters Ansicht über die *schneideren oder hosenmacheren* war ebenso von Vorurteilen beladen. Einerseits lobte er deren Kunstfertigkeit und raschen Dienste, denn man müsse ihnen nur den Stoff zur Verfügung stellen und schon würden sie das gewünschte Kleidungsstück anfertigen: „Oder so einer zeüg kauft, verdinget er ihn demselbigen, so machet er ihme gleich hosen darvon oder bringet es zu den schneideren, welche die wammist allein unndt weiber kleider machen dürfen.“ Der Kunde würde das Stück erhalten, „wie er es begeret“ und „gar baldt“. Andererseits garnierte es das eben ausgesprochene Lob mit dem plumpen Vorwurf des Diebstahls: „sonst, so man es den scheideren oder hosenmacheren nicht überhaupt verdinget, stelen sie einem gar viel zeüg davon.“ (589)

Jedenfalls war er sichtlich beeindruckt von dem breiten Angebot der in Paris käuflich zu erhaltenden Waren: „Dann was man nicht in großer menge zu Paris bekommt, wirdt man gewißlich in keinem ort der welt bekommen können.“ (563) Sehr nützlich und bequem fand er, dass manche Händler durch die Straßen ziehen würden, sodass man das Haus nicht habe verlassen müssen und sich doch mit allem Nötigen versorgen könne.

Unndt rüfet man alle tag, einen in den anderen, mehrtheils nottwendige sachen durch die gantze statt vor den heüßeren auß [...]; tragen oder führen die wahren mitt sich woll mannes als weibs personen. Also daß so einer will, darf er nicht auß dem hauß gehen, sondern man bringt ihme täglich alle nottwendigen sachen für daß hauß zekaufen. Unndt werden dennoch an ettlichen orten [...] märkt gehalten, darauf man auch einkaufen kann. (555)

Dieser Service werde besonders von Lieferantenbuben unterhalten, von denen es eine beträchtliche Zahl in der Stadt gebe und die mitunter auch sehr gutes Geld verdienen.

Daß holtz, heüw unndt anders verkaufet man auch auf dem waßer oder neben der Seine, unndt sindt yederzeit (crocheteurs) krätzentrager²²⁴ in großer menge an allen gassen, die einem die wahren auf räflin²²⁵ auf dem rucken umb ein gewissen pfenning nach hauß tragen. Unndt sindt ihren 5000 unndt mehr, die allein zu solchem tragen gebraucht werden, deren ettliche auch sehr reich werden, unndt halten ein ordnung under einanderen, daß keiner dem anderen vor dem liecht stande. (555)

Gemessen an der für eine derart große Stadt geringen Zahl von öffentlichen Brunnen seien diese Lieferanten besonders für die Wasserversorgung der privaten Haushalte wichtig. Die Bürger, die es sich leisten könnten, würden sich täglich die notwendigen Mengen nach Hause tragen lassen und dafür auch angemessen bezahlen. Wieder betonte Platter, dass dies für die Wasserträger ein einträgliches Geschäft sei, das dem einen oder anderen zu stattlichem Reichtum verholfen habe.

Eben gemelte buben werden auch zum waßer tragen gebraucht, ob schon bißweilen ettliche weiber solches auch verhandlen, unndt hatt ein solche beschaffenheit: Dieweil in der gantzen statt Paris nur 16 laufende, offene brunnen unndt aber [...] so viel haußgeseß in der statt sindt, verdinget yeglicher wollhabender burger einem krätzentrager oder weib daß waßer tragen überhaupt dergestalt, daß er ihme gutes wassers genug zu rechter zeitt alle tag in sein hauß trage, dafür er ihme monatlich ettwan ein oder zwen franken bezahlet, unndt faßen sie derowegen daß waßer die gantze nacht unndt tag alles auf, daß nicht ein tropfen so zererden verlohren wirdt, welches sie am morgen in ihrer kunden heüser tragen, deren oft einer viel hatt, unndt also bißweilen durch diß mittel zu solcher reichthumb kommen, daß sie woll einer tochter biß in die 3000 franken zur ehesteür geben können. (555)

Ein für ihn lästiges Erlebnis mit dem kommerziellen Gewerbe hatte er aufgrund seiner Konfession in Saumur vor der „weitberumpten capellen [...] Unserer Frauwen Ardrilliers.“ (487) Dort hätten eine ganze Reihe von Händlern ihre Warentische aufgebaut, um mit der Leichtgläubigkeit der frommen Pilger durch den Verkauf von Devotionalen ein gutes Geschäft zu machen. Mit einem sehr aufdringlichen Krämer sei er in Streit geraten, weil er sich weigerte, die überhöhten Preise zu bezahlen, die sein Widersacher mit dem Hinweis auf die Heiligkeit des Ortes gefordert habe. Da er an den vermeintlichen Wundern Zweifel anmeldete, sei er von einer jungen adeligen Dame wegen seines Glaubens zur Rede gestellt worden. Indem er erklärte, dass ihm solche Devotionalen widerwärtig seien, habe sie ihn leicht als Reformierten erkennen können,

²²⁴ „kretze: Korb“, Baufeld, 1996, S. 151.

²²⁵ „eine trage“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 14, Sp. 55, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=R00363>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

was ihm später fast um die geplante Fahrt auf dem von eben jener Dame gemieteten Schiff bringen sollte.²²⁶

Derowegen ich für die capellen kame, sahe gar viel krämer undt kaufleüt darvor feil haben; sonderlich hatt einer überauß viel paternoster allerhandt gattung; der wolte mir mitt gewalt eins einschwetzen; ich solte ettliche von ihme kaufen. Da fraget ich ihn, wie theür, unndt weil er sie, (wie die Frantzosen im brauch haben), überbotte, vexieret ich ihn, sie seyen nur zinnen; wann sie silberin wehren, wolte ich sie umb daßelbig gelt haben. Da repliciert er widerumb, sie seyen gar heilig an disem ort, unndt hube an, von viel (miraculis) wunderwercken, die sich täglich in dieser capellen zutragen, zesagen, welche weil ich sie nitt hoch schetzete undt ein edle tochter, so in daß schiff gehörte, auch neben dem krämer stehendt, mich derhalben anredet unndt spraach, ob ich nitt alle wunderwerck glaubte, die in diesem ort beschehen, wie man dann yärllich solche aufzeichnet unndt in truck verfertigt [...] Da antwortet ich ihren, was ich sehe, daß glaub ich, aber solche sachen seyen mir zu kraus; daraus sie woll konte abnehmen, was religion ich seye. (487)

Auch in mehreren anderen Städten waren ihm die Händler und Kaufleute meist einer Erwähnung wert. In Aix-en-Provence würde sogar im Erdgeschosse des Stadtparlaments „kaufleüt unndt krämer ihre wahren, wie zu Paris auch, veil“ bieten, sodass „einer yederzeit ein große menge volcks [...] fürüber spatziehen“ (198) sehen könne. In Nîmes berichtete er über „mechtig viel reiche kaufleüt in diser statt“ (208) und Toulouse sei geradezu übervoll von wohlhabenden Händlern: „Wie gleichfahls ettliche schöne, weite, lange, grade gassen da gesehen werden, in welchen mehrtheils fürnemme kaufleüt, wie dann diese statt derer voll ist, ihre wohnungen und gäden haben.“ (422) Überraschend reich seien aber die Bürger in Uzès, wo es „auch zimlich viel kaufleüt in diser statt, welche nach Italien, Spangien unndt in Frankreich handeln.“ (218)

ist ein zimlich reich unndt wollhabendt volck; man schetzet zwentzig burger, deren keiner weniger dann dreyßigtausend franken oder zehntausend kronen, unndt 50 burger, deren keiner minder dann zwentzig tausend franken in hauptgutt vermag, oder ettliche viel mehr; dann ein burger daselbst [...] bey sechs mal hundert tausend franken reich, mitt seinen schulden, daß man ihme zuthun wahre, geschetzet ist worden. (216f.)

Dort wie auch in Nîmes gebe es aber zudem ein florierendes Gewerbe für Weber und Färber: „Es erhalten sich viel der burgeren mitt dem weben unndt ferben; dann es gar gutte wollen da hatt, darauß man sarge machet, die für die beste in vielen landen verkauft wird.“ (217)²²⁷

²²⁶ Vgl. Abschnitt 2.1.3.6.

²²⁷ „sarge: seit dem 16. Jahrhundert auch serge, aus lat. Sarica, leichter Wollstoff.“ Keiser, 1968a, S. 217. Platter schreibt weiter: „und weil Nîmes verrümpter dann Uses, auch sie sarge von Nîmes, ob sie schon

Interessanterweise nahm er bei der Hafenstadt Marseille gerade zu den Kaufmännern und Fernhändlern, die es dort gegeben haben muss, nicht Stellung. Er beschrieb zwar recht weitläufig den Hafen und die Schiffe²²⁸, die er dort vorfand und in denen „kaufmannsschatz“ (185) lagerten, wichtiger waren ihm aber die exotischen Waren²²⁹ wie Gewürze oder auch fremdartige Tiere, die dort importiert wurden. Er muss es sehr genossen haben, dem Treiben der Seeleute im Hafen zuzusehen.

Ich sahe auch an dem port allerley seltzame wahren außladen, dann ettliche schiff erst kurtz darvor ankamen. In ettliche wahre gewürtz ein mechtiger last, in anderen rhabarbaren unndt sonst arzneyen. In anderen affen, dann gemeinlich sie auch frembde thier mittbringen; [...] es kan einer sich nitt ersettigen, also lustig ist es zuzusehen. Deßgleichen vernimbt einer auch allerhandt zeitungen auß frembden landen daselbst unndt sieht ein mechtig volck yederzeit neben dem port spatziern. (186)

Mehr als für die reichen Fernhändler interessierte er sich dort für die *corallierer*, die aus Korallen allerlei kunstfertige Gegenstände herstellten, welche der Basler offenbar noch nie gesehen hatte und sofort einiges davon kaufte und als Souvenir in die Heimat schickte.

Den 15. hornung bin ich an der corallierer und goldtschmidt gaßen gängen; da sieht einer schier nichts anders als dann corallen arbeiter unndt goldtschmidt ein große menge. Da hab ich schöne perlinmutter löffel, seckel, nodelbein, muschelen, corallen unndt andere frembde meergewegs ein guten theil erkaufte, wie man sie dann in gantz Frankreich nirgendt so komlich ankommen kan, welches ich alles nach Basell geschickt hab. (187)

Besonders gefielen ihm die mit kunstvollem *bildtwerck* gefüllten Glaskugeln, deren erstaunlich rasche Herstellung ihn äußerst faszinierte.

Nach eßens hab ich mir lassen ettliche runde kugelen unndt gleßlin voll schön bildtwerck, daß yederzeit, wie man es wendet, im waßer schwimmt, zubereiten. Man kan es gar artlich von allen farben mitt einer brennenden ampelen, daran ein langes rohr, durch den blast formieren, wie ich dann mitt verwunderung denselbigen nach imbiß zugesehen; kennen ring, kettin, bilder, corallen, in summa, waß der mensch begert, in kurtzer zeit also außbündig kunstlich geformiert werden. (187)

Mit den Vertretern der niederen Stände wie den Bauern war Platter nur wenig in Kontakt gekommen. Wenn er sie erwähnte, dann häufig im Kontext seiner Überlandreisen, wenn

zu Uses gemacht, genennet wirdt.“ (217) Bis heute hat sich diese Berühmtheit in der englischen Bezeichnung „denim“ für Jeansstoff erhalten.

²²⁸ Vgl. Platter, *Reisen*, S. 178 – 186.

²²⁹ Rhabarber war zu Platters Zeit in mitteleuropäischen Gärten offensichtlich noch nicht etabliert, wurde aber als Heilpflanze geschätzt. Auf die fremdländische Herkunft verweist schon lat. *barbarus* im Namen. Vgl. Pfeifer, 2000, Sp. 1125.

es darum ging, eine Herberge für die Nacht zu finden. Für gewöhnlich wurde er beim einfachen Volk gut aufgenommen, auch wenn er die Gastfreundschaft nicht immer zu schätzen wusste. In einem Dorf in der Nähe von Montpellier mussten er und einige seiner Kommilitonen die Nacht in der Unterkunft eines Ziegenhirten verbringen. Die einfachen Speisen sowie den mangelnden Komfort ihrer Bleibe, in der es unangenehm nach Ziegen gestunken habe, kommentierte der an Besseres gewöhnte Student etwas arrogant mit ironischen Worten.

da bliben wier bey einem geißhirt über nacht; mußten uns zunacht neben dem feür auf einer büne, die nur mitt runden stüden²³⁰ ohne dilen bedeckt wahr, behelfen; hatten ein lieblichen geruch von dem geißstall, der darunder wahre; zu dem hatte man uns gar woll tractiert mit schwarzem, harten brot unnd eyeren; da aßen wier milch. (148)

Ein anderers Mal machte die Reisegesellschaft Rast bei Fischern, die mit den Studenten teilten, was sie selbst zu konsumieren pflegten. Platter notierte zwar die Großzügigkeit dieser einfachen Leute, die sich sogar weigerten, Geld anzunehmen. Deutlicher als Dankbarkeit spricht aus seinen Worten aber die Unzufriedenheit mit den gereichten Erfrischungen, indem er das Wasser als zu warm und den Wein als zu sauer bemäkelte.

Underwegen am gestadt zwischen dem meer unndt dem see kamen wier gar zu vielen fischer hüttenen, die nur von strauw gemachet sindt. Darinnen erlabeten wier uns zu oftermahlen, dann es gar ein warmer tag wahre undt die sonn gar heiß auf uns scheine. Aber der wein war aller so warm unndt ungutt, daß er uns gar nitt schmackte. Dann der languedockische rote wein gar baldt an der sonnen in geschirren auf den eßig stichet. Ettliche hatten auch sieße waßer brunnen nitt weit von ihren hütten, (die sie cabanes) nennen, aber wegen der sonnen wahre es alles warm. Sie wolten kein geldt von uns nemmen, gaben uns zu eßen unndt zu trinken umbsonst, waß sie bey ihnen hatten. (Keiser: 157)

Wurde er einmal nicht mit offenen Armen willkommen geheißen, empörte sich Platter auch sofort. In der Nähe von Mèze seien sie von einem Gewitter überrascht worden und wollten sich ins erstbeste Dorf retten, wo man sie auch nicht für Geld in die privaten Häuser habe einlassen wollen: „Derowegen wolten wier im ersten dorf, daß wier antraffen, einkehren, uns abzutrocknen; aber man weißte uns fort gehn Maßilian; sagten, es wehre kein herberg im selbigen dorf, wolten uns auch in kein hauß nitt einlaßen, ohnangesehen daß wier ihnen viel verhiessen.“ Was auch immer der Grund für die abweisende Haltung der Bewohner gewesen sein mag, Platters Klage über das „unbarmhertzig volck“ in jener Gegend „gegen dem meer“ war verfrüht. Denn schon im

²³⁰ „Pfosten“, Baufeld, 1996, S. 229

nächsten Städtchen, in Marseillan, wo „mehrertheil fischer unndt boursleüt darinnen“ (155) gewohnt hätten, war davon nichts mehr zu spüren. Ganz im Gegenteil seien sie dort sehr fürsorglich und zuvorkommend umsorgt worden.

Wier kahrten in einem wirdtshauß ein, welches zwo schwesteren von ihren elteren ererbt hatte unndt also lediger weiß daßelbig erhalten; sie thatten uns viel guts, luhen uns ihres vatters seligen kleider, daß wier unsere die bach naß wahren, bey einem großen feür woll tröcknen konten. Zenacht streüweten sie uns catalanische deckenen an den boden unserer schlaff kammeren, daß wier desto sanfter darauf giengen. (155)

Die bescheidenen Lebensumstände der einfachen Leute waren ihm meist keiner Bemerkung wert, sofern er nicht selbst in seiner Behaglichkeit eingeschränkt wurde. Bei Amboise in Mittelfrankreich war er dann aber doch erstaunt über die primitiven Felswohnungen der Bauern außerhalb der Stadt, die er wie ein Tourist neugierig besichtigte. Sollte er über sein Interesse an der außergewöhnlichen Architektur hinaus vielleicht Bedauern oder Mitgefühl verspürt haben, dann schrieb er zumindest nichts davon nieder.

Gleich vor der statt porten sahe ich mechtig viel heüser, die allerdings in die hollen felsen gebauwen wahren, wie ich dann in ettliche gangen, darinnen sie nichts dann die fordere wandt haben mießen erbauwen, dann daß tach unndt alle innere wändt sindt vom natürlichen felsen, undt leben dieselbigen leüt eben wie die fuchs in den gruben, sindt mehrtheils nur arme bauern, die in solchen schlechten heüslinien ihr wohnung haben. (498)

Wichtiger war es ihm, dass sich die Menschen im Umgang mit ihm seinem Stand angemessen verhielten. Seien sie etwa frech geworden und hätten ihn seiner Auffassung nach sogar beleidigt, war das eine Notiz in seinen Aufzeichnungen wert. Anlässlich seiner Besichtigung der Salzsalinen bei Peccais südöstlich von Aigues-Mortes entrüstete er sich über die Grobheit der Arbeiter, die nichts Besseres zu tun hätten, als alle unschuldigen Passanten oder Zaungäste unangesehen ihrer gesellschaftlichen Position zu beschimpfen.

Es haben auch die saltz arbeiter oder graber im augstmonat, wann sie im thun sindt, die freyheit, daß sie alle fürübergehende oder zuseher mögen schelten, schmähen unndt anreden, wie grob unndt schandlich sie wollen, waß standts die personen seyen, ohne einige entgeltung, vielleicht wegen deß königs nutzes oder ihrer großen arbeit in einer so grossen anzahl unndt starckem sonnen schein. (262)

Er schien zwar zu begreifen, dass jene Arbeiter im Schweiß ihres Angesichts in der größten Sommerhitze einer recht nützlichen Beschäftigung nachgingen, dass sie sich dabei womöglich von einem so müßigen wie neugierigen *zuseher* belästigt fühlten, war ihm aber allem Anschein nach nicht in den Sinn gekommen.

Andere Berufsgruppen, die neben den Fischern und Bauern eine wichtige Rolle für die Grundversorgung der Bevölkerung spielten, waren sicher die Müller und Bäcker. Glaubt man den Reiseaufzeichnungen Platters, dann standen sie aber in jener Zeit in einem eher zweifelhaften Ruf. Zumindest in Okzitanien seien die Bauern sehr misstrauisch und hätten den jeweiligen Müller nach Ablieferung des Getreides nie unbeaufsichtigt gelassen, damit dieser nicht mehr als den ihm zustehenden Anteil für sich behalten könne: „An dem fluß Gardon sindt allerley mülen, der statt undt dem landt gantz fürstendig. Wann man die frucht in die müle gibt, schicket man allezeit einen dienst dormitt, auf daß der müller nichts dan sein gebührenden lohn darvon nemmen kenne.“ (219)

Ebenso überließen die Bürger den Bäckern nicht etwa das Mehl zur Verarbeitung. Sie würden lieber den Teig vorher selbst anfertigen und formen sowie die Brote markiert den Bäckern übergeben. Damit sich dieser keinesfalls etwas vom Teig abzweigen könne, würde man anschließend so lange warten, bis das fertige Brot aus dem Ofen komme: „Gleichfahls knettet man daß brot im hauß, zeichnet es unndt bringt es also zugerüstet dem becken, wartet, biß es gebachen, also kann der beck auch nichts darvon nemmen, dann sie einander sonst nitt trauwen.“ (219) Wie schon beschrieben wurde, attribuierte Platter den Franzosen allgemein ein freundliches, wenngleich wenig vertrauenswürdiges Wesen. So wie er bei den Händlern meist Betrug vermutete, so wenig wirkt er nun an dieser Stelle seiner Reisebeschreibung davon überrascht, dass man auch den Müllern und Bäckern unterstellte, nach Möglichkeit, die Gunst des Augenblicks zur eigenen Bereicherung auszunutzen.

2.1.3.9 *PERSONENGRUPPEN AM RANDE DER GESELLSCHAFT*

Einige Personengruppen galten im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit als gesellschaftliche Außenseiter.²³¹ Als solche soziale Randgruppen definierte Wolfgang Hartung „Personen, die Eigenschaften und Verhaltensweisen erkennen lassen, welche von den Normen der Gesellschaft abweichen.“²³² Darunter fielen u.a. religiöse und ethnische Gruppen wie Juden²³³ oder Zigeuner, stigmatisierte Gruppen wie Leprakranke oder Geisteskranke, asoziale Gruppen wie Bettler, aber auch imaginäre bzw. dämonisierte

²³¹ Zum Thema umfassend vgl. Kirchgässner/Reuter, 1986; Irsigler/Lasotta, 1989; Hegemöller, 1990; Fischer/Kobelt-Groch, 1997.

²³² Hartung, 1986, S. 50.

²³³ Insofern hätte der Abschnitt über die Juden Frankreichs auch hier folgen können, aus Gründen der Homogenität wurde er aber in eine Reihe mit den anderen Konfessionen angeordnet.

Außenseiter wie vermeintliche Hexen und selbstverständlich kriminelle Schichten der Bevölkerung. Weitere Außenseiter waren unehrliche, also ehrlose oder verachtete, weil unsaubere oder unanständige Berufsgruppen wie Totengräber und Henker, aber auch Bader und Barbieri, die gerne mit Prostitution in Zusammenhang gebracht wurden, sowie Prostituierte. Zu den asozialen Gruppen gehörten nicht zuletzt wegen ihres beruflich bedingten vagierenden Lebensstils auch die Gaukler, Spielleute, Musikanten.²³⁴

2.1.3.9.1 SCHAUSPIELER UND SCHAUSTELLER

Am Rande der Gesellschaften war sicherlich auch die Gruppe der Schauspieler angesiedelt. Um 1600 war Frankreich geprägt von den Erschütterungen der jahrzehntelangen Konfessionskriege, durch welche die Einrichtung eines professionellen Theaters auch in der Hauptstadt erschwert worden war. Das klassische französische Theater sollte sich erst im Laufe des 17. Jahrhunderts entwickeln und stand in enger Verbindung mit der Etablierung einer stabilen Königsherrschaft. William D. Howarth et al. stellen die Situation des französischen Theaters in Platters Epoche folgendermaßen dar:

„After a turbulent half-century dominated by civil war, when there was virtually no professional theatrical activity in the capital [...] theatrical life returned to Paris with the more settled conditions of Henri IV's reign. The creation of a viable political state under the Bourbon kings, as France emerged from the violent anarchy of the Wars of Religion, brought with it, at court and in the capital, conditions in which the arts – including the theatre – could prosper.“²³⁵

Ein wichtige Rolle zu Beginn dieses Prozesses spielten das Hôtel de Bourgogne und der Dramatiker Alexandre Hardy: „The Hôtel de Bourgogne theatre soon took up the dominant position it would maintain through most of the seventeenth century, and its resident playwright Alexandre Hardy [...] kept up a prolific output throughout its first three decades.“²³⁶ Das erste Ensembles, das sich dort etablieren konnte, war die Schauspieltruppe um Valleran Le Conte: „During this formative period of French theatre,

²³⁴ Vgl. Scribner, 1997, S. 22, 24.

²³⁵ Howarth, 1997, S. 1.

²³⁶ Ebd., S. 2.

Valleran Le Conte, his company of viol-playing actors, and his playwright-in-residence, Alexandre Hardy, emerged as the first Paris-based repertory company.”²³⁷

Als Thomas Platter sich im Juli 1599 in Paris aufhielt hatte er das Glück, eine Aufführung unter der Leitung des Valleran Le Conte im Hôtel de Bourgogne zu erleben.

In (l’Hostel de Bourgogne) dem burgundischen hof haltet deß königs bestelter comoediant, Valeran genennet, alle tag nach eßens ein lustige comoedy frantzösisch reimen weiß unndt zu endt derselbigen ein kurtzweilige (farce) geschicht deßen, daß sich ettwan zu Paris oder anderstwo mitt liebe, kuppelwerck oder auf ein andere weiß seltzam zugetragen. (585f.)

Um welches Stück es sich bei dieser Komödie handelte oder ob sie aus der Feder Alexandre Hardys stammte, berichtete er nicht. Seine Aufzeichnungen verraten nur, dass sie in französischen Reimen verfasst und lustig gewesen sei, wobei Letzteres eine recht triviale Bemerkung über eine Komödie ist. Über ihre Handlung oder die Qualität der Aufführung erfährt man nichts. Weit mehr als für die Komödie interessierte er sich für die im Anschluss gespielt Farce, in der allerhand Klatsch- und Tratsch-Geschichten der Pariser Gesellschaft thematisiert und in einfacher Prosa zum Besten gegeben würden. Laut Platter seien solchen Farcen aber nicht nur nach seinem Geschmack, sondern auch bei den Pariser Bürgern äußerst populär und Le Conte sehr geschickt darin, sie aus den ihm zugetragenen Gerüchten zu formen.

die führet er so artig auß mitt ettlichen personen, nicht reimen-, sonder nur (prosa oratione) sprachweiß, wie alles ergangen, mitt so lächerlichen bossen durchspicket, daß einer schier daß maul offen vergißet, fürnemblich wann einem die geschicht oder personen, denen es widerfahren, zavor bekannt sindt. Dann was sich wunderbahres zu Paris begibt, so es offenbahr wirdt, thutt man es dem Valeran kundt, so machet er ein spil dorauß, dahin dann ein große menge volcks sich verfüget, solche (farce) geschicht nach vollendeter comoedy abzuhören, wie er dann überauß fertig ist, allerley sachen in die comoedy zebringen. (586)

Die Schauspieler agierten im großen Saal des Hotels auf einer Bühne, vor der sich das Publikum positionierte und im Stehen zusehe. Für diejenigen, die bereit seien, den doppelten Eintrittspreis zu bezahlen, gebe es aber auch Balkons, von denen man alles gut sehen könne und die besonders von den Damen gerne genutzt würden. Diese Vorstellungen seien so beliebt, dass sie häufig erst nach Einbruch der Dunkelheit ihr Ende fänden.

Er sampt seinem volck spilen auf einer erhöhten brüge, mitt tapissereyen umbhenget, in einem sehr grossen saal, in welchem die gemeinen leüt, so nur den

²³⁷ Powell, 2000, S. 3.

halben theil bezahlen, stehen mießen; welche aber dopplet gelt geben, die laßet man auf ettliche gäng hinauf, da sie sitzen, stehen oder auf den gängen mitt den armen ligen unndt alles zum besten sehen können, dahin sich auch daß frauwenzimmer zuverfügen pflaget. Wie dann alle tag ein große menge volcks in disem hoff den comoedien zuhöret, welche biß in die nacht wehren, daß sie oft mitt den (torches) nachtliechteren dieselbige mießen zu endt bringen. (586)

Unter den Schauspielern in Paris seien bisweilen auch Künstler aus dem Ausland, die zum Teil mit den Franzosen gemeinsame Aufführungen organisieren würden: „Neben anderen kommen gar oft italienische unndt englische comoedianten dahin, welche sich auch bißweilen mitt deß königs comoediant vergleichen undt zugleich mitt ihme spilen.“ Es komme auch vor, dass sie diverse Plätze der Stadt zur Bühne umfunktionieren würden, denn „underweilen bestallen sie besonderbahre plätz, wie ich sie dann auch anderstwo gehöret unndt gesehen hab.“ (587)

Im Jahr zuvor, im Dezember 1598, besuchte er in Avignon mehrere Vorstellungen einer *mehrtheils* aus Italienern bestehenden Schauspieltruppe, die im örtlichen *ballenhauß* auf einer dort errichteten Bühne auftrat. Das lässt den Schluss zu, dass zumindest ein Franzose mitwirkte, vielleicht ein „local comedian, recruited especially for the French tour.“ Laut Robert H. MacDonald war das nicht so außergewöhnlich: „The commedia dell’ arte players occasionally joined with other actors in times of need, and a little native wit would surely be popular.“²³⁸ Platter benannte den Leiter dieser Truppe – *Hans Latz* oder *Ian Bragetta* – der unter diesem Bühnennamen zu seiner Zeit einen bemerkenswerten Bekanntheitsgrad erreicht hatte: „The Italian who played under this stage name, as yet unidentified and virtually unrecorded in modern scholarship, was evidently something of a celebrity in his own day, capable of attracting talented actors and actresses into his troupe.“²³⁹

Alweil ich zu Avinion gewesen, hab ich oft unndt viel seltzame comoedien spiler, mehrtheils Italiener, da sehen (agieren) spilen, sonderlich den (Ian Bragetta) Hans Latz²⁴⁰, welcher ettliche wochen in einem ballenhauß auf einer brüge viel überauß lustige, kurtzweilige comoedien mitt 2 weibsbilderen unndt 4 mannen getriben, da ich dann auch ettliche mahl hingangen bin; hatt gemeinlich biß in die nacht gewehret, daß man mitt nacht liechteren hatt mießen enden. (305)

²³⁸ MacDonald, 1970, S. 94.

²³⁹ Katritzki, 2007, S. 223.

²⁴⁰ „Latz: von ital. brachetta, im 17. Jh. Braghetta, Hosenlatz“, Keiser, 1968a, S. 305, Anm. 1.

Im Repertoire dieser Truppe seien Aufführungen von Pastoralen wie auch Charaktere der *commedia dell'arte*²⁴¹ gewesen, namentlich der Pantalone und der Zanni. Sie hätten ihr Publikum darüber hinaus mit einer ganzen Reihe von Musik- und Tanzeinlagen sowie burlesken Klamauk unterhalten, was bei den Zusehern große Heiterkeit ausgelöst habe.

Sie spiltten auch die (pastorelle) hirten comedyen gar zierlich unndt den Pantalon, auch den Zani²⁴² konten sie gar artlich nitt allein mitt worten, sondern auch dāntzen, gebärden unndt springen vertretten, daß yederman genug ze lachen hatte unndt gar gern zu sahe. Sie redten italienisch, bißweilen auch ettwas languedockisch darunder. Auch hatten sie gute spilleüt under ihnen selbs, konten die lauten, harpfen unndt vilolen gar lieblich zu ihrem eigenen gesang accomodieren, daß sich meniglich mußte dorab verwunderen. (305f)

Genaueres über die aufgeführten Stücke berichtete Platter aber ebenso wenig wie bei seinem Besuch im Hotel de Bourgogne in Paris. Er vergaß jedoch nicht, einen Künstler zu erwähnen, der mit einer Pfeife virtuos verschiedene Vögel und Tiere habe imitieren können. Interessanter als das Theater fand er auch den Illusionisten, der einer der Schauspielerinnen den Kopf abgetrennt und dann dem Publikum präsentiert habe. Abgeklärt fügte er hinzu, dass es sich natürlich um eine Illusion gehandelt habe, wenngleich eine sehr überzeugende. Wie der Trick tatsächlich ins Werk gesetzt wurde, konnte er sich aber auch nicht erklären.

Under anderen ist mir noch eingedenk, daß einmahl einer seiner leüten mitt einem einigen pfeifflin im mundt allerley thieren unndt vöglen geschrey hatt kennen nachthun, allein wann er daß pfeifflin mitt der zungen im mundt verenderet hatt, ohne hülff der henden. Item auf eine ander zeitt hatt er der einen tochter den kopf hinder dem umbhang abgehauwen, demnach denselbigen weg gezogen, da stundt der kopf besonder in einer schüßlen auf dem bank, unndt regte sie beyde arm über den bank herb, daß man den stumpen am hals gar natürlich sehen konte; wer die kunst nitt gewißt, hatt nitt anderst vermeint, dann es seye recht zugegangen; ist doch kein zauberey darbey. (305)

Mit ihrer Mischung aus Theaterspiel und Jahrmarktsspektakel gelinge es der Truppe laut Platter, eine ansehnliche Zahl an Zuschauern anzulocken. Er erwähnte eine „grosse menge volcks [...] von 100 biß in die 500 oder auch 1000 personen.“ Ausführlich schilderte der Mediziner, wie die Schauspieltruppe das große Interesse des Publikums zu

²⁴¹ Vgl. Katritzki, 2007, S. 222. MacDonald war noch der Meinung, dass vor 1607 keine Truppe überliefert sei, die mit dem Repertoire der *commedia dell'arte* durch Frankreich getourt war. „No troupe of *commedia dell'arte* players is known to have been touring France as early as September in 1607, but there is unfortunately a gap in the records of the principal companies during this period.“ MacDonald, 1970, S. 92.

²⁴² „Pantalone: Hanswurstfigur aus dem Volkslustspiel, ursprünglich einen eifersüchtigen und geizigen Venezianer darstellend; Zani: auch Zanni (venezianische Form von Giovanni), typische Figur der *Commedia dell'arte*, gefräßig tölpelhafter Narr oder schlauer Ränkeschmied; bergamaskischer Hanswurst in der Maske eines Bauern.“, Keiser, 1968a, S. 305, Anm. 2 u. 3.

nutzen versucht, um mit dem Verkauf von Kosmetika und angeblichen medizinischen Produkten Geld zu verdienen. Dazu würden sie auf der Bühne ein Streitgespräch zwischen dem als Zanni auftretenden Anführer des Ensembles und einem in der Maske eines Doktors agierenden Schauspielers inszenieren. Während der erstere die Waren und ihren günstigen Preis anpreise, komme dem angeblichen Arzt der Widerpart zu, indem er immer wieder Skepsis an der Qualität der Produkte äußere und den veranschlagten Preis für zu hoch erkläre. Schließlich gelinge es dem Zanni aber, alle Argumente zu widerlegen und jeglichen Zweifel auszuräumen: „Da hebt der Zany widerum an unndt widerlegt ihm alle seine argument mitt satten gründen, unndt disputieren also ein gute weil gantz lächerlich mitt einander, biß entlich der doctor schweigen muß unndt der Zany recht hatt.“ (306) Dennoch zeige sich der Zanni schließlich großmütig und erkläre sich mit dem Publikum schmeichelnden Worten bereit, dieses Mal eine Ausnahme machen zu wollen und seine Ware zu einem außerordentlichen Schnäppchenpreis herzugeben. Diese Inszenierung erziele beim Publikum prompt die gewünschte Wirkung, sodass die Waren haufenweise – *haufechtig*²⁴³ – ihren Besitzer wechseln würden.

Als dann erhebt er die stimm unndt spricht, ob er schon vermeint viel zelösen unndt die pomata es woll werdt seye, so welle er doch der burgerschaft zu gefallen nit 10 kronen, nitt 5, nitt 2, nitt 1, nitt 1/2, nitt 10 steüber, nitt 5, nitt 2, sonder nur ein stüber für ein bügslin voll haben; welcher begere, soll daß schnupphuch här werfen, dem ersten welle er es umbsonst geben; alsbaldt werfen die zuseher ihre schnupphücher denen auf dem tisch gar haufechtig zu, unndt in yedem ein stüber knipft; so nemmen sie den stüber darauß und knipfen daß bügslin darein, werfen yedem sein schnupphuch widerumb zu (307)

Platter vergaß auch nicht, ein pikantes Detail bei diesem Geschäft zu erwähnen. Denn mancher Schauspieler nutze die Gelegenheit, der einen oder anderen Kundin die für ein mögliches erotisches Treffen notwendigen Informationen zukommen zu lassen: „auch bißweilen, so es die weibsbilder empfahen, thundt sie ein zedelein zum bügslin, wo man sie kenne antreffen unndt umb welche stundt, wie dann viel solcher praktiken mitt geübt werden.“ (307)

Laut Katritzki, deren Untersuchung sich u.a. auf Platters Bericht stützt, war solch eine Doppelbeschäftigung als Schauspieler und Quacksalber in jener Zeit nicht außergewöhnlich: „The eyewitness descriptions [...] indicate that such documented incidences of celebrated *comici* at the peak of their profession combining *commedia*

²⁴³ Vgl. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 10, Sp. 591, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=H03378>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

dell'arte and mountebank activities, were unexceptional.“²⁴⁴ Platter zählte noch eine Reihe weiterer Produkte auf, die sich im Angebot der Truppe befänden: „ettwan ein wollriechendt zanpulver, da doch nur daß papier perfumiert, oder ettwas für die wertzen oder egersten augen²⁴⁵ oder venedische seiffen oder für daß zaanwehe, oder für die raudt²⁴⁶ oder wollriechende pulver oder waßer oder dergleichen.“ (307)

Dass diese Mittelchen gegen Warzen und dergleichen meist nur gut dufteten und keinerlei Wirkung hatten, lag für den Mediziner auf der Hand. Überraschenderweise äußerte er sich aber nicht weiter negativ über die Quacksalberei der Schauspieler. Von seiner sonstigen Kritik an betrügerischem Geschäftsgebaren ist an dieser Stelle seines Berichts nichts zu spüren. Es wirkt fast so, als ob er der reisenden Truppe ihre Einnahmen gönnen würde: „Also reißen sie durch die welt unndt verthundt kein gelt, auch so sie spahren wellen, kennen sie underweilen viel fürschiagen.“ (308) Schließlich müssten sie, um überhaupt auftreten zu können, „ein grossen zins auß dem ballenhauß geben“ (306), sodass er über die Schurkerei hinwegzusehen schien und lieber die Unterhaltung genoss, die ihm in Avignon geboten wurde: „Viel dergleichen unndt andere wunderbahre spiel unndt dantz tragen sich da oftermahlen zu, welche nitt alle kennen in die federen gefaßet werden.“ (308)

An Unterhaltungskünstlern aller Art gebe es vor allem in Paris keinen Mangel. Die Straßen seien voll von allerlei Komödianten, Gauklern und Musikanten, die über die Stadt verteilt an wechselnden Orten gegen Entgelt den Bürgern mit ihren Darbietungen die Zeit vertrieben.

Sonst sindt auch stehts viel andere comoedianten, gauckler, (ingenieurs) künstler, spilleüt, unndt die wunder werck oder kunstreiche sachen weysen, in dieser statt Paris, welche den gassen nach abwegslen; als ein tag oder ettlich sindt sie in einem (quartier) theil der statt, da sie anschlagen und gelt aufheben; demnach, wann sie vermeinen, die benachbaurten haben mehrtheils (contribuieret) gesteuert, so verfügen sie sich an ein ander ort der statt, biß sie ein große summam gelts aufgehept haben, wie ich dann deren mechtig viel zu Paris gesehen undt gehöret habe. (586)

Der Grund für diese große Menge von Straßenkünstlern sei die Mentalität der Pariser, wie er etwas abschätzig anmerkte. Die Neugier der Pariser Bürger sei so bekannt, dass man sie anderswo einfach nur *maulaffen*, also mit offenem Mund staunende und gaffende

²⁴⁴ Katritzki, 2007, S. 229.

²⁴⁵ „hüneraug“, Grimm, *Deutscher Wörterbuch*, Bd. 3, Sp. 34, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=E00308>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

²⁴⁶ „grindiger Ausschlag am Körper“, ebd., Bd. 14, Sp. 255, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=R01451>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Menschen²⁴⁷, nennen würde. Also würde jeder, der eine besondere Fähigkeit habe oder sonst eine Auffälligkeit aufweisen könnte, in Paris versuchen, damit Geld zu machen: „Dann weil die von Paris so wundergeb²⁴⁸ sindt, daß man sie (badauts) maulaffen nennet, undt yederzeit [...] ein große menge volcks sich da aufhaltet, pflaget yedermann, der ettwas seltsames hatt oder kan, sich dahin zeverfügen unndt gelt aufzeheben.“ (586)

Vor der hier beanstandeten Neugier war er selbst aber allem Anschein nach auch nicht immer gefeit. In einem Wirtshaus hatte er eine kleinwüchsige Frau bemerkt, die ohne Arme geboren worden war und ihr Geld mit der Zurschaustellung ihrer Fußfertigkeiten verdiente. Sie habe u.a. mit den Füßen schreiben oder auch einen Faden in ein Nadelöhr einfädeln können. Platter zeigte sich in seinen Aufzeichnungen überraschend gut über sie informiert. Er glaubte zu wissen, dass sie aus Hamburg nach Paris gekommen sei, mehrere Sprachen habe sprechen können und etwa 40 Jahre alt gewesen sei. Selbst an Liebhabern habe sie nie Mangel leiden müssen, wie ihm - nach eigener Aussage - zugetragen worden sei. Darüber hinaus habe er sie sogar nackt gesehen und könne daher glaubhaft versichern, dass ihr auch die Oberschenkel gefehlt hätten, sodass die Knie geradezu direkt mit dem Torso verbunden gewesen seien.

in einem wirdtshaus habe ich ein weibsbildt gesehen, ohngefähr 40 jährig, welche ettwan 3 werchschuh lang wahre, konte englisch unndt frantzösisch reden, wahre meines behaltens von Hamburg; die hatte keine arm, unndt wahren die knie in der huft, hatt kein dicke ob den knyen, wie ich sie dann nakendt gesehen hab. Sie konte aber ein nadlen mitt den füeßen fädmen unndt mitt wirflen spilen, auch gar schön schreiben unndt sonst viel arbeit mitt den fießen verrichten [...]. Man sagte mir auch, daß gemelte tochter gar verbulet seye yederzeit gewesen. Diese weibsperson hatt man von einem ort der statt an daß ander getragen unndt ein mechtig summam gelts mitt ihren aufgehept. (587)

Woher sein außerordentliches Wissen über die Anatomie dieser Dame stammte, warum er sie auch nackt gesehen hatte, verriet er jedoch nicht. Aller Wahrscheinlichkeit war die Dame auch nackt aufgetreten, was er aber nicht eindeutig berichtete. Will man ihm keine intimere Beziehung unterstellen, dann bliebe noch die Vermutung, dass er in seiner Eigenschaft als Arzt an Informationen über den nackten Körper dieser Frau gekommen war. Allerdings ist dann nicht einzusehen, warum er das in seinem Bericht hätte verschweigen sollen. Da er in seinen Aufzeichnungen keine weiteren Angaben machte, müssen diese Gedankenspiele Spekulation bleiben. Festzuhalten ist jedoch, dass der

²⁴⁷ Vgl. Pfeifer, 2000, Sp. 851.

²⁴⁸ „neugierig“, *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. 2, Sp. 64, <<https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id2.htm#!page/20063/mode/1up>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Bildungsreisende, wenn nicht gar makabre Neugier, dann doch zumindest enormen Wissensdurst im Fall der kleinwüchsigen Dame an den Tag legte. Wie um diesen Eindruck zu verwischen, beendete er seinen Bericht über jene Episode mit sarkastischen Worten: „Dergleichen mißgeburten, auch sonst kunstreiche meisterstück kan einer, der ihme nochsetzet, durch daß jahr ein große menge sehen.“ (588)

Platter berichtete auch von einem jungen Jongleur. Dieser habe selbst die schwersten Stangen auf Schultern, Stirn, Brust oder sogar Zähnen balancieren können, wobei ihm der ungeheure Kraftakt deutlich anzusehen gewesen sei.

Ich hab auch in der Universität auf ein zeitt einen Spangier sehen ein großen wißbaum²⁴⁹, wie man bey uns im spital über die heüw wägen bindet, auf den zeenen, der stirnen unndt der brust, eins nach dem anderen, ohne hülff der händen, in einem hoff herum tragen, wie gleichfahls auch ein schwären, eichenen galgen unndt überauß hohe feür leiteren auf gemelten drey örteren, da kein stuck gewesen, daß nicht auch dem sterckesten mann ze schaffen geben hette, allein seinem vorthail nach auf den achslen oder sonsten zetragen. Wie ich dann gesehen, daß ihme die halsaderen so groß wie ein kleiner finger sindt worden unndt so voller blut, daß einer vermeinet, sie solten zersprungen sein. (587)

Er habe sogar mehrere ineinander gesteckte Stichwaffen mit der bloßen Zunge tragen oder auf der Hand kreisen lassen können, ohne sich dabei zu verletzen, was den Mediziner ganz besonders verblüffte.

Er truge auch woll ein dotzet bloße wehr, alle in einander bey den hefte verstecket, mitt deß einigen spitz auf der bloßen zungen, umbhäro; demnach stellet er daßelbig bloße wehr, in welchem die anderen alle stecketen, auf die letze handt, trug sie auch also umbeinanderen unndt dreyet es wie ein spinlein auf der handt umb, ohne einigen seinen schaden. (587)

Obwohl er zweifellos von den Fähigkeiten dieses jungen Mannes beeindruckt war, gab Platter abschließend wieder den seriösen Akademiker und tat dessen Darbietungen bei aller Aufmerksamkeit, die sie auf sich zogen, als törichte Streiche ab, an die er sich auch nicht mehr gut erinnern könne: „Tribe auch sonst mehr seltzame bossen, die mir zum theil außgefallen.“ (587)

Allerlei „comoedianten, springer, gauckler unndt dergleichen abentheürer“ habe man auch auf dem Jahrmarkt in Beaucaire in der heutigen Region Okzitanien erleben können. Er schilderte eine Art Flohzirkus, der dort von einem Burgunder aufgeführt worden sei. Der „Dompteur“ habe über „ettliche lebendige flöhe“ verfügt, „die er auf einer jungen

²⁴⁹ „wißbaum, wiesbaum, in Basler Mundart bimbaum = Bindbaum: die lange Stange, die zur Befestigung der auf dem Wagen befindlichen Heu- oder Kornladung dient“, Keiser, 1968a, S. 587, Anm. 1.

tochter arm speiset, welche überauß kunstlich angefeßlet wahren.“ Platter beobachtete, wie er ein Einmachglas über einige der Flöhe stürzte und diese mit einem simplen Trick zum Springen brachte: „Demnach hebte er ein liecht an daß glas; da sprang die floh wider das glaß, da es warm wahre, das man es höret klingen.“ (229) Darüber hinaus seien diese Flöhe im Stande gewesen, kleine Silberkettchen hinter sich herzuziehen und damit Sprünge aufzuführen. Da diese Kettchen aber kaum etwas wogen und ihm zuvor von weit beeindruckenderen Fähigkeiten manch anderer Flöhe erzählt worden sei, war der junge Basler enttäuscht von dem, was ihm geboten wurde.

Deßgleichen hatt er ettliche flöhe, deren yegliche ein kettemlin eines fingers lang von silber mit sich schleifte unndt damitt sprange; doch wahren die kettemlin nur ein gran schwer. Dises, welches ich selbs gesehen [...] ist nitt so kunstlich, als ich hab hören sagen, daß ein floh ein gantz silberinen wagen mitt vier rederen gezogen hab, auch darmitt hab kennen springen, welches mir doch niemahlen zesehen ist worden. (229f)

Wenn auch die Flöhe in Beaucaire seine Erwartungen nicht erfüllten, so war er umso begeisterter von den Künsten der Affen, mit denen ein reisender Gaukler in Angers aufgetreten sei. Zum Geigenspiel des Gauklers hätten die Affen genau im Takt verschiedene Tänze aufgeführt und sich dabei gerade so wie Menschen bewegt, dass er sich köstlich amüsierte.

In einem hauß [...] hab ich einen so lustigen affen dantz gesehen, als mir mein lebtag zavor fürkommen wahre. Es spilet ein durchreysender gauckler, der sie mitt ihm fuhret, auf dem geiglin, undt wahren fünf affen allerdings bekleidet, hebten mitt den vorderen deplinen²⁵⁰ an einanderen an unndt dantzeten alle fünf mitt einanderen die branle, so der mann spilet, gar artig in die cadantz. Demnach ruheten zwen, und dantzeten die drey den matachin²⁵¹ oder doten dantz so woll in tact, mitt allen geberden wie die menschen, daß sich meniglich höchlich dorab verwunderet; sie triben auch sonst viel seltzame affenspil undt sprüng under einander, alles auß ihres meisters bevelch. (484)

Wie oben beschrieben berichtete Platter nur sehr wenig über Inhalt oder Qualität, der von ihm in Paris und Avignon besuchten Theateraufführungen. Sein Interesse schien vor allem dann geweckt, wenn es viel zu lachen oder Unerhörtes zu bestaunen gab. Das zeigt sich an seiner Freude über die von Valleran Le Conte in den Farcen thematisierten Klatschgeschichten über die Pariser Gesellschaft, an seinen Spaß am Klamauk des Ian Bragetta und seiner Truppe oder auch an seiner Belustigung durch wie Menschen tanzende Affen. In diese Richtung weist auch die Aufmerksamkeit, die

²⁵⁰ „Basler Dialekt dope, depli = Pfote, Pfötlein“, ebd., S. 484, Anm. 4.

²⁵¹ „matachin: von span. Matachin, fry. Le matassin, Gaukler, Gauklertanz“, ebd., S. 484, Anm. 6.

er pikanten Details schenkte, wie möglichen Schäferstündchen der Schauspieler oder der Anzahl der Liebhaber einer kleinwüchsigen Dame. So drängt sich der Eindruck auf, dass der junge Bildungsreisende doch eher ein Freund der leichteren Unterhaltung war, der u.a. enttäuscht sein konnte, wenn Flöhe nicht die erwarteten Künste zu vollführen wussten.

2.1.3.9.2 HALUNKEN UND HUREN

Die soziale Diskriminierung von bestimmten Personengruppen konnte zudem zu einer Kriminalisierung dieser Außenseiter führen: „Durch ihr Abweichen von den Verhaltenserwartungen der Gesellschaft war es leicht, sie mit zusätzlichen Vorurteilen zu belasten und sie in eine Sündenbockrolle zu drängen.“²⁵² Wenn diese Stigmatisierung als kriminell sicherlich nicht immer gerechtfertigt war, so konnte am Beispiel der Truppe um Ian Bragetta schon gezeigt werden, dass zumindest die Doppelbeschäftigung als Schauspieler und Quacksalber für die Zeit um 1600 nichts Ungewöhnliches war.

Im Falle eines Musikers war jedenfalls auch Thomas Platter d.J. und seine Reisegesellschaft schnell bereit, in ihm einen Halunken zu sehen und ihm kriminelle Machenschaften zu unterstellen. Sie hatten sich von einem als Harlekin verkleideten Geiger während des Abendessens unterhalten lassen: „Als wier ob dem nachteßen wahren, kam ein einziger geiger, in harlekens vermumbte kleider angethan, unndt machte uns darmitt kurtzweil, thatte auch seltzame gauckelsprüng unndt tribe wunderbahre boßen.“ (544) Am nächsten Morgen nach dem Ankleiden bemerkten sie den Verlust einiger Münzen.

Als ich angethon wahre, sahe ich zu meinen beyen secklen, ob noch alles gelt darinnen wehre, wie ich es dann am greiffen leichtlich konte merken. Da mangleten mir in einem schwartzen sammeten seckelin ettliche silbere pfenning unndt ein türkisch stuck goldts [...]. Aber in dem andern seckel, darinnen ich mein zehrung hatte, konte ich nichts gespüren, daß mir mangelte; allein hatte der dieb zwen kreütz dicke pfenning auß dem zehrung seckel genommen unndt in daß sammeten seckelin an statt deß gestolenen eingepaket. Deßgleichen hatt er auch meinem landtsmann Jeronymo Curioni zwo doplete spangische goldt kronen, (so viel, als auch mein verlurst wahre), auß seinem seckel gestolen unndt zwen stüber anstatt derselbigen in daß papirlin eingewicklet. Sonst konte er auch nichts mercken. Einem anderen hatt er auch ein gantzen francken entwehret. (544)

²⁵² Irsigler/Lasotta, 1989, S. 13.

Obwohl sie sich den Diebstahl nicht erklären konnten – immerhin hatten sie ihr Geld des Nachts unter ihrem Kopfkissen verwahrt – fiel ihr Verdacht sofort auf den Geigenspieler, ohne auch nur den geringsten Grund dafür anzugeben. Da sie diesem aber nichts nachweisen konnten und es sich bei dem Verlust nur um eine unbedeutende Summe handelte, ließen sie die Angelegenheit auf sich beruhen.

Dorab verwundereten wier uns allein zum höchsten, wie er unsere seckel haben kennen bekommen, weil wier sie alle drey in unseren hosen secken unnder unsere hauptküße verborgen hatten, darauf wier lagen. Unndt dem Jasque, welcher seine hosen hatt loßen auf dem tisch ligen, in welchen er ein guldin kettemlin unndt viel goldtkronen hatte, wahre nichts genommen worden. Wier beklagten uns undereinanderen unndt argwoneten gleich auf den gauckler, yedoch weil es nicht ein große summa wahre unndt wier nach Paris eyleten, auch der würdt uns saget, es möchte uns schwärlich fallen, solches zeprobieren, ließen wier es recht bey dem nähisten verbleiben unndt macheten uns widerumb auf die straß, (544f.)

Die Frage, ob der Musikant sich des Diebstahls schuldig gemacht hatte, muss selbstverständlich unbeantwortet bleiben. Die Episode macht aber deutlich, dass auch Platter und seine Begleiter den „asozialen“ Künstler als zumindest latent kriminell bewerteten. Dass andererseits nicht nur soziale Randgruppen in seinem Bericht für verbrecherische Taten verantwortlich gemacht wurden, zeigt nicht zuletzt die Schilderung der diebischen Studenten in Toulouse.²⁵³

Sonst berichtete Platter von keinen weiteren Zusammenstößen mit vermeintlichen oder echten Kriminellen in Frankreich. Nach eigener Darstellung hätte dies aber durchaus passieren können. Im Languedoc in der Gegend um Rodez würde es nur so von Räubern wimmeln, die sich aber davor scheuten, eine größere Reisegesellschaft zu überfallen.

Unndt wehre ich nicht mitt maulesel treiberen gereyset oder hette sonst eine gute gesellschaft angetroffen, so wehre ich, wie man mich berichtet, gewißlich ohnberaubt durch diß landt nicht kommen. Dann neben dem, daß viel räuber sich in disem gebürg aufhalten, kompt auch kein provos, der sie steübe oder gefencklich enziehe, in diß landt, daß sie woll wißen unndt deßwegen desto mehr unglück anstiften. (403)

Als besonders gefährlich stellte er jedoch Paris bei Nacht dar. Um ein Mindestmaß an Sicherheit zu gewährleisten, würde die Stadt bis zwei Uhr nachts weitläufig beleuchtet. Danach sei man aber in Paris seines Lebens nicht mehr sicher. Es drohe dann weit mehr Unheil als bei einer Reise durch einen wilden Wald.

So hangen viel lanternen durch alle gaßen an seileren, viel oder wenig, nach dem die gaßen lang sindt, unndt stellet man in yegliche lanternen alle abendt ein gantze

²⁵³ Vgl. Abschnitt 2.1.3.8.1.

kertzen, zündet dieselbige, wann es nacht wirdt, an unndt lasset sie brennen, so lang sie wehret; erlöschet ettwan umb 2 uhren nach mitternacht; als dann mag sich einer woll fürsehen. Aber weil die lanternen brennen, so kann man heiter durch die gantze statt gehen oder fahren. [...] Diese heitere ohnangesehen, so beschehen doch viel ungerümbte sachen, daß man einanderen zenacht auf den gaßen plünderet, verletzt und bißweilen gar ermordet, unndt man führe für ein geschrey, waß man welle, so begeret kein burger für sein hauß hinauß den betregnten zu schirmen, wo nicht ohngefehr die wacht, welche auf pferden, in ettliche parthey abgetheilet, hin unndt wider in der statt umbher reitet, darzu kompt, so muß einer här halten. Unndt ist viel sicherer, in einem wilden waldt zereißten, dann nachts spath zu Paris auf der gaßen sich finden laßen, sonderlich wann die kertzen in den lanternen außgebrennet sindt. (595)

Mit verurteilten Delinquenten pflege man nach Platters Darstellung in Paris jedenfalls nicht zimperlich umzugehen. Es gebe fast täglich die Gelegenheit, an irgendeinem der Plätze in der Stadt einer öffentlichen Hinrichtung, die *anderen zum exempel* dienen solle, beizuwohnen.

Wie dann auch sonst auf allen plätzen, ya auch viel gaßen man pfleget die übelthäter zehencken, zeköpfen, zeröderen unndt sonst an leib unndt leben zestraffen. Dann nicht baldt ein wochen, ya vielleicht wenig tag vergehendt, daß man nicht zu Paris in der statt ettliche übelthäter an irgendet einem ort am läben straffet, weil ihr gebieth so weit gehet, deß volcks gar viel in der statt ist unndt die gelegenheiten tag unndt nacht groß sindt, auch man gar sträfflich mitt den übelthäteren, anderen zum exempel, fort procedieret, wie ich dann ettliche hab sehen [...] hinrichten. (592)

Bisweilen befänden sich unter den Verurteilten auch Angehörige des Adels, die ohne Ansehen ihres Standes ebenso zum Tode befördert würden, wenn ihr Vergehen es nach der Rechtsprechung erfordere. Auf dem Place de Grève wurde Platter Zeuge, wie ein des Mordes schuldig gesprochener Adelige aufs Rad geflochten wurde.

Auf gemeltem platz hab ich sehen [...] ein edelmann von Poitiers auf einer hohen brücke mitt einem schweren, langen eysen die glider entzwey schlagen unndt räderen, welcher ettliche mordt gethan hatte unndt noch auf der brücke, kurtz vor seinem endt, viel heimblikeiten eröffnet unndt dem notario aufzezeichnen angeben hatte. Darunder auch eines wahre, daß er einem pfaffen habe die ohren abgeschnitten unndt ihme mitt gewalt zeeßen verschaffet. (584f.)

Auf demselben Platz, „auf welchem man viel bluttgericht haltet, unndt die, so man nitt bekommen kan, an tefelin abcontrafeytet an die galgen hencket undt also verurtheilet“ (584), würde man sogar symbolisch die Porträts derjenigen Delinquenten hängen, derer man nicht habe habhaft werden können.

Die öffentliche Hinrichtung sei im damaligen Frankreich nicht nur in Paris, sondern in vielen Städten wie z.B. auch Nîmes oder Montpellier gängige Praxis. In Nîmes war nach Platters Worten

auf einem platz in der statt ein große linden, doran sie die übelthäter zum strangen verurteilt, alle aufknipfen, dann sie sonst kein galgen haben; sahe noch seiler, die doran hungen. Zu Montpelier richtet man den galgen auch auff in der statt vor dem rahthauß, [...] wann man einem übelthäter sein proceß haltet, wie man auch in anderen mehrertheil stetten in Frankreich die übelthäter in der statt vom leben zum todt richtet. (110)

Der öffentliche Charakter²⁵⁴ der Bestrafung machte jedenfalls auch nicht vor Frauen halt. Platter wurde in Montpellier Zeuge, wie man eine Kindsmörderin mit Peitschenhieben durch die Straßen und aus der Stadt trieb und ihr dabei tödliche Verletzungen zufügte: „Den 12. hornung hatt man ein weib, daß ihr eigen kindt umbgebracht, mitt einer pergamentinen ruten, daran viel knöpf wahren, durch die statt für daß thor außgestrichen; wahre mechtig uf dem ruken verletzt undt starb bald hernoch.“ (99) Sollte der Bildungsreisende aus Basel auch nur das geringste Mitleid²⁵⁵ mit dieser unglücklichen Frau verspürt haben, dann vergaß er, es in seinem Bericht zu erwähnen.²⁵⁶

Eine andere Randgruppe der Gesellschaft, die der Prostituierten, Dirnen oder Huren, thematisierte Platter nur in wenigen marginalen Bemerkungen. In der Garnisonsstadt Brouage, in der er kaum normale Haushalte ausmachen konnte und wo er einen frappierenden Mangel an ehrbaren Frauen konstatierte, registrierte er eine Gruppe von *metzen*, die sich um die Bedürfnisse der ungleich weit höheren Anzahl von Soldaten kümmere.

In den übrigen heüseren wohnen schier mehrtheils nur soldaten, dann es kein sonderbahre handelsstatt ist [...] Es sindt auch keine sonderbahren haußhaltungen in diser statt, dann wenig frommer weiber da wohnen; sindt mehrtheils nur soldaten metzen; glaub nicht, daß über 50 weibsbilder in der gantzen statt seyen, ob schon yederzeit über die 1000 manspersonen da wohnen. (453)

In Paris war ihm aufgefallen, dass *courtisanen* zu den Kunden der Friperie zählen würden, da sie sich dort für relativ wenig Geld elegante Kleidung leihen und sich so zu einem stattlichen Auftritt verhelfen könnten: „dahäro ettliche courtisanen, wann sie prangen wellen, sich daselbsten zieren, unndt nachdem daß vest fürüber, liferen sie die kleider

²⁵⁴ Vgl. zu öffentlichen Exekutionen in der frühen Neuzeit Nowosadtko, 2005. „Die Legitimität physischer Gewaltanwendung manifestierte sich gerade in der demonstrativen Öffentlichkeit der Hinrichtungsrituale.“, ebd. S. 71.

²⁵⁵ Jutta Nowosadtko verwies darauf, dass gerade die Hinrichtung von Kindsmörderinnen mitunter ein heikles Unterfangen war, da die Legitimität der Exekution oft bezweifelt wurde und die Zuschauer Mitleid äußerten. Vgl. ebd., S. 85f.

²⁵⁶ Eine so harte Ahndung der Kindstötung war in jener Epoche nicht nur in Frankreich gängige Praxis, wie der Blick auf Nordeuropa zeigt: „Im Mittelalter wurde die Kindstötung, wenn sie durch Not und Armut motiviert war, noch oft mit Milde beurteilt. Dies änderte sich in der Reformationszeit, während der die übliche Strafe öffentliche Züchtigung und Stadtverweisung war.“ Hemmie, 2007, S. 51.

und tapisserien widerumb in die (Friperie) gassen.“ (589) Womöglich brauchten diese Damen die entsprechende Ausstattung, wenn sie von einem der Bankettveranstalter gebucht wurden, von denen Platter schrieb, dass sie es verstanden, ein Fest mit „frauwenzimmer [...] unndt anderen wollllüsten“ (593) zu organisieren. Es ist nicht auszuschließen, dass die *kuppler* und *kupplerin*, die Platter selbst in der Kathedrale Notre-Dame bemerkte, in ähnlich erotischem Kontext zu sehen sind: „Große üppikeit wirdt yederzeit in dieser kirchen geübet, dann die kuppler und kupplerin steht bey dem chor umb einander spatzieren unndt frembden leüten ihre dienst antragen.“ (560) Der Kontext scheint dies immerhin nahezuliegen, da direkt im Anschluss von *findel kindlin* unklarer Herkunft erzählt wird.

Schenkt man den Worten Platters Glauben, dann werde im Einklang mit der von ihm konstatierten Freizügigkeit der Franzosen auch um das Thema Prostitution kein allzu großes Aufheben gemacht: „unndt achten sie die hurey undt ehebruch nicht für ein höhere sündt, dann man bey uns die trunkenheit schetzet.“ (613) Er selbst sah das offenbar weit kritischer, wenn er in Brouage zwischen Metzen und frommen Weibern differenzierte und die Bewohner von Toulouse, wo „inn unndt außerhalb der statt viel böse heüser gesehen werden, in die sie ohne scheüchen wandlen“ für ihr sündhaftes Leben anklagte. „Dann auch viel überaus gottlose sachen unndt grobe sünden bey ihnen im schwanck gehendt.“ (421) Im Hinblick auf „käuflische Liebe“ entsprach Platters Sicht der Dinge somit dem Zeitgeist, denn in der Frühen Neuzeit vollzog sich im deutschsprachigen Raum eine zunehmende Marginalisierung und gesellschaftliche Ächtung der Prostitution, woran Reformation und Gegenreformation gleichermaßen Anteil hatten.²⁵⁷

2.2 Die Reise durch Spanien

2.2.1 Reiseziel und Reiseroute

Spanien war im Verlauf des 16. Jahrhunderts politisch und kulturell zum *global player* aufgestiegen und stellte um 1600 die bedeutendste europäische Weltmacht dar²⁵⁸. Den Ausgangspunkt dieser Entwicklung markierte das Jahr 1492 in dreierlei Weise.²⁵⁹

²⁵⁷ Vgl. Mohrland, 2013, S. 63; Hippel, 2013, S. 99. Vgl. auch umfassend zum Thema Prostitution Schuster, Peter, 1992; Schuster, Beate, 1995.

²⁵⁸ Für die Geschichte Spaniens im hier behandelten Zeitraum sowie allgemein grundlegend vgl. Bernecker, 2003, S. 7 – 46; Pietschmann, 2005; Bernecker, 2006.

²⁵⁹ Vgl. im Folgenden Bernecker, 2003, S. 7 – 46; Pietschmann, 2005, S. 13 – 152.

Zum einen bedeutete es den Abschluss der *reconquista* durch die Eroberung Granadas, des letzten Kalifats auf der Iberischen Halbinsel. Zum zweiten wurden noch im gleichen Jahr die Juden Spaniens vor die Wahl gestellt, entweder zum christlichen Glauben zu konvertieren oder das Land zu verlassen. Die seit 1478 bestehende Heilige Spanische Inquisition wurde in dieser Zeit berüchtigt für ihre Unerbittlichkeit. Nicht nur Juden, auch Muslime wurden wegen ihrer Religionszugehörigkeit verfolgt. Im Jahr 1502 wurde die Ausübung des Islams illegal und 1609 wurde versucht, auch die letzten Reste der islamischen Religion zu beseitigen, als nun schließlich die *moriscos*, die zum Christentum konvertierten Muslime, des Landes verwiesen wurden. Auch der Protestantismus, der in der Form der Lehren des Erasmus von Rotterdam nach Spanien gelangt war, wurde von der Inquisition bekämpft. Insbesondere der Lutheranismus wurde aber als Bedrohung für die religiöse Einheit gedeutet.²⁶⁰ Die katholische Religion war neben anderen innenpolitischen Maßnahmen sicher ein entscheidendes Moment im fortwährenden Prozess der Homogenisierung der Bevölkerung und der Bildung eines frühneuzeitlichen Staates auf der Iberischen Halbinsel. Durch die Heirat Isabellas von Kastilien und Ferdinands von Aragon (1474) waren die beiden bedeutendsten Königreiche faktisch vereint: „Seit der Herrschaft der Katholischen Könige, das heißt seit der staatlichen Einigung vor über 500 Jahren, galten in Spanien politische und religiöse Einheit nahezu ununterbrochen als Synonyma.“²⁶¹ In der Epoche Philipps II. fanden schließlich die Bezeichnungen Spanien, Hispania, Espanya oder spanische Nation in der Außenpolitik zunehmend Verwendung.²⁶² Auch wenn Nation zu dem Zeitpunkt noch „im alten, frühmodern korporativen Sinn verwandt wird, so ist die begriffliche Fusion von Aragon und Kastilien zu *Spanien* durchaus bemerkenswert und signalisiert das Bestreben, damit eine neue, übergeordnete politische Dimension sichtbar zu machen“.²⁶³

Zum dritten ist 1492 aber auch das Jahr, in dem Columbus den Weg nach Amerika fand, wodurch die Weltkarte für immer umgestaltet wurde. Aus der Epoche des „Maurenkampfes“ früherer Jahrhunderte, war man nun in die Epoche der *conquista* in Übersee übergetreten und Spanien errichtet im Verlauf des 16. Jahrhunderts unter Kaiser

²⁶⁰ Bernecker, 2003, S. 27: „Den Protestantismus hat die Inquisition dann auch schnell zum Erliegen gebracht. Die Schriften Luthers wurden beschlagnahmt, die wenigen lutheranischen Gruppen gewaltsam gesprengt, ihre führenden Vertreter verurteilt und in *autos de fé* öffentlich dem Scheiterhaufen übergeben. Nach wenigen Jahren war der Protestantismus in Spanien liquidiert; auch von Erasmus blieb nicht viel übrig. Damit war die geistige Orthodoxie wiederhergestellt, ein allumfassender Konformismus machte sich breit.“

²⁶¹ Bernecker, 2006, S. 397.

²⁶² Vgl. Pietschmann, 2005, S. 109.

²⁶³ Ebd.

Karl V. und König Philipp II. ein Weltreich, in dem die Sonne nie unterging. Als Thomas Platter d.J. Spanien bereiste, erlebte die spanische Monarchie durch die Vereinigung der spanischen und portugiesischen Kronen samt ihren Kolonialreichen unter der Regentschaft Philipps II. im Jahre 1580 außerdem eine ihrer größten geographischen Ausdehnungen.²⁶⁴

Zwar markiert die Geschichtswissenschaft schon gegen Ende der Regierungszeit Philipps II. (1556–1598) deutliche Anzeichen einer wirtschaftlichen und sozialen Krise, die schließlich im Laufe des 17. Jahrhunderts zum Verlust der politisch-kulturellen Vormachtstellung Spaniens in Europa führen sollte.²⁶⁵ Interessant ist jedoch, dass diese von Krisen erschütterte Epoche der spanischen Geschichte „zugleich ein Zeitalter größter geistiger und kultureller Blüte in Spanien waren.“²⁶⁶ Platter unternahm seine Reise nach Spanien also zur Zeit des sogenannten *siglo de oro*, während dessen das Spanische Reich nicht nur zur europäischen wie internationalen Vormacht avancierte, sondern auch in kultureller Hinsicht, in Malerei, Literatur und Musik zu bisher unbekannten Höhenflügen ansetzte. Für einen Bildungsreisenden jener Epoche war Spanien somit ein mehr als interessantes und vielversprechendes Reiseziel am Rande des europäischen Kontinents²⁶⁷.

Wenn Thomas Platter d.J. von dem Spanien seiner Zeit spricht, verwendet er Termini wie Königreich „Hispanien“ (375), „Hispanien“, „Spangien“ (377) oder auch „Spanien“ (330). Er meinte damit ein Königreich, dessen Grenzen in Europa nicht mit dem heutigen Grenzverlauf identisch waren. Bis zum Pyrenäenvertrag (1659) mit Frankreich²⁶⁸ umfasste das Königreich Spanien auch Gebiete im Languedoc-Roussillon mit der Stadt Perpignan im heutigen Südfrankreich. Für Platter gehört Perpignan auch kulturell eindeutig zu Spanien, wenn er kurz konstatiert: „In summa, die kleidung der weiber unndt alles thun hebte an, spangisch unndt anderst beschaffen zesein.“ (321)

Platters Reise nach Spanien war allerdings nicht viel mehr als eine kleinere Rundreise durch die Grafschaft Katalonien, wo er sich für einige Wochen vom 21. Januar bis zum 9. März 1599 aufhielt. Denn als im Januar 1599 der Friede von Vervins die französisch-

²⁶⁴ Vgl. Bernecker, 2003, S. 7-46; Pietschmann, 2005, S. 13-152.

²⁶⁵ Pietschmann, 2005, S. 151f.

²⁶⁶ Vgl. ebd., S. 152. Hierfür stehen Namen wie Cervantes, Lope de Vega und Calderon in der Literatur, aber auch Maler wie El Greco, Zurbarán oder Velázquez sowie weitere Größen aus den Bereichen Musik (Morales, Guerrero, Victoria), der Philosophie und auch der Theologie (wie zum Beispiel Domingo de Soto oder auch Juan Tomás de Mercado).

²⁶⁷ Vgl. Raposo Fernández/Gutiérrez Koester, 2011. Die Anthologie versammelt Berichte von Spanienreisenden vom ausgehenden Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert.

²⁶⁸ Vgl. Hinrichs, 2014, S. 173; Pietschmann, 2005, S. 169.

spanische Grenze geöffnet hatte²⁶⁹, ergriffen Thomas Platter d.J. und der St. Galler Student Sebastian Schobinger sofort die Gelegenheit und setzten bei Fort Salses zum ersten Mal Fuß auf den Boden des damaligen spanischen Königreichs. Die karge Landschaft, die sich ihren Blicken anbot, kommentierte Platter wenig euphorisch: „Alsbaldt sindt wier auf den spangischen boden treten, ist mehrtheils nur gestripp, darinn man die schaaf weidet, keine sonderbahre felder oder reben, unndt sindt auf den mittag imbiß nach Salses kommen.“ (320)

Weitere wichtige Stationen der Spanienreise waren u.a. Perpignan, Girona, Hostalrich, Moncada, Barcelona, Esparreguera, Palamós, Collioure und nicht zuletzt das Kloster Montserrat. Gegen Ende seiner Reise durch Katalonien hielt er sich noch einige Zeit in Barcelona auf und wartete vergeblich auf die spektakulär angekündigte Doppelhochzeit des Königs Philipp III. und seiner Schwester Isabella. Schließlich wandte er Barcelona den Rücken und schiffte sich am 27. Februar in Richtung Frankreich ein: „unndt fuhren wier also in dem nammen gottes deß allmechtigen mitt zimblichem gutem windt auß dem port Barselona hinweg“. (387) Jedoch sollten die günstigen Winde nicht anhalten, sodass sich die Heimreise für einige Tage bei Palamós an der *Costa Brava* und dem Fischerdorf Colliure verzögerte, aber am 9. März fand die Spanienreise schließlich ihr Ende: „Den 9. mertzens, wie wier nachmahlen sindt berichtet worden, ist unser schiff con Colibre oder Porvendre abgefahren.“ (392)

Dass Thomas Platter d.J. somit genau genommen nur einen Abstecher nach Katalonien machte, war für ihn meist unerheblich. Er war sich zwar einer gewissen Eigenständigkeit Kataloniens bewusst, wenn er etwa von „grafschaft, fürstenthumb oder königreich Catalonia“ (384) schrieb und grobe Angaben zur geographischen Ausdehnung Kataloniens machte: „Dieses fürstenthumb fanget bei Salses an unndt zeücht sich biß zu dem fluß Iberus undt von dem meer Leone biß zu dem wasser Cinga.“ (386) Daneben findet sich in seinen Reiseaufzeichnungen auch eine Aufzählung der wichtigsten Städte der Grafschaft.

In dem fürstentumb aber oder königreich Catalonien werden 56²⁷⁰ fürnemme stett oder flecken gezellet, nemblich Argueda, Arbucid, Aldicon, Barcelona, Blanes, Cabellea, Calaf, Campedro, Cardona, Castildesi, Cerda, Cerial, Cerbera, Colibre, Corial, Empunias, Elna, Esiges, Figueras, Granel, Granulles, Girona, Lerida, Lisbal, Martorel, Marzilla, Miralcampo, Molin de Rey, Moncada, Morella, Moxente, Palas, Palamos, Palafugel, Prates, Perpinnan, Poblin, Puig, Redona, Roses, Salsas, Sansillen, San Pedro de Or, Tarraga, Tarragona, Talara, Tuye,

²⁶⁹ Vgl. Keiser, 1968a, S. XIII; Hinrichs, 2014, S. 165.

²⁷⁰ Platter spricht hier zwar von 56, zählt aber nur 55 auf.

Valaguer, Valtierra, Vesalu, Veria, Villa Franca, Vique, Urgel, Ygualada. (386)

Dem schließt sich wiederum eine recht allgemein gehaltene Beschreibung an: „Es ist nicht allenthalben fruchtbahr, hatt mehr beüm dann korn, auch mehr wilde dann zame gewegs. Daß volck behülft sich mitt dem meer, auf dem sie mitt schiffarten großen nutz schaffen, wie dann viel gute port in disem fürstenthumb sindt.“ (386)²⁷¹ Jedoch differenzierte Platter nur an sehr wenigen Stellen zwischen Kastilien und Katalonien. Meist stehen der von ihm bereiste Teil Kataloniens und seine Bevölkerung stellvertretend für das gesamte spanische Königreich. Im nächsten Kapitel sollen nun die Textstellen vorgestellt werden, in denen Platter undifferenzierte, allgemeine Aussagen zur Kultur und Mentalität der Spanier macht.

2.2.2 Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung

2.2.2.1 *KRIEGER UND PRAHLER*

Platters Aussagen zur Mentalität der Bevölkerung sind recht heterogen und liefern ein zum Teil widersprüchliches Bild. Ein Aspekt, den Platter in seinen Schilderungen hervorhob, ist das ausgeprägte Selbstbewusstsein der Spanier. Dies zeigt sich etwa bei dem Besuch des Städtchens Hostalrich, wo er ein Sprichwort in katalanischer Sprache notierte, das für die Bewohner eine besondere Klugheit und Verständigkeit reklamiert.

Ist ein statt unndt schloß auf einem berg. Zu obrist auf dem schloß ist ein eysener kopf, von dem ein catalanisch sprichwort: Vos cal ana à Starlich para adoubar la cerveilliere. Daß ist: Wann einer verwirret, sagt man, er mieße nach Starlich gehen, ihme lassen daß hirne richten. (334)

Insgesamt seien die Spanier alles andere als devot, selbst die unteren Stände zeichneten sich durch ein bedeutendes Maß an Selbstsicherheit und Wissen um die Bedeutung der eigenen Würde aus, denn sie „sindt nitt underdienstbahr, darumb auch ein spangischer baur einem fürsten nitt gleich aufwütscht“²⁷², wo es ihm nitt woll im mut ist.“ (380)

Ein solches Selbstbewusstsein werde auch im Selbstverständnis der Spanier als Untertanen ihres Königs deutlich: „sie sagen: (todos somos reyes) wier sindt alle könig, so wier ihme sein tribut erlegen.“ Etwas verwundert darüber fügte Platter in einem

²⁷¹ Bei diesen Angaben zur Geografie, zur geringen Fruchtbarkeit des Landes und zu seinen Bewohnern stand höchstwahrscheinlich der Reisebericht Giovanni Boteros Pate, dessen Ausführungen ziemlich genau mit denen von Platters Reisebericht übereinstimmen. Vgl. Kürbis, 2004, S. 175.

²⁷² „aufwütschen: von dial. witsch, wutsch: schnell, flugs; also rasch aufwarten“, Keiser, 1968a, S. 380, Anm. 1.

Nachtrag ein: „Undt ist doch Philippus der ander²⁷³ zu unseren zeiten für den größten potentaten in der welt gehalten worden.“ (378)

Dieses ausgeprägte Selbstwertgefühl habe sich zudem mit einem sehr kriegerischen Wesen gepaart, das wenig geneigt sei, sich als Bauer zu verdingen, so dass „mehrtheils [...] akersleüt Frantzosen sindt“ und auch „gleichfahls mehrtheils schwere handthierungen als zimmer-, mauer- etc. arbeit [...] von den Frantzosen verrichtet werden“. Die Spanier hingegen würden sich lieber dem Soldatenhandwerk widmen: „Zu dem pflegen die Spangier viel lieber ein spieß dann ein geißlen zetragen unndt begeren viel mehr mitt verderbung unndt verhergung²⁷⁴ deß landts güter unndt äcker zeerlangen dann durch den ackerbauw.“ (379)

Für das Soldatenhandwerk seien sie außerdem wie kein zweites Volk körperlich geeignet, da sie kriegsbedingte Entbehrungen wie „durst unndt hunger, hitz u.s.w. besser dann kein nation in der christenheit austehen kennen; dahäro sie auch viel in kriegem außrichten“. ²⁷⁵ Allerdings seien sie besser zur Infanterie als zur Kavallerie tauglich, und das, obwohl sie ausgezeichnete Pferde hätten: „Sie sindt viel bessere soldaten zefuß dann aber ze pferdt, ob sie schon also schöne unndt geschwinde pferdt haben, daß man vermeint, sie werden vom windt empfangen.“ (380) Im Krieg zeichneten sie sich im Unterschied zu den unvorsichtigen Franzosen durch Klugheit und Besonnenheit aus, denn sie „bedencken [...] ihren fähler [...] vor der thatt“. (613) Außerdem seien sie zu allem bereit und schwer auszurechnen, wobei ihnen ihre geringe Körpergröße zu statten komme: „Im scharmützlen sindt sie listig, in schlachten wollbesint, in stürmen fertig; dann sie sindt gerings leibs, baldt zur flucht, baldt wider zum angrif bereit.“ (380)

Platter erwähnte außerdem die Qualitäten der Spanier als Seefahrernation, auch wenn er in der folgenden Passage die Errungenschaften der Portugiesen den Spaniern zuschrieb: „Auf dem meer sindt sie woll erfahren, haben gantz Africam umschifet, biß widerumb in orient, daßelbst daß reich Calequut²⁷⁶ unndt viel inßlen erobert.“ (380f.)

Den Spaniern seien laut Platter jedoch nicht nur ein bemerkenswertes Selbstbewusstsein, eine widerstandsfähige Physis und ein kriegerisches Wesen eigen,

²⁷³ Philipp II.

²⁷⁴ „vernichtung, verheerung“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 25, Sp. 563, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=V01835>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

²⁷⁵ Der Verweis auf die besondere Ausdauer der frühen Spanier ist schon im ersten Jahrhundert v.Chr. bei Diodor von Sizilien belegt. Vgl. Weiler, 1999, S. 103.

²⁷⁶ „Kalikut, an der Westküste Indiens. Platter wirft hier Spanier und Portugiesen zusammen. Es waren die Portugiesen unter Vasco da Gama, die 1498 den Weg um Afrika nach der Westküste Indiens, nach Kalikut, gefunden hatten.“ Keiser, 1968a, S. 381, Anm. 1. Möglicherweise differenzierte Platter hier nicht, da Portugal seit 1580 zur spanischen Krone gehörte.

sondern auch großer Stolz sowie das Streben nach Ruhm, Ehre und Gewinn, was für Platter die Erklärung für den Wagemut der *conquistadores* bei ihren Unternehmungen in Übersee lieferte: „Hingegen sindt die Spangier so stolz unndt ehr-, auch gelt geitig, daß sie nicht gern umb ein kleinen soldt dienen; sie wagen viel lieber ihr leib unndt leben, ziehen über daß ungestüme meer in die Indien, geldt unndt gut, auch einen grossen nammen zeerlangen.“ (379)

Spricht aus diesen Worten noch zumindest verhaltene Bewunderung für ihren Mut, so werden die kriegerischen Spanier an anderer Stelle als faul und arbeitsscheu²⁷⁷ gebrandmarkt, da „viele der müßiggengeren unndt soldaten, so nichts arbeiten mögen unndt doch stattlich sein wellen“. (381) Übersteigter Stolz, Geltungssucht²⁷⁸ und Arbeitsunlust seien somit der eigentliche Grund für das kriegerische Wesen der Spanier, was sich auch im Bestreben einfacher Leute, mehr zu scheinen, als ihrem Stand entspreche, widerspiegle.

Wie viel in Italien unndt Nederlandt den kriegem nachziehen, gibt die tägliche erfahrung, da dann oftermahls geringes standts leüt zu überauß grossem bevelch kommen, unndt nach dem sie viel reichthumb erobert, wenden sie es mehrtheils an pracht der kleidung unndt haußhaltung, als wann sie graven oder herren, ja auch geborne fürsten wehren, da sie doch woll ettwan nur eines schlechten handtwerckmans sohn sindt, welchen stoltz sie dann von ihren elteren saugen (379f.)

Platter sah das vermeintlich kriegerische Wesen der Spanier, ihre Prunksucht und den Hang zur Prahlerei durchaus kritisch. Seiner eigenen Beobachtung nach – wie er unterstreichend hinzufügte – seien die Spanier „daß höchstragende unndt stöltzist volck, so ich mein tag gesehen“. Ihr Hochmut sei auch der Grund für die Konflikte mit anderen Nationen, denn „niemandt ist ihnen gutt genug; derowegen weil sie über alle sein wellen, sich auch niemandts mitt ihnen vertragen kan.“ (380)

²⁷⁷ Im *Antiquarius* (1709) von Paul Ludolf Berckenmeyer werden die Spanier als „faul“ gekennzeichnet. Vgl. Weiler, 1999, S. 103; Hinterhäuser, 1999, S. 161. Der Verweis auf die französischen „Gastarbeiter“ findet sich noch in Johann Heinrich Zedlers *Grosses Vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste* (1731 – 1754). Vgl. Hinterhäuser, 1999, S. 161.

²⁷⁸ Stolz und Hochmut bzw. Hoffart und Ruhmsucht sind in der ethnografischen Literatur die Eigenschaften, die den Spaniern mit bis in die Antike zurückreichender Tradition am häufigsten zugeschrieben wurden. Vgl. Stanzel, 1999, S. 20; Weiler, 1999, S. 103; Zacharasiewicz, 1999a, S. 134, 144. Dabei wurde zu bedenken gegeben, dass Streben nach Ruhm und Ehre nicht nur als negatives Merkmal gedeutet werden kann. Vgl. Hinterhäuser, 1999, S. 158. Bei Hochmut sei auch der Hinweis auf die mittelalterliche höfische Tugend *höher muot* erlaubt, wenn gleich das Wort im Neuhochdeutschen sicherlich eine Bedeutungsveränderung erfahren hat. Im Kontext des Reiseberichts von Thomas Platter d.J. dominiert jedoch gewiss die negative Konnotation.

Auch die eben noch positiv hervorgehobene Besonnenheit der Spanier im Kampf bekommt einen negativen Anstrich, denn ferner beschrieb Platter die Spanier als zwar melancholisch²⁷⁹, überlegt im Handeln und verschwiegen, dabei aber wenig vertrauenswürdig und immer auf ihren eigenen Vorteil bedacht.

Sie sindt von natur alle zimlich melancholisch unndt deßwegen auch langsam in ihren fürnemmen, understehendt nicht baldt ettwas, sie wissen dann ihren vorthail, daß sie es kennen erobern, unndt sindt verschwigen, vetruckend viel ding, als wußten sie nichts darumb. (380)

Der Mangel an offener Ehrlichkeit, den Platter hier konstatierte, steigere sich mitunter bis zu erbarmungsloser Hinterhältigkeit, worin sie sogar die Franzosen übertreffen würden: „Die Spanier unndt Italiener sindt viel raachgiriger unndt stellen einem mehrtheils heimlich nach dem leben mitt gift, gewalt oder wie sie kennen, unndt begeren einem nicht allein den leib, sondern auch die seel ze verderben.“ (612) Hier warf Platter Spanier und Italiener „in einen Topf“, was vielleicht dem abwertenden Topos von den Welschen geschuldet ist.²⁸⁰ Er hatte auch kein Problem damit, als Beispiel für die den Spaniern unterstellte Heimtücke eine Anekdote über einen Italiener anzuführen:

wie man dann weißt, daß ein Italiener seinen feindt gezwungen, den gott zeverleügnen unndt dem teüfel sich zeergeben, so welle er als dann ihme daß leben schenken, welches nach dem er verrichtet, hab er ihn getödet, sprechend, nun hab er sich woll gerochen, daß er ihme nicht allein den leib, sondern auch die seel verderbet habe. (612)

Selbst wenn sie einen Eid schwören würden, müsse man sich vorsehen und dürfe man nicht zu vertrauensselig sein.

unndt nach heidnischer art schweren sie bey dem läben deß königs oder bey seinem stul, auch bey dem kreütz (par la santa cruz), welches sie auf den boden machen oder den daumen über den zeiger legen unndt dann dasselbig kreütz küssen unndt darbey schweren. Mitt welchem so sie einem treüwen, hatt er sich woll forzusehen, dann sie einen nur hinderwerts undt nach ihrem vorthail angreifen. (382)

Allerdings nahm Thomas Platter d.J. bei der Zeichnung der Spanier als heimtückisch eine wichtige Differenzierung vor. Wenig vertrauenswürdig seien sie gegenüber Fremden oder

²⁷⁹ Schon in der Antike wurden den Völkern bestimmte Temperaments- und Humoraltypen zugeschrieben. Im Gestus des Melancholikers erscheint der Spanier auf der Völkertafel. Der Franzose wird als Sanguiniker, der Italiener als Choleriker und der Deutsche als Phlegmatiker beschrieben. Vgl. Stanzel, 1999b, S. 20f. Auch Don Quijote wurde als Melancholiker klassifiziert. Vgl. Hinterhäuser, 1999, S. 161. In anderen Schriften der ethnografischen Literatur wird der Spanier als tiefsinnig und klug charakterisiert. Vgl. Weiler, 1999, S. 103.

²⁸⁰ Bereits im Mittelalter war die Hinterlist der Welschen ein festes Charakteristikum bei deutschsprachigen Autoren. Vgl. Brückner, 1999, S. 190.

möglichen Feinden. Dies sei jedoch ganz und gar nicht der Fall, wenn sie mit einer Person Freundschaft und diese ins Herz schließen würden. Dann seien die Spanier durchaus zuverlässig und man dürfe ihren Worten fest vertrauen, denn „wann sie einen lieb gewinnen unndt einem was versprechen, solle sich einer gewiss darauf verlassen.“ (380)

2.2.2.2 *LEBENSLUST VERSUS GEIZIGE ACHTSAMKEIT*

Auch hinsichtlich ihres Umgangs mit Lustbarkeiten, werden die Spanier ambivalent gezeichnet. Sie seien einerseits temperamentvoll und den Vergnügungen alles andere als abgeneigt. So würden in Barcelona und anderen Städten die Bordelle geduldet, „weil die Spangier so hizig unndt dem laster gar gefehr“ (346) seien. Außerdem hätten zumindest die Bewohner Barcelonas großen Spaß an der Aufführung von Komödien: „Man hatt auch viel kurtzweil zu Barselona in den comoedien, zu welchen sonderbahre plätz (theatra) erbauwen sindt, in welchen menniglich sehen kann, was unndt wie man (agieret) spilet.“ (347)

Ebenso entging Platter nicht die Vielzahl von Lokalen, in denen man sich gut amüsieren konnte: „Es sindt auch sonst viel seltzame wirtsheüser, gastheüser, basteten heüser, weinheüser undt dergleichen örter, darinnen man auf allerley weiß die zeit vertreibet.“ (346) Besonders bezüglich der spanischen Weinschenken, in denen alles nach Recht und Ordnung zugehe, sind seine Worte voll des Lobes. Man könne dort aus einem reichhaltigen Angebot wählen, so viel oder so wenig bestellen, wie man wolle, und würde stets eine angemessene Rechnung bekommen.

In den weinheüseren ist es auch alles zum besten angeordnet; da mag einer selbs in keller hinein gehen, sindt selten dieff; da gibt man einem für wein, was einer für begeret unndt wie wenig einer will, auch nur ein einiges gleßlin voll, umb den angeschlagen tax, welcher an die feßer, von der obrikeit geschriben, auf pergament angehefftet undt versiglet wirdt, auch hatt man kleine stücklin (biscuit) brot oder ring, die gibt man eim darzu; kan einer für ein pfenning essen unndt trinken; so ihme der erste wein nitt schmackt, laßet er ihme auß einem anderen faß geben; da kan einer allerley wein versuchen, kurswein, malvasier, canarien wein, frantzösische, hispanische unnd andere gutte wein; dann solche weinschencken gar reiche leüt sindt unndt ein grossen vorrhat weins haben. (347)

Diese Weinschenken würden von den Einheimischen auch gerne aufgesucht. So sei es etwa der Brauch, sich nach dem Essen zu Hause in eines der Weinhäuser zu begeben, um dort einen guten Schluck zu genießen. Dabei seien die Spanier jedoch trotz der oben

behaupeten Hitzigkeit des Temperaments maßvoll und würden sich nicht betrinken, sondern vielmehr achtsam mit dem Wein umgehen.

deßwegen auch viel stattliche herren auf maulthieren an solche örter reiten unndt ihnen heißen wein zetrinken geben; eßet mancher zehaus unndt reitet demnach dem trunck zu, wie es dann kein schandt ist, sich an solchen örteren zu finden; aber sie trinken allein für den durst, füllen sich nitt. (347)

Um nicht über die Strenge zu schlagen und einen guten Eindruck zu machen, mische man den Wein mit reichlich Wasser, da es als große Schande gelte, in aller Öffentlichkeit betrunken zu sein.

Sie mischend ihren wein vast halb mitt wasser, wann sie trinken wellendt ob dem essen. Man sicht keine trunkene leüt under ihnen; sie hielten es für die grössiste schmach, die ihnen widerfahren kente, vermeinten, es wurde dem gantzen geschlecht schaden, so einer weinig wehre. (380)

Insgesamt beurteilte Platter die Spanier im Vergleich mit den Franzosen als weniger leichtlebig und genießerisch. Sie seien ernsthafter, etwas ungeselliger sowie in ihrem Konsum von Getränken und Speisen genügsamer²⁸¹, auch wenn sie nachher so täten, nur die besten Leckereien gegessen zu haben. Er thematisierte hier, wie auch schon im vorigen Kapitel erwähnt, einen gewissen Hang der Spanier zur Prahlerei, der ihm zu missfallen schien.

Sie sindt zum zächen unndt wolleben nitt so gesellig als die Frantzosen, sonder ernsthaft unndt gravitetisch, behelfen sich mitt gar wenig speysen, eßen oft nur cardes²⁸² oder salat, unndt dörfen woll ein rebhüner fießlin auf den hut stecken unndt vor den leüten in den zeenen griblen, als wann sie nur veldthiener gessen hetten undt daß prät noch ihnen zwischen den zeenen steckte. (380)

Mit der Genügsamkeit habe es auch so seine besondere Bewandtnis und sei mangelnder Finanzkraft oder einfach dem Geiz geschuldet. Denn sobald sie nicht selbst zu bezahlen hätten, würden die Spanier alle Zurückhaltung aufgeben und kräftig zugreifen. So lautet Platters abschließendes Urteil: „In summa, sie sindt überaus niechter in essen und trinken, wann es über ihren seckel gehet; aber kennen sie umb sonst schmorotzen, so lassen sie sich auch dapfer gebrauchen.“ (380)

Es lässt doch aufhorchen, dass Platter die Speisen der Spanier kaum thematisierte. Eine der wenigen Ausnahmen liefert die Passage über die Zubereitung von Geflügel: „Man bratet uns ein cappaunen, doch ohngespiket (dann sie kein gfügel in Spangien spicken),

²⁸¹ Noch in den Völkertafeln findet sich der Hinweis auf „gesparsam und nüchtern“ in Sachen Essen und Trinken. Vgl. Hinterhäuser, 1999, S. 160.

²⁸² „Artischockenart“, Keiser, 1968a, S. 380, Anm. 1.

sonder nur zuletzt mit einem glühenden speck betrefft.“ (321) So sehr er das reichhaltige Angebot von gutem Wein hervorhob, so wenig war er von den meist eher kargen Speisen beeindruckt. Von einer besonders bemerkenswerten spanischen Esskultur ist in seinem Reisetagebuch jedenfalls nicht die Rede.

2.2.2.3 *UNGASTLICHKEIT UND GESCHÄFTSSINN*

Gegenüber ihresgleichen, also gegenüber Landsleuten, seien die Spanier nach Platters Darstellung überaus sozial eingestellt. Ganz besonders im fremden Ausland, wo sie sich „sehr undereinander lieben unndt ihr leben zesamen setzen“²⁸³, würden sie die Nähe zu anderen Spaniern suchen und fest zusammenhalten. Dies gelte allerdings nicht für Angehörige anderer Nationalitäten und Besucher aus dem Ausland: „Frömbde unndt außlendische leüt empfahen sie nitt freündtlich wie die Frantzosen, haben ihren kein acht.“ (380)²⁸⁴

Will man zwar nicht von xenophoben Zügen sprechen, so konstatierte Platter diesbezüglich aber an zahlreichen Stellen eine außerordentliche Ungastlichkeit der Spanier, die sich jedoch gleichzeitig durch einen ausgesprochenen Geschäftssinn auszeichneten. Immer wieder gab er seiner Überraschung und Unmut darüber für seine Verhältnisse wortreich Ausdruck. Schon beim Grenzübertritt bei Fort Salses machte er angesichts scharfer Kontrollen unliebsame Bekanntschaft mit diesem Charakterzug der Spanier. Als Schweizer und Angehöriger der reformierten Kirche hielten er und sein Begleiter es für geboten, vorsichtshalber unter Vorgabe einer falschen Identität einzureisen. Sie gaben sich als Kaufleute aus dem Languedoc aus, was ihnen die Einreise erleichterte.

An disem ort ist die erste spangische wacht, da man ein yeden examinieret, waß standts unndt fürhabens er seye. Wier gaben uns für Languedoker auß, sagten, wolten hinein unndt sehen, ob wier korn unndt wein kenten in Spangien verkaufen, seyen gesinnet, nachmahlen dasselbig abzuholen unndt auf dem meer hinein

²⁸³ Platter machte hier keine Angaben, die darauf schließen lassen, dass diese Beurteilung einem persönlichen Erlebnis entsprungen ist. Es ist anzunehmen, dass er hier aus seinen Quellen schöpfte.

²⁸⁴ Hier liegt ein deutlicher Unterschied zur etwa von Diodor von Sizilien vorgenommenen Charakterisierung als „gegenüber Fremdlingen aber anständig und menschenfreundlich“ vor. Vgl. Weiler, 1999, S. 103. Selbst wenn man annehmen sollte, dass Platter gute Kenntnisse der ethnografischen Literatur hatte, ist diese Stelle ein Beleg dafür, dass er sich nicht immer von ihr leiten ließ, sondern seine eigenen Beobachtungen und Erlebnisse für die Darstellung der Spanier im Reisetagebuch dominant verantwortlich waren.

zeferken²⁸⁵, deßwegen man uns auch desto ehe ließe passieren, dieweil wier dem landt was zegutem schaffen wolten. (321)

Aus diesen Worten Platters spricht ein gewisser Pragmatismus der Spanier, denn wer dem Land Nutzen brachte, in diesem Fall den Handel ankurbelte, sei willkommen gewesen.

Dennoch sah er sich auf der Reise von Ort zu Ort immer wieder mit einer für ihn fast unverständlichen Ungastlichkeit konfrontiert. Insbesondere die mangelnde oder gänzlich fehlende Bewirtung in den Herbergen und Gasthäusern lieferte häufig Anlass zur Klage. Nachdem sie Perpignan verlassen hatten, kehrten sie bei Le Boulou am Tech ein, wo sie zwar Platz nehmen konnten, sich hinsichtlich ihrer Verköstigung aber anderweitig umschaauen mussten: „Als wier in daß wirdtshaus kamen, gab uns der wirt nichts dann einen tisch mitt dem tischlachen überdeckt; wolten wier ettwas zeeßen oder zetrinken darauf sehen, so muß ein yeglicher für sich darumb lügen.“ (327)

Noch ein Stück weiter des Weges, bei der kleinen Ortschaft Bages, notierte er die sogar zum Sprichwort gewordene Feindseligkeit der Bewohner: „Underwegen, als wier von Perpinian kamen, lußen wier auf der linken handt den fleken Bages, von welchem ein sprichwort also lautetet: [...] Man soll nitt in denselbigen flecken gehen, wann man keine freündt da habe.“ (327) Ebenso zum Sprichwort avanciert sei der allseits bekannte schlechte Service bei jedoch sehr hohen Preisen im L’Hostal de Rupit kurz nach Mallorguines: „Vom wirdtshauß Rupit sagt man breit unndt weit, zahl man viel undt diene nüt.“ (334) Bei Sant Celony verzeichnete Platter erneut sein Erstaunen darüber, dass der Reisende im örtlichen Gasthaus weder Speisen noch Getränke käuflich erwerben konnte und sich stattdessen bei Straßenhändlern behelfen musste: „Daß wahre mir am wunderlichsten, daß wier nichts, weder zueßen noch zutrinken, im wirdtshaus umb unser pffenning bekommen konten, mußten alles anderstwo einkaufen unndt daselbsten zurichten; unser ettliche hatten underwegen auf der straß eingekauft.“ (335)

Platters Darstellung des spanischen Gastronomiegewerbes ist jedoch einigermaßen ambivalent. Wie schon beschrieben lobte Thomas Platter d.J. die spanischen Weinschenken für ihr reichhaltiges Angebot. Offensichtlich differenzierte er aber zwischen Weinschenken und anderen Gasthäusern, denn selbst in einem Wirtshaus bzw. Herberge in Barcelona fühlte er sich als Gast wenig umworben. Er konstatierte das völlige

²⁸⁵ „fortschaffen, expedieren, verschicken, senden von Sachen, Waaren [sic!], zu Wagen oder Schiffe“, *Schweizer Idiotikon*, Bd. 1, Sp. 1003, <<https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id1.htm#!page/11003/mode/1up>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Fehlen jeglicher Verpflegung und beklagte die teuren Betten, selbst wenn diese nur primitive Lagerstätten aus Stroh gewesen seien.

In den wirtsheüseren [...] gibt man einem nichts in Hispanien, dann den bedeckten tisch unndt daß gespreitet bett; will einer woll leben in essen und trinken, so muß er es selbs einkaufen; als dann rüstet man es einem im wirtshauß nach seinem gefallen zu unndt rechnet nitt gar viel dafür; allein daß bett muß man theür bezahlen oder auch sonsten andere schlaförter, auch daß strauwbett, dann darauf haben sie ihren gewinn; daß übrig alles hat seinen tax, dürfen keinen übernehmen, fielen in grosse straf; deswegen umb essige speiß man nitt pflegt ze felsen; bezahlet, waß man forderet. (346f.)

Bei Esparreguera deutete er sogar die für die Region übliche Sitte, fast alle Häuser entlang der Hauptstraße zu bauen, als Versuch, eben auch möglichst viele Gasthäuser dort zu platzieren, um mehr Einnahmen zu erzielen. Wieder erwähnte er, wie beschwerlich es dem fremden Reisenden doch gemacht worden sei, sich mit der nötigen Verpflegung zu versehen.

Ist ein statt, die auch gar lang unndt eng ist, wie dann alle dörfer unndt stettlin zwischen Barselona unndt Monserrat; bauen nicht in die seiten, nur für sich, damitt sie alle an der landtstraß wohnen [...]. Glaub, es beschehe darumb, damit man desto mehr wirtsheüser kenne bauen, die dann gar woll bestellet sindt mitt betteren unndt linwott, aber daß übrig muß man alles anderstwo abholen, unndt ist dem frembden mechtig beschwehrlich, sonderlich wann man den wein an einem eck unndt daß brot am anderen der statt abforderern muß. (355)

Ein weiteres Beispiel für den ausgeprägten Geschäftssinn der Spanier seien die hohen Zölle, die auf jegliche Waren erhoben würden. Selbst der Großherzog der Toskana, der im Hafen von Barcelona angelegt hatte, um dem König Philipp III. anlässlich dessen bevorstehender Hochzeit ein Geschenk zu überreichen, sei davon nicht ausgenommen worden. Da man in Barcelona bezüglich des Zolls nicht mit sich habe reden lassen, habe der Großherzog schließlich nach ein paar Tagen dankend abgelehnt und beschlossen, seine Schiffsladung lieber in einem anderen Hafen zu löschen.

Alweil ich zu Barselona verbliben, sindt neben anderen frembden galeren auch deß großhertzogs von Florentz mitt einem present, daß er dem neüwen könig verehren hatt sollen, ankommen; [...] unndt weil man auch zoll darvon wolte haben, daß sich auf ein grosse summam erstrekete, so er da auslandet, ist er noch einem par tagen von dannen in ein ander port gefahren. (341f.)

Auch Platter erlebte diese Geschäftspraxis und berichtete von dem *kaufhauß* in Barcelona,

darinnen man mechtig grossen zoll aufhept, man bringe was dahin oder führe ettwas hinweg, zu landt oder zu wasser; es ist nichts so gering, man muß es daselbsten

verzollen, unndt so man daß geringest erfahret, daß nitt verzollet seye worden, so confisciert man alles, unndt verfallen die zwen dritttheil der obrikeit, der dritte dritttheil denen, so achtung auf solche sachen geben. In gelt darf keiner über zehen kronen ohn verzinset herauß führen; es ist den frembden gar ein beschwehrlich thun, sonderlich wann einer ihre gebräuch nicht weißt, die von einem königreich oder provintz in die andere verändert werden. (340)

Ehe Platter und Schobinger Barcelona per Schiff verließen, hatten sie ihre „sachen im kaufhaus alle angeben undt theür verzollet“ (387) und dies schriftlich bestätigt bekommen. Dennoch erlebten sie auf der weiteren Heimreise, wie sehr man in Spanien daran gewöhnt war, fremde Reisende zu schikanieren und mit ihnen gutes Geld zu machen, sei es durch sehr hohe Zölle oder durch die Notwendigkeit, Bestechungsgelder zu bezahlen. An der Grenze zu Frankreich wurden sie mehrfach nach zu verzollenden Waren durchsucht.

Wier aber sindt den 9. mertzen am morgen zu Perpinian wegen unserer abfertigung aufgehalten worden, dann wier haben alles unser gelt, kleinoter unndt, was wier neüwes bey uns trugen, so noch nie gebraucht wahre worden, an drey underscheidenen orten mießen anzeigen. [...] es dorfte auch keiner über 10 kronen mitt sich weg tragen, welches uns beyden man nitt hette dürfen verbieten. (392)

Selbst Nadeln, die er „doch nur zeverehren zu Barcelona erkaufte hatte“ (393), musste er verzollen, worüber er sich etwas echauffierte. Kaum aus der Zollstation entlassen versperrte den Reisenden ein Soldat den Weg und fragte dreist,

ob wier alle unsere sachen eröffnet und verzollet hetten; wier zeigten ihm daß zedelin unndt sagten, ya, es wehr beschehen; da lase er das zedelin unndt sagt, wier möchten vielleicht ettwas verhälet haben, unndt ob er schon woll macht hette, unß außzuziehen unndt die kleider durchzesuchen, so achte er woll, wier wurden solches für eine große schmach halten, weil wir (cavalleros honrados) ehrliche ritter oder edelleüt seyen; sollen deßwegen den soldaten ein verehrung thun, so wellet er uns unbesuchet lassen, daß wier auch thaten unndt demnach fort zogen (393)

Wenig subtil habe der Soldat auf seine Macht hingewiesen, mit der erneuten Durchsuchung gedroht und ganz offen ein Geldgeschenk gefordert. Schon im nächsten Städtchen, in Rives Altes, habe sich der Vorfall wiederholt. Noch einmal hätten die Reisenden Zoll zahlen müssen und wieder seien Bestechungsgelder fällig gewesen: „Wie wir vor die porten hinus auf die bruck kamen, begegnet uns eben wie zu Perpinian mitt unserem zedelin, mußten den soldaten widerumb eine verehrung unndt den zoll nichts desto weniger bezahlen.“ (393)

Nach diesen Schikanen erlebten sie ein letztes Mal die spanische Gastfreundschaft, als sie „in den bauren hüttenen von Palmes“ übernachteten, „wo sie zu abendt spaht ankommen“ (394) waren:

daselbst haben wier zenacht geßen unndt uns mießen auf dem strauw behelfen, welches man uns für frisches dargestreüwet hatt, daß aber voller lebendiger thierlinen kroche, deßen wir morgendts wol gewahr wardendt unndt woll mitt ihnen zethun bekamendt. (394)

Der Basler mokierte, hinsichtlich des vermeintlich frischen Strohs belogen worden zu sein. Ob es den Bauern daran schlicht mangelte, ob sie etwa nur aus Nachlässigkeit oder doch Böswilligkeit die Reisenden auf altem, von allerlei Insekten befallenem Stroh schlafen hießen, ist dem Reisebericht nicht zu entnehmen. Für Thomas Platter d.J. war das Erlebnis nur ein weiterer Beleg für die ausgeprägte Ungastlichkeit, welche die Spanier im Umgang mit Landfremden an den Tag legen würden. Anstatt Dankbarkeit gegenüber den armen Leuten, die den späten Gästen Unterschlupf und Verpflegung gewährten, steht in dieser Episode somit etwas ungnädig das erlittene Ungemach im Vordergrund.

2.2.2.4 *GLAUBE UND ABERGLAUBE*

Ein Aspekt, mit dem sich Platter in seiner Darstellung der spanischen Kultur und Mentalität an verschiedenen Stellen beschäftigte, ist die Religion. Platter gehörte zwar dem reformierten Bekenntnis an und war sicher auch von dessen Richtigkeit überzeugt, er war aber gewiss nicht von religiöser Leidenschaft getrieben. Jedenfalls hatte er keine grundsätzlichen Berührungängste in Bezug auf Katholiken.²⁸⁶ An vielen Stellen trat er als unparteiischer Beobachter auf, der die fremden Bräuche um Neutralität bemüht oder sogar mit aufrichtigem Interesse beschrieb, wie etwa in Barcelona, als er eine Lichtmess-Procession erlebte: „unndt ist auf disen tag, nemblich an der liechtmeß, ein stattliche procession in Barselona von geistlichen unndt weltlichen umbgangen; sie haben viel seltsam geformiert unndt geferbte liechter umbgetragen unndt nochmahlen in die kirchen verehret.“ (350)

²⁸⁶ „Er hat in völliger Unbefangenheit mit Katholiken verkehrt, lebte in geradezu freundschaftlicher Verbundenheit mit katholischen französischen Edelleuten in der Sologne, besuchte alle Kirchen und notierte sich das ganze Reliquieninventar berühmter Wallfahrtsstätten [...] und hörte sich alle Heiligenlegenden und Wundergeschichten mit kaum merklichem Vorbehalt an.“ Keiser, 1968a, S. XVII f.

Der Protestant sah in den religiösen Gewohnheiten der Spanier aber auch viel Aberglaube am Werk. So kritisierte er ausdrücklich den Brauch des Schwörens, der ihm nicht nur missfiel, sondern den er sogar explizit als heidnisch bezeichnete.

Viel appostützler²⁸⁷ unndt aberglaubens haltet diß volck, unndt nach heidnischer art schweren sie bey dem läben deß königs oder bei seinem stul, auch bey dem kreütz (par la santa cruz), welches sie auf den boden machen oder den daumen über den zeiger legen unndt dann dasselbig kreütz küssen unndt darbey schweren. (382)

Als Humanist konnte er auch dem verbreiteten Glauben an allerlei Wunder nichts abgewinnen. Ein Beispiel ist die Geschichte der zahmen Finken, die den Einsiedlern auf dem Montserrat in die Hände flogen, was als Wunder und Beweis der großen Frömmigkeit dieser Männer gedeutet würde.

Andere haben uns kurtzweil gemacht mitt kleinen vögelin als distelvögelin undt linfincken, die sonst in ihre gärtlin fliegen, welche also zam sindt, daß sie den einsidleren auf daß maul unndt in die händt sindt geflogen, haben ihnen daß brot auß dem munt unndt auß den händen geßen, welche sie darnach widerumb in die wilde haben hinauß fliegen lassen, daß abergleübische leüt für ein mirakel halten unndt es der großen frombkeit der einsidleren zuschreiben. (358)

Der humanistisch gebildete Arzt Platter konnte darin nichts Übernatürliches erkennen. Seiner Meinung nach ließe sich ein solches Verhalten der Finken sehr leicht rational erklären: Die Vögel hätten sich mit der Zeit an die Anwesenheit von Menschen gewöhnt und diese als Futterquelle akzeptiert.

ich aber vermein, es leichtlich geschehn könne, dann weil die solche vögelin in der greülichen höhe sich pflegen aufzuhalten, auch von niemandts verscheücht werden unndt sie ihr nahrung bey den einsidleren finden, fliegen sie derselbigen nach, möchten auch vielleicht von dem nest auß also gewehnet werden, wie man in Frankreich die spatzen abrichtet, daß sie einem nachfliegen. (358)

Ein weiteres Beispiel für den Aber- bzw. Wunderglauben der Spanier liefert die Erzählung um ein dressiertes Maultier, das mit einem im Kloster mit Lebensmitteln beladenen Karren allein zu jeder der zwölf Einsiedeleien trottete, dort anhielt, so dass sich jeder der Einsiedler seinen Teil nehmen konnte, und schließlich unbeladen wieder zum Kloster zurückkehrte: „Welches daß volck auch für ein wunderwerck achtet, daß ein unvernünftig thier so begirig seye, disen guten leüten zedienen.“ (364)

Verzichtete er hier auf jeglichen Kommentar, so nutzte er die Legende um einen mörderischen Einsiedler namens Juan Guaryn für einen scharfen Seitenhieb in Richtung

²⁸⁷ „aberglaube, heuchelei“, Grimm; *Deutsches Wörterbuch*, Neubearbeitung (A – F), Bd. 3, Sp. 150, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB2?lemid=A12378>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Inquisition. Besagter Einsiedler habe gemäß der Überlieferung bei einer Grafentochter eine Teufelsaustreibung vornehmen wollen. Vom Teufel verführt habe er diese jedoch vergewaltigt und, um die Tat zu vertuschen, getötet.²⁸⁸ Als man Jahre später dort, wo er sie begraben haben wollte, nachforschte, habe man die Frau „lebendig, schön unndt gesundt“ vorgefunden, „ohn einigen mangel, außgenommen am hals, da er sie mitt dem messer erstochen“. Dieses Wunder habe man ihrer außerordentlichen Frömmigkeit und dem Wirken der Heiligen Jungfrau Maria zugeschrieben, denn „ehe sie erstochen worden, hab sie großen andacht gegen der muter gottes gehept, welche sie bey dem leben erhalten habe.“ (362)

Platter sah in solchem Wunderglauben die Spanische Inquisition am Werk, die jeden rationalen Zweifel mit dem Tod auf den Scheiterhaufen bedrohte.

Diese history von dem bruder Hans Guaryn habe ich zu Barselona oft hören erzellen unndt ist gar weitläufig in einem spangischen buch, Los milagros de nuestra sennora de Monserrat genennet, außgeführt, darinnen sonst andere seltzame wunderzeichen, die da geschehen sein sollen, auch beschriben werden. Daß weiß ich woll, so einer yetz gemelte historien nicht wahrhaftig zesein glauben wurde, man ihn alsbaldt in daß inquisition hauß gefenklich einziehen unndt vielleicht auch verbrennen wurde. (363)

Für den in der Bevölkerung zudem weit verbreiteten Brauch, zu diesen frommen Einsiedlern zu pilgern, um die Absolution von den Sünden zu erhalten, hatte er als Protestant kein Verständnis und die Heiligkeit dieser Männer war in seinen Augen zweifellos überschätzt. Es sei noch nicht einmal nötig, alle Einsiedeleien auf dem Montserrat aufzusuchen, vermerkte Platter kritisch. Schon der Besuch einer einzigen reiche aus, um von allen Sünden losgesprochen zu werden.

Was auch bißweilen für walfahrten von frauwenzimmer dahin beschehen, laße ich an ihme selbs verbleiben, dann weib unndt mann ohne unterscheidt zu disen (wie sie meinen) heiligen brüderen walfahrten unndt (pardon) ablaß für ihre sündt da erlangen, nach dem sie im kloster nachmalen beichten, wann sie schon nur in einem einsidler hütten gewesen. (364)

Die Möglichkeit, so leicht die Absolution für Sünden aller Art zu erhalten, konnte einen Protestanten nicht überzeugen. So stand er selbstverständlich dem Thema Wallfahrt bei allem Interesse des Bildungsreisenden reserviert gegenüber, dennoch notierte er den Brauch, insbesondere im Kontext der Marienverehrung. Bei Moncada erwähnte er zum ersten Mal eine solche Wallfahrtskirche: „Auf der rechten handt auff einem gar hohen

²⁸⁸ Vgl. Platter, *Reisen*, S. 360f.

berg ligt die kirchen, (de Nuestra Señora de Moncada) Unserer Frauwen von Moncada genennet, dahin grosse unndt viel walfahrten beschehen.“ (335) Der weitaus wichtigere Wallfahrtsort, noch wichtiger als Santiago de Compostela, sei aber das Kloster Montserrat gewesen, „dahin woll so viel wallfahrten unndt mehr dann nach Sant Jacob in Gallitiam beschehen, wie ich denn selbs gesehen unndt von viel glaubwürdigen leüten gehöret hab.“ (366)

Die Besichtigung einer solch wichtigen Pilgerstätte wollte sich Platter nicht entgehen lassen. Um nicht als Protestant erkannt zu werden und so möglicherweise in die Hände der Inquisition zu geraten, gaben sich er und seine Begleiter gegenüber einem Einsiedler auf dem Montserrat „für Teütsche“ (358) aus, ohne sich als Protestanten zu erkennen zu geben. Als Schweizer wären sie wohl sofort für Nicht-Katholiken gehalten worden. Das Kloster inkognito zu besuchen, erleichterte ihnen der Umstand, dass man sich dort auf die Ankunft eines „graven, der auf den abendt von Saragoça solte ankommen“, vorbereite, „welches uns auch gar woll bekame, daß man unser desto weniger achtete.“ (366) Die geordnete und gastfreundliche Art und Weise, wie die Pilger im Kloster willkommen geheißen und untergebracht wurden, beeindruckte Platter sichtlich.

yederman, so in diß kloster kompt, reich undt arm, hohes unndt nider standts, fußgenger unndt reitende, alle mögen drey tag unndt drey nächt da verharren, aber nicht lenger, damit ein parthey der anderen platz mache, unndt werden allerdings mitt eßen, trincken unndt herberg, yeglicher seinem standt gemäß, frey außgehalten. So einer gantz frembdt unndt überahl kein kundtschaft oder befürderung dahin hatt, gibt man ihme gleich sehr die herberg, den haußrath unndt wein unndt brots genug, auch so er ettwas hatt zu kochen, rüstet man es ihme umbsonst zu, wie dann uns widerfahren, denen man viel brott unndt wein, ein eigen gemach mitt zwey weiß gespreiteten betten unndt allem, so zum tisch gehört, welches im gemach wahre, hatt umbsonst lassen widerfahren, unndt die fisch, welche wier gar wolfeil erkaufft, in der kuche woll hatt zubereitet, daß wier kein klag hatten. Den armen aber und bilgeren, ob sie schon kein kundtschaft haben, gibt man neben wein unndt brot auch sonst andere speysen, wie ich dann ettliche lange tafelen, mitt frembden gesten woll übersetzt, hab sehen speysen, mitt welche wier auch hetten mögen essen; aber weil wier einen besonderen lakeyen hatten, gab man uns in unser gemach besonder zeeßen. (366)

Es entbehrt nicht eines gewissen Maßes an Ironie, dass Platter gerade an einem Ort, der wie kaum ein zweiter in Katalonien den Katholizismus repräsentierte, so gastfreundlich aufgenommen und bewirtet wurde. Ganz im Unterschied zu den anderen Gasthäusern und Herbergen, die er auf seiner bisherigen Reise besuchte, hatte er dieses Mal keinen Anlass zur Klage. Dass die Pilger für Unterkunft und Bewirtung nichts zu bezahlen hatten und

auch kein Trinkgeld geben durften, dafür aber jegliche Almosen, sei der Betrag auch noch so klein, willkommen waren, überraschte ihn sichtlich positiv.

Man gibt auch den pferden daß futer umbsonst, unndt ist alles gar woll bestellt; darf kein haller außgeben; dann allein, wann einer weg begeret, zeigt man einem die almosen bügsen, darein einer den armen steüret, was einem yeden geliebet, auch ein haller ist genug, unndt dürfen die diener keine verehrungen annehmen, wie wir dann wolten dem haußkemerling, der uns den schlüssel geben undt wider abname, verehren, zeigt er an, es wehre ihm verboten, waß zenehmen, wir solten nur den armen in die bügsen steüren. (366f.)

Beim Besuch des Klosters fielen Platter zuerst die vielen wuchtigen und schweren Kerzen auf, „deren ettliche mans dicke unndt dicker, auch in derselbigen lenge sindt“ und die „über ein zentner unndt ettliche nur achtzig, die geringsten sechtzig pfundt“ (367) wiegen. Jedoch erregten besonders die vielen Malereien und Skulpturen, die Zeugnis von der Wundertätigkeit der Heiligen Madonna geben sollten, seine Aufmerksamkeit. Dies ist keine Überraschung, denn schließlich war ein Anliegen der Schweizer Reformierten Kirche auch die Ablehnung bildlicher Darstellungen in den Kirchen. Ausführlich stellte der Bilderstürmer aus Basel dar, was er zu sehen bekam.

Ferner sindt auch in diser kirch so vil zeichen, unterscheidene gemäl, wagsene sigel, brieff, stecken unndt tafelen, von wunderzeichen übermahlet, so die ehrenreiche jungfrau Maria verrichtet hatt, daß kein mensch nicht ist, der, wann er es sicht, nicht sich zum allerhöchsten dorab verwundere. Dann da sicht man große, eysene kettenen, eysene gätter, scheütliche seyler, große blöcher, welches viel leüt, die unser frauw von Monserrat auß grosser gefangenschaft unndt stöcken, darinnen sie schwehrlich gefangen gelegen, erlöset hatt, in diese kirch gebracht undt da gelassen haben. Viel sinndt auch da abgemahlet, die vom todt widerumb zum leben sindt gebracht worden. (368)

Interessanterweise zeigte sich Platter erstaunt über die große Wundertätigkeit der Madonna, an die er selbst als Protestant doch wohl kaum glauben konnte. Er beschrieb die Bilder, die z.B. die Rettung von Schiffbrüchigen oder von sich in den Fängen wilder Tiere befindender Menschen darstellten, als ob alles genauso geschehen wäre.

Ich hab auch da gesehen viel kleine, höltzine schiff unndt holtz von den rechten schiffen wie auch gantze historien gemahlet unndt in brieff verfasst, wie ettliche in grössistem ungewitter von den wellen unndt ungestüme deß meers biß auf daß eüsserest geplaget worden, daß gantz kein hofnung mehr einiger liferung²⁸⁹ vorhanden gewesen, unndt aber nach anrührung unserer frauwen von Monserrat sindt in ein sicher port wunderbahrlicher weiß angelanget. Viel mann unndt weibs personen sinndt abkontrafeitet, wie sie nechst bey den grimmen thieren, welche sie

²⁸⁹ „liferung von lat. liberare, Errettung“, Keiser, 1968a, S. 368, Anm. 1.

verschlucken haben wellen, in höchster gefahr gewesen unndt durch Maria Monserratt fürbitt sindt erlöset worden. (368)

Ausführlich und detailliert schilderte Platter die vielfältigen Leiden, Verletzungen, Wunden und Qualen zahlreicher auf den Abbildungen dargestellter Männer und Frauen, die alle durch das Gebet zur Heiligen Jungfrau von Montserrat geheilt worden seien.

Es sindt auch viel mann unndt weibs personen, in holtz geschnetzlet, auf wags possieret oder abkontrafeitet, mitt tötlichen zeichen, da ettliche auf den todt geschlagen, mitt schwereren gehauwen, spiessen durchstochen, pfeilen oder kugelen durchschossen worden, ettliche durch die achslen, andere durch den rukn, andere durch die seiten, andere durch die brust, andere durch daß hertz. Andere sindt mitt eysen an beyden armen auf galeren oder anderstwoh geschmidet gewesen, andere an den fiessen. Anderen ist der kopf zerspalten worden, anderen die augen verletzt, anderen das gehör vergangen, anderen sindt die därm auß dem leib gehangen, welche alle wunderbahrlicher weiße durch anrufen der heiligen jungfrauen Maria von Monserrat sinndt widerumb geheilet, erlöst unndt gesundt worden, wie dann mehrtheils der nammen solcher leüten unndt die gantze geschicht, kurtz verfasset, in pergament oder auf papier verzeichnet ist unndt man es auch eingeschriben findet in ihren bücheren, sonderlich wann sie viel darein verehret unndt gestiftet haben, wie gemeinlich beschehen; dahäro sie nach unndt nach zu solcher großer reichtumb kommen sindt. (368)

Auch wenn Platter an der Wundertätigkeit der Madonna explizit keinen Zweifel äußerte, schien ihm diese Zurschaustellung von Leid und Brutalität nicht zu behagen. Er bedachte dabei jedoch nicht, dass er es mit einer visuellen Kommunikation zu tun hatte, die alle Gläubigen verstehen konnten, auch wenn sie des Lesens nicht mächtig waren. Jedenfalls würden die Spanier bei der Marienverehrung seiner Meinung nach zu weit gehen und den eigentlichen christlichen Gott darüber vernachlässigen.

Ich hab auch viel alte reder von kärren, stecken der blinden unndt lammen, krucken, bilgerstäb unndt dergleichen ein große menge in dieser kirchen beysamen ligen sehen; die alle sindt von denen da gelassen worden, welche von ihren presten auß fürbitt der jungrauwen Maria von Monserrat sindt ledig unndt gesundt worden, wie sie dann ein überauß große hofnung auf diese muter gottes setzen, auch leyder oft gott selbs vorziehen, wie man auß ihren geschriften unndt gebätten hören unndt sehen kan. (369)

Selbst den im Kloster zum Zweck der Beichte erhältlichen Kerzen mit dem Abbild der Maria seien noch wundertätige Kräfte zugeschrieben worden. Dies hielt ihn jedoch nicht davon ab, eben solche Kerzen, „darauf man gar viel haltet, daß sie den gebärenden weiberen, so sies angezündet in der handt heben, die geburt befürderen, darumb sie auch gar lieb bey den papisten gehalten werden“ (369) zu kaufen und nach Basel zu schicken.

Eines kleinen ironischen Seitenhiebs auf die katholische Marienverehrung konnte er sich dann doch nicht enthalten, als er berichtete, dass

die bildnuß Mariae auf dem altar stehet, welche von schwarzem schiferstein ist, dahäro die schwarzen mörischen weiber sich ihren berümen unndt sagen, sie seyen viel schöner danne die weißen weiber, weil auch die mutter gottes schwarz gewesen, wie ihr wahrhafte bildnuß zu Monserrat außweyset. (367)

Trotz einer solchen Nebenbemerkung schien Platter jedoch nicht an der Ernsthaftigkeit der Spanier im Glauben zu zweifeln und ihre Bereitwilligkeit, für den religiösen Zweck zu spenden, rang ihm offenbar Respekt ab.

In der kirchen stellen sie sich gar andechtig; wann sie hinein gehendt, nimbt nur einer daß weihwaßer mitt der handt unndt gibt es den anderen allen mitt handt küssen auf die handt; darmit verkreutzigen sie sich. Man hebet von wegen vieler heiligen unterscheidene almusen auf, zu einer zeit, da sie dann reichlich geben. (382)

Ungeschminkte Kritik übte Platter aber an der Inquisition, der religiösen Intoleranz und seiner Ansicht nach überheblichen Ignoranz der Spanier. Die strenge Zensur und das Verbot sämtlicher Schriften, die nicht mit dem katholischen Dogma übereinstimmten, empörten ihn als *homme de lettres*.

Es ist nur die papistische religion in Spangien, dann die ketzermeister gar starck mitt dem feür die anderen religionen außreüten unndt keiner anderen religion bücher hinein lassen kommen, dahäro sie nichts darvon läsen kennen, wie sie dann sonst nicht zeviel im studieren sich bemühen; vermessen sich gleich, sie seyen gar geschickt. (382)

Dadurch erklärte sich für Platter jedoch die große Unkenntnis der Spanier in religiösen und anderen Dingen, da sie nur das wüssten, was ihnen die Geistlichen predigten. So musste er einen der unwissenden Einsiedler auf dem Montserrat über die Lutheraner in Deutschland aufklären.

Da sagt er, ob noch viel luteraner in Teütschlandt wehren; wier sagten: Ya, ein guter Theil, sonderlich in Saxen. Es nimbt viel in Spangien gar wunder, was es doch für leüt seyen, dieweil sie nichts von ihnen wissen, dann was die pfaffen auf den kantzlen von ihnen sagen; dann sie keine bücher von ihnen sehen oder keiner gern sie berichtet, waß sie für ein standt führen, dieweil man so geschwindt [...] mitt der inquisition ist. (358)

Im Laufe ihres Besuches des Klosters Montserrat wurden Platter und sein Reisegefährte angesichts der Bedrohung durch die Inquisition zusehends unruhiger und die Angst, als

Protestanten erkannt zu werden²⁹⁰, wurde immer größer. Besondere Sorge machte ihnen, wie man erklären solle, dass man nicht die Beichte abgeben wolle. Jeder gläubige Katholik würde sich solch eine Chance nicht entgehen lassen. Einen gehörigen Schreck bekamen sie²⁹¹ schließlich, als sie über dem Portal einer Kapelle Folgendes lasen: „Aqui confiessan los Franceses. Daß ist: alhie beichten die Frantzosen, welches uns den angster in busen geyagt hatt.“ (369) Danach schien es ihnen geraten, sich nicht länger unnötig der Gefahr der Entdeckung auszusetzen und möglichst schnell Kloster und Berg Montserrat wieder zu verlassen: „Wier eyleten immer stark fort den berg hinunder, förchtend, man werde uns widerumb zeruck zur beicht fordern, weil wier die kertzen hatten; dann man sie nicht baldt ohne beicht bekommt.“ (370)

2.2.3 Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen

2.2.3.1 *KASTILIER UND KATALANEN*

Wie bereits erwähnt, war die Spanienreise des Thomas Platter d.J. nicht viel mehr als ein Abstecher in die Grafschaft Katalonien und meist stehen die über die Katalanen gemachten Aussagen stellvertretend für die Bevölkerung des gesamten Königreichs und umgekehrt. Dass jedoch nicht überall in Spanien die gleichen Regeln und Gesetze galten, bemerkte er durchaus: „Sonst haben sie gar viel seltsame gebreuch in Spangien, die sie las pragmaticas nennen, sindt in einer provintz nicht wie in der anderen“. (381)

Da Platter als Reisender im Ausland unterwegs war, stießen ihm hauptsächlich die wechselnden Zollvorschriften auf, die dem Landfremden die Reise enorm erschwerten: „In gelt darf keiner über zehen kronen ohn verzinset herauß führen; es ist den frembden gar ein beschwehrlich thun, sonderlich wann einer ihre gebräuch nicht weißt, die von einem königreich²⁹² oder provintz in die andere verändert werden.“ (340)

Auch wenn er sich nicht besonders für die Problematik regionaler Identitäten zu interessieren schien, konnte er nicht umhin, bestimmte Unterschiede zwischen Kastilien

²⁹⁰ Nach meiner Lesart fürchtete Platter sich sehr wohl vor einer Entdeckung als Protestant. Anders interpretierte Valentin Groebner: „Der reisende Basler schien sich des eingegangenen Risikos zwar bewusst zu sein, vor der Enttarnung als Reformierter glaubte er sich aber nicht allzu sehr fürchten zu müssen.“ Groebner, 2007, S. 166.

²⁹¹ Schon bei der Einreise nach Spanien hatten sich Platter und seine Begleitung als französische Kaufleute aus dem Languedoc ausgegeben. Vgl. Abschnitt 2.2.2.3.

²⁹² Warum Platter hier von verschiedenen Königreichen spricht wird nicht ersichtlich. Möglicherweise bezieht er sich auf das System der Vizekönige (Virrey), nennt er doch die Grafschaft Katalonien auch an anderer Stelle „königreich Catalunia“. (384)

und Katalonien zu bemerken und zu kommentieren. Für Kastilien zählte er eine ganze Reihe von mitunter befremdlich anmutenden Vorschriften auf, so zum Beispiel hinsichtlich der Maße der damals modischen Halskrausen: „Dann die in Castilien dürfen keine gesterkte kröß, auch nitt lenger dann ettwan 2 finger breit u.s.w. tragen.“ (381)

Aber auch die Größe der Schwerter, die sie mit sich führen durften, die Anzahl der Personen einer Gruppe bei Nacht oder das Verhalten beim Spazieren zu zweit seien in Kastilien streng reglementiert gewesen.

Item sie haben ein eigen meß ihrer rapieren, dürfen es nitt lenger tragen. Item, es dürfen zenacht nitt vier in einer gesellschaft gehen. Item wann zwen miteinander gehendt, dürfen sie keinen lassen zwischen ihnen durch gehen unndt andere sachen mehr, daß einer gar baldt in die straf fallet, der nitt gut achtung auf solche gesatz gibt. (381)

Für die Katalanen hätten diese strengen Regeln zur Kleiderordnung und bezüglich des Waffentragens jedenfalls nicht gegolten: „Die in dem königreich oder graveschaft Catalunien haben auch ettwas mehr freyheiten dann die Castilianer, sonderlich daß sie dürfen große kreß, gesterkte kreß unndt lange wehr u.s.w. tragen.“ (381) Insgesamt würden sich die Katalanen einer politischen Sonderstellung erfreuen, die sie erbittert verteidigten und sich lieber dem König von Frankreich unterwerfen würden, als diese aufzugeben.

dann die von Barselona haben sonderbahre freyheiten, daß sie den könig nur (conditionaliter) gedings weis als für ihren graven erkennen, darob sie auch so steif halten, daß ehe sie liessen ein einige freyheit fallen, ehe ergeben sie sich dem könig auß Franckreich. (381)

Platter berichtete, dass dieser politische Partikularismus bis in die Zeit Alfonsos II. (1157-1196) zurückreiche.

Don Alonso, hatt daß königreich Aragon unndt die grafenschaft von Barcelona bekommen, deßwegen er sich [...] fürst von Aragon, genennet hatt, unndt aber hieneben bevohlen, daß alle seine nachkommen sich sollen könig von Aragon unndt graven von Barcelona nennen, welches auch noch heütigs tags von den königen auß Hispanien wahrgenommen unndt vest gehalten wirdt. (385)

Seit jener Zeit würden die Katalanen, besonders „die von Barselona den könig nicht anderst erkennen dann für ihren graven“. (385f.) Dieses stark ausgeprägte katalanische Regional- und Selbstbewusstsein veranschaulichte Platter anhand der Geschichte um Philipp III., der in Barcelona Hochzeit zu feiern gedachte, was ihm die stolzen Katalanen aber nur gewähren wollten, sofern er als Graf und nicht als ihr König komme. Daraufhin habe sich Philipp III. kurzerhand nach Valencia begeben, wo man sein Königtum

anerkannte. Darüber sei man in Barcelona jedoch sehr erschrocken und man habe dem König sogar Geld geboten, damit dieser seine Hochzeit doch in ihrer Stadt abhalten würde.

Als aber der König vernommen, daß sie ihn nicht anderst dann ihrer alten gerechtikeit nach wie ein graf von Catalonien wolten lassen einreiten, hatt er sich entschlossen, zu Valencia, do er könig ist, sein hochzeiterin zeempfahen, wie es auch beschehen. [...] Als aber die von Barselona vermercket, daß der könig sein königin nicht wolte da empfahen, sollen sie ihme bottschaft gesendet unndt sich anerbotten haben, alles freyaußzuhalten, unndt ihme noch 200 000 kronen darneben zeverehren, wann er sein königin welle bey ihnen empfahen. (343)

Philipp III. sei dazu aber nicht mehr bereit gewesen, berichtete Platter weiter. Erst nach der Hochzeit habe er nun nach Barcelona kommen wollen und prompt habe man ihn vor dem Stadttor warten und dreimal klopfen lassen, ehe man ihn eingelassen habe. Denn die Bewohner von Barcelona

haben doch nichts außgerichtet dann allein, daß er nach der hochzeitt erst sein einritt da gethan hatte, unndt hatt gleichwoll miessen dreyemahl erstlich an dem statt thor anklopfen, ehe man ihme die schlüssel geben unndt aufgeschlossen hatt, wie mir einer sitthar angezeigt hatt, der es gesehen. (343)

Dieses Ereignis und das Verhalten der Katalanen waren Platter offensichtlich besonders aufgefallen. Die Angelegenheit schien ihm so bemerkenswert, dass er an anderer Stelle seines Tagebuches noch einmal darauf zurückkam und betonte, dass der König nicht nur mehrfach habe anklopfen müssen, sondern erst eingelassen worden sei, als er nicht als König, sondern als Graf von Barcelona/Katalonien aufgetreten sei.

sie ihn dann bey seinem einritt zu Barselona zweymahl haben umbsonst lassen an der statt porten anklopfen, da er gesagt, er seye könig von Barcelona, unndt sie ihm geantwortet, sie kennen ihn nicht, da er aber zum drittenmahl angeklopfet unndt sie gefragt, wer da seye, auch er gesagt, der könig in Hispanien unndt grave von Barselona, da ist ein gemacht kindlin auß den wolcken geflogen, hatt ihme den guldenenen schlüssel zur statt porten gebracht, undt ist er hinein geritten. (386)

Aus Platters Worten spricht ein gehöriges Maß an Unverständnis für diese kompromisslose Haltung der Katalanen und darüber, „wie steif sie ob ihren alten gerechtikeiten halten.“ (343), also auf ihre althergebrachte regionale Eigenständigkeit und politische Sonderstellung beharrten. Es überrascht doch etwas, dass der Eidgenosse Platter, dessen eigene nationale Geschichte untrennbar mit dem Freiheitskampf gegen die habsburgische Zentralmacht verbunden war, nicht mehr Solidarität mit den Katalanen an den Tag legte.

Er hielt jedenfalls trocken fest, dass „die Castilianer und Catalanier einander nicht wohl wollen, daß ich in den comoedien gesehen hab.“ (381) Allem Anschein nach wurde das angespannte Verhältnis zwischen Kastiliern und Katalanen auch auf den Theaterbühnen jener Zeit kolportiert. Dass diese gegenseitige Abneigung für ihn tatsächlich „teils ein Grund der Erheiterung“²⁹³ war, lässt sich dem Reisetagebuch meiner Lesart nach nicht entnehmen. Sicherlich war sie in ihrer Auswirkung für ihn eine Enttäuschung, da er gehofft hatte, Zeuge einer königlichen Hochzeit zu werden.

Somit beschrieb Platter die Katalanen als auf ihre Sonderstellung leidenschaftlich bedachte Menschen, die diesem Selbstbewusstsein u.a. in ihrer Tracht durch überdimensionierte Halskrausen, das Tragen von langen Waffen und nicht zuletzt durch die Ablehnung königlicher Besuche Ausdruck verliehen.

Auch die sprachlichen Verhältnisse und Unterschiede zwischen Kastilien und Katalonien thematisierte Platter in seinen Aufzeichnungen. Ganz allgemein charakterisierte er die in Spanien gesprochene(n) Sprache(n) folgendermaßen: „Sie haben eine schwere Sprache, etwas auf die italienische sich neigende, doch männlicher und prächtig.“ (382) Die ihm fremde Sprache wirkte auf ihn gravitatisch, vielleicht etwas schwerfällig, doch auch männlich und prachtvoll. Aus heutiger Sicht fällt es nicht leicht, eine solche Charakterisierung einer Sprache historisch korrekt zu deuten. Was meinte der Autor, wenn ihm Spanisch männlicher erschien als etwa das Italienische? Noch in den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts werden die Spanier, wenn auch nicht spezifisch ihre Sprache, als „Männlich“, Türken und Griechen jedoch als tendenziell feminin bezeichnet. Die historische Genderforschung hat darauf verwiesen, dass weibliche Wesenszüge solchen Völkern zugewiesen wurden, deren Geschichte von politischer Unterdrückung geprägt war.²⁹⁴ Nun waren die Spanier um 1600 sicherlich kein von anderen Nationen unterdrücktes Volk. Der Gedanke, dass Platter diesen Sachverhalt in seiner Charakterisierung auf die Sprache übertrug, ist nicht völlig von der Hand zu weisen, wirkt aber angesichts der Singularität eines solchen Transfers wenig überzeugend. Möglicherweise haben wir es mit einer anderen Klischeevorstellung zu tun, die der Autor des Reiseberichtes zum Ausdruck brachte, wonach gravitatisch im Verständnis seiner Zeit eine eher männliche Eigenschaft war oder zumindest sein sollte.

²⁹³ Keiser, 1963, S. 80.

²⁹⁴ Vgl. Stanzel, 1999b, S. 21f. Etwas anders interpretierte Berta Raposo Fernández die Bezeichnung „Männlich“, wie ihre Übersetzung mit „adulto“ andeutet. Vgl. Raposo Fernández, 2011, S. 31f.

Es ist zudem vorstellbar, dass ihm persönlich die spanische Sprache im Vergleich mit dem Italienischen im Klang etwas weniger melodios und in diesem Sinn weniger leicht, sondern *schwer* und somit männlich erschien. Ein abschließendes Urteil kann hier aber nicht getroffen werden.

Thomas Platter d.J. vermerkte jedenfalls den großen Anteil von aus dem Arabischen stammenden Vokabeln, die im Laufe der Jahrhunderte währenden Anwesenheit der Mauren auf der Iberischen Halbinsel die spanische Sprache angereichert hatten: „haben viel wort von den moren oder Araberen.“(382) Zudem habe sich das Spanische in unterschiedliche Varietäten gegliedert, unter denen der in Kastilien gesprochene aufgrund des kulturellen Einflusses des Königshofes als die mustergültige Variante zu betrachten sei. Je weiter die verschiedenen Regionen des spanischen Königreiches von Kastilien entfernt seien, umso übler sei es demnach um den dortigen Sprachbestand bestellt.

Gleich wie in allen königreichen es vielerley (dialectos) unterscheidene sprachen, die doch alle under einem nammen begriffen werden, hatt, unndt man aber die beste an deß königs hoff unndt umb dieselbige gegne redet, also beschicht es auch in Spangien, dahäro die castilianische spraach die beste, unndt ye weiter man von Castilia kompt, ye erger man redet. (326)

Platter war nicht mit tauben Ohren durch Katalonien gereist und hielt es an einigen Stellen seines Reiseberichts durchaus für angemessen, einige Beispiele des Katalanischen zu notieren. Dennoch schien er trotz der politischen Sonderstellung der Grafschaft von einer eigenen nationalen Identität der Katalanen, die sich auch ganz besonders in einer gemeinsamen Sprache ausdrücke, nichts zu wissen. So bewertete er Katalanisch auch nicht als eigene Sprache, sondern eben als Dialekt, der sich jedoch schon so weit von der *rechten spangischen sprach* entfernt habe, dass man ihn in Kastilien nicht mehr verstehe. Umgekehrt seien die Katalanen aber sehr wohl in der Lage Kastilisch zu verstehen.

Unndt wird die spraach, so man zu Perpinian unndt Barsalona, ya in der gantzen gravschaft Catalaunia redet, cattalonisch genennet, wird auch underweilen getruckt, wie ich dann deren bücher habe. Sie ist so fern von der rechten spangischen sprach, daß dieselbigen die catalonische sprach nicht verstehendt, aber die Catalaunier verstehendt die Spanier woll, unndt wirdt doch alles spangisch genennet. (326f.)

Nach Platters Auffassung sei die Lage in Spanien also nicht anders geartet als in anderen Königreichen, wo man viele Dialekte und die Hochsprache vor allem im Umfeld des Königshofs spreche. So gebe es eben auch in Spanien eine Reihe von sprachlichen Varietäten, „darinn die Castilianern, (weil auch deß königs hoff in Castilien zu Madrid ist), für andere gerümbt werden“. (382) Katalanisch degradierte er zu einer Mundart, die

von der Hochsprache abweiche, zwar schon recht weit ausdifferenziert sei, aber dennoch als Ausprägung der spanischen Sprache verstanden werde müsse. Dass Katalanisch nicht nur gesprochen wurde, es ganz offensichtlich schon eine schriftliche Tradition gab, sodass Bücher auch in katalanischer Sprache *underweilen getruckt* wurden, hatte Platter zwar registriert, dies war für ihn aber kein Grund, Katalanisch als eigene Sprache einzustufen. Zumindest aus heutiger Sicht dürfte diese Beurteilung viele Kritiker finden.

2.2.3.2 FRAUEN UND MÄNNER

Man darf davon ausgehen, dass sich viele der bisher gemachten Aussagen über die spanische Bevölkerung eigentlich auf die männlichen Bewohner des Landes beziehen, ohne dass Platter dies ausdrücklich kenntlich machte. Besonders die Passagen, die vom kriegerischen Wesen der Spanier, dem Brauch des Waffentragens oder der widerstandsfähigen Physis bei relativ geringer Körpergröße handeln, dürften sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf den männlichen Teil der spanischen Gesellschaft beziehen. An einigen Stellen thematisiert er jedoch auch explizit die spanischen Männer und Frauen sowie ihr Verhältnis zueinander.

Kaum hatte Platter bei Fort Salses die damalige Grenze zu Spanien überschritten, bemerkte er den kulturellen Unterschied zu Frankreich. Nicht nur „die kleidung der weiber“, sondern auch „alles thun hebte an, spangisch unndt anderst beschaffen zesein“. (321) Einen derartigen Unterschied in der Tracht hatte er offenbar nicht erwartet und notierte höchst überrascht: „Die einwohner, mann unndt weib, haben viel ein andere kleidung dann die in Franckreich, dorab ich mich anfangs sehr verwunderet“. (324)

An der Kleidung der Frauen fielen ihm unter anderem die „enge weiche unndt weite des rocks am boden“, also die enggeschnittene Taille und die langen weiten Röcke auf. Besonders erstaunt war er aber über die von den spanischen Damen getragenen „hohen schuen“ (325). Derart „mechtig hohe weiber pantofflen“ hatte er ganz offensichtlich noch nie gesehen und sie schienen ihm so sensationell, dass er zwar nicht von den höchsten, aber zumindest „ein par der nidristen nach Basell geschicket“. Diese seien zwar kunstvoll verziert und „gar schön gemahlet“, für ihren eigentlichen Zweck, dem Gehen, seien diese Pantoffeln allerdings denkbar ungeeignet. Auf ihnen haben die Damen „beschwerlich allein gehendt [können], sondern gemeinlich von ihren dieneren geführet werden [müssen], welche auf der rechten seiten gehendt, unndt die weiber ihnen auf beyden händen ligen“. Da sich die Trägerinnen dieser außergewöhnlichen Schuhmode schon

beim Gehen schwer auf ihre Dienerinnen stützen müssten, sei es selbstverständlich unmöglich, damit zu tanzen. Bei solcher Gelegenheit würden sich die Damen ihrer entledigen und sie kurioserweise gerne flugs zur Sitzgelegenheit umfunktionieren: „Kommen sie an den dantz, so ziehen ettliche die pantoflen auß undt sitzen darauf wie auf kleine stülin nider.“ (344)

Im Allgemeinen würden die Spanierinnen den größten Wert auf Aussehen und Kleidung sowie den Eindruck legen, den sie damit hinterließen. So habe ihnen im Gespann mit den bereits erwähnten hohen Schuhen besonders die weiten und langen Röcke, die am Saum mit hölzernen Reifen verstärkt seien, zu einem eindrucksvollen Auftritt verholfen.

Die hispanischen weiber sindt sehr prächtig, richten sich auf den schein mitt einem reiff oder höltzinen bogen, den sie under die rök spannen noch bey dem boden, damitt sie scheinbarlich herein trättind, haben gemeinlich mannen hosen under den röcken an, gehendt auf überauß hohen pantoflen. (383)

Platter zeigte sich hier überaus gut informiert, wusste er doch sogar zu berichten, dass die spanische Damenwelt unter diesen Röcken Männerhosen zu tragen pflege. Ihm war auch die Sitte der Spanierinnen aufgefallen, sehr viel Schminke²⁹⁵ nicht nur im Gesicht, sondern auch auf Händen und Dekolleté aufzutragen: Sie „streichen unndt färben ihre angesichter, hendt unndt brüst mitt weißer farb, auch gift unndt röte an“. (383)

Helle Haut im Kontrast mit Rot, das wohl damals ähnlich wie heute wie Rouge oder Lippenstift aufgetragen wurde, galt unter den spanischen Damen offensichtlich als schön. Das Gift, das Platter hier erwähnte, war mit großer Wahrscheinlichkeit das seit der Antike bekannte und zur Hautaufhellung benutzte Bleiweiß²⁹⁶, das wegen seines toxischen Gehalts bei dauerhaftem Gebrauch zu erheblichen Gesundheitsschäden führen konnte. In den vornehmen Kreisen, die Platter schilderte, war Hellhäutigkeit jedenfalls das erstrebenswerte Schönheitsideal.²⁹⁷

Platter war von dieser Neigung der spanischen Damenwelt zum ausgiebigen Gebrauch von Schminke jedenfalls nicht angetan. Mit einigem Bedauern fügte er daher seiner Schilderung hinzu, dass selbst Frauen, die es aufgrund ihrer natürlichen Attraktivität doch gar nicht nötig hätten, ebenso tief in den Schminktopf greifen würden, denn „wann sie

²⁹⁵ Von den stark geschminkten spanischen Frauen gab noch Johann Heinrich Zedlers *Grosses Vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste* (1731 – 1754) Auskunft. Ganz anders als bei Platter wird dort aber auch u.a von ihrem mageren Leib, kleinen Füßen und Brüsten berichtet. Vgl. Hinterhäuser, 1999, S. 162.

²⁹⁶ Vgl. Klenke, 1869, S. 274.

²⁹⁷ Vgl. Eldridge, 2016, S. 38 – 61.

schon ohne daß von natur hüpsch werendt, haben sie doch solche anstrich im gebrauch.“ (383f.) Immerhin erschien ihm das Make-Up, das die Spanierinnen „in schüßelinen behalten“, so interessant, dass er „alles nach Basel verschickt“ (383) hat. Schließlich fügte er ein gehässiges Bonmot an, das ihm erzählt worden sei und die spanische Damenwelt in ein wenig günstiges Licht rückte: „Dahäro man sagt, welcher ein spangisch weib nemme, der hab 4 weiber: Ein lange, kurtze, schöne unndt häßliche. Am tag seye sie lang auf den pantoflen, schön, wann sie geferbt. Kurtz unndt häßlich am morgen, ehe sie angethan oder angestrichen seye.“ (384)

In der Öffentlichkeit waren die Spanierinnen aber allem Anschein nach dazu angehalten, ihre physischen Vorzüge nicht zu präsentieren. Auf der Straße würden die Spanierinnen für gewöhnlich ihr Gesicht und auch die Formen ihres Körpers verbergen, indem sie „ein lange, schwarze kreppen über daß angesicht undt ganzen leib [werfen], dardurch sie andere sehen, aber sie nicht gesehen mögen werden, sie thüen dann die kreppen voneinanderen.“ Um dennoch nicht auf einen effektvollen Auftritt verzichten zu müssen, würden zumindest die vornehmen Damen das Haus nur mit größerem Gefolge von Dienern und Mägden verlassen, die sie wie eine Eskorte umringten: „Sie gehend nitt für die thür hinaus, sie haben dann diener vor unndt neben ihnen, die sie fören, auch megdt hinder ihnen här“. Oft würden sie auch „auf den gutschen in die statt“ (384) fahren. Ihm sei aber berichtet worden, dass diese Sitte noch neueren Datums sei und sich etabliert habe, da die Damen hinsichtlich der Größe des Gefolges zunehmend in Wettstreit getreten seien. Um die Kosten zu minimieren, die ein standesgemäßes Auftreten in der Öffentlichkeit mit sich brachte, habe man sich nun der Kutsche bedient, mit der man ein mindestens ebenso prunkvolles Auftreten erzielen konnte.

Es sassen mehrtheils frauwenzimmer in gemelten gutschen, unndt berichtet man mich, es seye vor wenig jahren solcher gebrauch erst aufkommen. Dann zavor haben die fürnemme weiber gar viel mägdts lassen mitt ihnen gehen, unndt habe es ye eine der andern wellen vorthun; dem zufürkommen unndt umbkosten zespahren, haben sie dieß mittel erfunden, also daß wann yetz eine nur zwey maulthier, einen knecht unndt eine magdt erhaltet, kan sie ihren pracht mitt treiben, da sie zuvor 6 biß in die 10 megdt hatt miessen erhalten. (340)

Platter lieferte hier wieder ein Beispiel der bereits angesprochenen Neigung der Spanier zur Effekthascherei, die offenbar besonders Frauen jeglichen Standes eigen gewesen sei, „dann oftermahls ich zu Barselona schuster weiber hab gesehen bekleidet gehen, denen es die vom adel bey uns nicht zuthun mögen, wie sie gemeinlich pflegen“. (380) Der großen Bedeutung, die man dem Eindruck beimaß, den man in der Öffentlichkeit

hinterließ, mag auch der für gewöhnlich maßvolle Weinkonsum der Frauen geschuldet sein. Platter konstatierte trocken: „Sie trinken wenig wein.“ (384)

Nur an wenigen Stellen der Reisebeschreibung werden die spanischen Männer explizit thematisiert. Hinsichtlich ihrer von der französischen Tracht so abweichenden Kleidung erwähnte Thomas Platter d.J. die überraschend „kleinen manns huetlinen“ (324) angesichts der enormen „grossen krösen“²⁹⁸, die „engen wamisteren“²⁹⁹ (324f.) sowie die „weiten wedelin“³⁰⁰ unndt hosen“ (325). Als Reiter, merkte er kritisch an, würden sie zwar kostbare Stiefel tragen, deren Sporen aber mit einem derart langen Stachel versehen seien, dass sie damit tief in die Bäuche der Pferde hätten stoßen können.

Die zu pferdt haben kleine stifelin, bißweilen von goldt schön gemahlet, an unndt tragen sporen mitt einem spannen langen eintzigen spitz wie ein spinlen, beyseits ist ein rundt redlin darumb, darmit sie die pferdt anhauwen; dann so sie mitt den spitzen in sie stechen, kemen sie darmit biß in die därm. (374)

Das Haar würden sie nach Platters Meinung extrem kurz, fast bis auf die Kopfhaut rasiert tragen, denn sie „haben im gebrauch, daß sie ihre haar gar kurtz unndt nach bey der haut abschären“. Platter selbst bevorzugte langes Haar nach französischer Mode, womit er ganz offensichtlich auffiel, sodass es den Spaniern „dann seltsam ist fürkommen, daß ich es also lang auf frantzösisch hab lassen balbieren“. (344)

Im Umgang mit Frauen, denen selbst das Gespräch mit Männern, ja sogar Knaben, verboten worden sei, schilderte er die Spanier als sehr eifersüchtig. Mit Missfallen beschrieb er das strenge Regiment³⁰¹, das sie über ihre Frauen ausgeübt hätten.

Unndt obschon daß frauwenzimmer daß gantze jahr durchauß gar sträflich eng unndt eingezogen gehalten wirdt, also daß sie schier gar nitt dörfen mit frembden männeren oder knaben sprach halten, also eyferig sindt sie; miessen nur von den

²⁹⁸ „halskrause“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 11, Sp. 2095, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=K12685>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

²⁹⁹ „eng anliegende bekleidung des rumpfes“, ebd., Bd. 27, Sp. 1456, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=W05525>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

³⁰⁰ Die Bedeutung von *wedelin* ist nicht klar, steht aber wahrscheinlich mit „wehen“ im Zusammenhang. Vgl. ebd., Bd. 27, Sp. 2815, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=W10810>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023. Das Schweizerische Idiotikon verzeichnet nur „best. Kleidungsstück“ und nennt Platter als einzige Quelle. *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. 15, Sp. 447, <<https://digital.idiotikon.ch/idtkn/id15.htm#!page/150447/mode/1up>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023. Angesichts der Reihenfolge in der Nennung der Kleidungsstücke vermute ich eine Art weiten, wehenden Umhang. Die Illustration der Steirischen Völkertafel stützt diese Vermutung. Vgl. Stanzel, 1999a, Illustration im Einband.

³⁰¹ Paul Ludolf Berckenmeyer bezeichnete im *Antiquarius* (1731) die spanischen Männer als „Tyrannisch“ und die Frauen als „Sclavisch und verliebt“. Vgl. Stanzel, 1999b, S. 27.

fensteren in die gassen hinunder mitt mansbildern reden, daß alle für passierende hören, waß sie reden, sie kennen dann heimliche zeichen sprachen. (373)

Der pikante Hinweis auf die Zeichensprache, derer sich die Damen mitunter bedient hätten, lässt vermuten, dass die Spanierinnen gewitzt genug waren, die strenge Kontrolle durch ihre Gatten bisweilen zu umgehen. Besonders während des Karnevals habe sich nach Platters Darstellung für die Frauen die günstige Gelegenheit ergeben, unter dem Deckmantel der Maske, die gesellschaftlichen Regeln auch gegen den Willen ihrer Männer etwas zu beugen.

so sind sie doch die gantze faßnacht von solchem allen gefreyet, dörfen mitt iren gespilen unndt bekannten verummet herum laufen, wie ich dann der weiberen vil gesehen also verummet [...] Unndt miessen die mannen solches ihren weiberen, oft wider ihren willen, lassen passieren, weil sie es von alter also härgebrocht haben. (373)

Platter wurde Zeuge der außerordentlichen Rolle, die beim Fastnachtsflirt im damaligen Barcelona Orangen spielten, welche sich die maskierten Damen und Herren als Gunstbeweise zuwarfen. Dabei seien nach seiner etwas nüchternen Ansicht, Tausende nutzlos zu Schaden gekommen. Gegenseitig hätten sich die Damen und Herren mit den Früchten beworfen und so ihren Präferenzen Ausdruck verliehen.

Es haben aber die verumten alle seck voll linden, gelben pomerantzen, auch bißweilen tragen ihnen ihre diener laden oder secklin voll nach. Dieselben pomerantzen werfen sie den frauwenzimmer under die fenster hinauf zu, welche sie in die hendt empfangen oder auch in die gemach hinein gehen lassen. Wann dann derselbige widerumb fürüber passieret so wirft daß frauwenzimmer widerumb hinunder mitt pomerantzen auf ihn, oder wehr ihnen am besten gefallet, unndt auf welchen man am meisten pomerantzen wirft, derselbige ist am höchsten am brett; auch beschicht es gleichfahls mitt dem frauwenzimmer; da werden viel tausent pomerantzen auf ein tag zu unnütz verworfen. (373)

Dabei habe man es jedoch nicht zu genau genommen und neben Orangen auch andere Früchte wie Limonen und Zitronen als Wurfgeschosse benutzt, sofern man damit einen wohlduftenden Gruß oder gar ein paar verwegene Zeilen übermitteln konnte.

Bißweilen werfen sie einanderen auch limonen oder zitronen zu; auch füllen sie ettwan die frucht mitt wolriechenden wasseren auß oder pulver oder seltzamen geschriften, welches so sie es vermerken, behalten sie dieselbigen besonder, unndt werden also viel seltzame pratiken unnder disem werfen getriben. (373f.)

Doch nicht alle Grüße im Karneval seien wohlmeinend gewesen. Mitunter seien von den Männern auch Eier geworfen worden, die nicht immer mit Duftwassern, sondern zuweilen mit einem Inhalt (*scharpfe wasser*) gefüllt gewesen seien, welcher das Gesicht

der Damen schwärzen oder auch die Haut verätzen konnte. Darüber, ob dies manche Herren aus Übermut, einem etwas sonderbarem Sinn für Humor oder vielleicht auch aus Eifersucht taten, lässt sich nur spekulieren. Als besondere Galanterie können solche derben Streiche aber sicher nicht ausgelegt werden.

Man wirft auch bißweilen außgefülte eyer mitt lieblichen wasseren einanderen zu, doch ist ettwas mehr gefahr bey demselbigen, unndt kan man dem frauwenzimmer große schmach darmitt beweysen, so man scharpfe wasser darein füllet, die ihnen daß angesicht schwertzen oder auch aufetzen kennen. (374)

Platter mag von dem Spektakel amüsiert gewesen sein. Derartig wilde Sitten waren dem Schweizer Protestanten aber offensichtlich noch nicht untergekommen und hatten einen Beigeschmack hinterlassen, der ihn zu einem seiner seltenen ironischen Kommentare bei der Beschreibung der Spanier und ihrer Bräuche veranlasste: Denn über die vermeintliche, das Gemüt beruhigende Wirkung, die zum Ende der Fastnacht ein mit Asche und priesterlichem Segen auf die Stirn gemaltes Zeichen auf die eben noch tobenden Menschen gehabt haben sollte, konnte er nur ungläubig lächeln.

Dieß fest der faßnacht hatt tag unndt nacht gewehret biß an den eeschermittwoch, den 24. hornung, da man einem yeden nach der morgenmeß ein wenig eschen auf die stirnen gestrichen, welche so viel gewürket, daß sie alsbaldt von der thorheit gelassen, witzig worden unndt in siben wochen kein vleisch mehr gessen haben; muß gewißlich ein kreftiges pülverlin sein. (374)

Fast gehässig wirkt sein Kommentar zu den möglichen Konsequenzen des ausgelassenen Treibens während des Karnevals. Denn trotz allem angedeuteten Missfallen über das rigide Regiment, das die spanischen Männer über ihre Frauen ausübten, habe der Wechsel von zu strenger Zucht und wilder Fastnacht vor allem auch so manches Kuckuckskind zur Folge gehabt, denn „da gibt es dann viel (cocus) gauchen, obschon der früling noch nitt vorhanden“. (373)

2.2.3.3 *GEISTLICHKEIT UND INQUISITION*

Der Protestant Platter zeigte selbstverständlich auch Interesse für den geistlichen Stand in Spanien. Wie immer um möglichst umfassende Genauigkeit bemüht, notierte er die wichtigsten Organisationseinheiten der katholischen Kirche: „Ferner hat es in Hispanien 9 ertz bistumben, 46 gemeiner bistumb, under denen allen sindt gewöhnlich 8 cardinäl.“ (377)

Schon in Girona war ihm der Reichtum der katholischen Würdenträger aufgefallen: „Wie es dann noch ein bischof unndt viel stattliche thumbherren neben anderen geistlichen herren da hatt, welche eines grossen vermögens sindt.“ (332) Darüber hinaus erwähnte er kurz verschiedene Ordensgemeinschaften, die zum Teil ebenso über enorme Finanzkräfte verfügten: „Den geistlichen standt betreffendt, hatt es gar überaus reiche prelaten der örden als johanniten, jacobiten unndt anderer, die fürstengut aufzeheben habendt, ettlicher auf 50 000 ducaten.“ Neben dem bemerkenswerten Reichtum der Geistlichkeit betonte er darüber hinaus die herausragende Stellung, die sie in der spanischen Gesellschaft einnehme: „Man haltet gar viel auf den geistlichen in gantz Hispanien, unndt sie sindt auch mechtig reich; dann allein die kirch zu Toleten hatt jährlichs bey 200 000 ducaten aufhebens, darvon demselbigen ertzbischof 80 000 gefallendt zu seinem gebrauch.“ (377)

Man darf annehmen, dass ihm der enorme Reichtum und das hohe Ansehen der katholischen Kirche in der Bevölkerung missfiel, aber explizit kritisch wurde Thomas Platter d.J. erst bei der Beschreibung des dogmatischen Katholizismus sowie der durch die spanische Inquisition beförderten religiösen Beschränktheit und Intoleranz. Die gnadenlose Verfolgung anderer christlicher Konfessionen bis zum Tod auf dem Scheiterhaufen bereitete ihm großes Unverständnis und ließ ihn auch fürchten, als Protestant selbst in die Mühlen der Inquisition zu geraten. Wie schon dargestellt verließ er das Kloster auf dem Montserrat fluchtartig aus Angst, als Protestant entlarvt zu werden und mögliche Konsequenzen ertragen zu müssen. Als er in Barcelona nicht „weit von der grossen kirchen“ vor dem „inquisition hauß“ stand, das er als „ein mechtig hoch unndt weit gebeüw, mitt überaus vielen fensteren gezieret, hart neben deß bischofs hoff“ beschrieb, ließ ihn schon allein der Anblick dieses Gebäudes erschauern: „So oft ich dieß hauß angesehen, hab ich an ihre strenge ordnung der religion halben gedacht, welche die hispangische inquisition genennet unndt im grossen martyrbuch weitleüfig beschriben wirdt.“ (350)

Thomas Platter d.J. bezog sich hier auf das Werk *Histoire des martyrs persécutés et mis à mort pour la vérité de l'Envangile* von Jean Crespin³⁰² aus dem Jahr 1569, das bald in lateinischer und auch deutscher Übersetzung vorlag³⁰³, worin gemäß dem deutschen

³⁰² Jean Crespin stammte aus Arras, bekannte sich zur Reformation und ließ sich 1548 in Genf als Buchdrucker nieder. Vgl. *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011091/2014-08-05>>, zuletzt aufgerufen am 06.09.2023.

³⁰³ Zum Märtyrerbuch, Editionen und Übersetzungen vgl. Keiser, 1968a, S. 350, Anm. 3.

Untertitel „die Thaten vieler heiligen Märtyrer beschrieben werden, welche [...] um der Evangelischen Wahrheit willen jämmerlich verfolgt, gemartert und endlich auf allerley weise erbärmlich hingerichtet worden.“³⁰⁴ Entsprechend konzentriert sich das Bild, das Platter von der spanischen Inquisition zeichnete, auf ihre Unerbittlichkeit und Grausamkeit sowie auf ihre anmaßende Willkür, die dazu führe, dass man schon bei dem geringsten Anlass als Lutheraner, als welche alle Angehörigen der Reformierten Kirchen bezeichnet würden, angeklagt werden könne.

Wann sie auß irgendt eines red oder thun, daß einer die evangelischen rühmet oder sie nicht schiltet, wie auch, so einer die ihrigen nicht hoch achtet, klagen sie einen alsbaldt an bey den (inquisitoribus) jesuiteren, es seye einer ein (luterano) luteraner, dann anderst nennen sie die evangelischen nitt. (350f.)

Ausführlich stellte er das inquisitorische Procedere nach. Sei die Anklage erst einmal geschehen, zögere die Inquisition nicht, den Beschuldigten wie einen Ketzer ins Gefängnis zu werfen, denn „alsbaldt leget man einen in daß gemeldet hauß wie ein ketzer in gefengnuß“. (351) Dort lasse man den Unglücklichen erst geraume Zeit schmoren, ehe man mit der Befragung beginne. Zudem müsse sich der Beschuldigte sehr vorsehen, sich als Katholik auszugeben, da die Inquisition solch einer falschen Behauptung aufgrund der vorzüglichen Vernetzung der katholischen Kirche nur allzu leicht auf die Schliche komme und den derart überführten Protestanten ohne weiteren Prozess als lügnerischen Häretiker auf dem Scheiterhaufen verbrenne.

Unndt nach dem er viel tag darinnen, ya auch bißweilen ettliche monat ohngefragt, warumb er eingezogen, gelegen, alsdann, wann es den ketzermeisteren, wie sies nennen, gar woll gefallet, kommen sie zu ihm unndt fragen ihn, warumb er da seye; so er es nicht weißt, sagen sie es ihm unndt fragen ihn ferner, was religion er seye; saget er, er seye papistisch, fragen sie, von wannen er bürtig unndt wo er zum aller letsten gebeichtet und communiciert habe, welches so er es angezeigt, lassen sie ihn in der gefangenschaft bleiben undt schreiben alsbaldt an solche ort, zeerfahren, ob dem allem also seye; dann sie überaus gute gelegenheit haben, durch die jesuiter unndt caputziner, auch die post, solches zeerkundigen. Erfahren sie daß widerspil oder ettwan, so sie ihn examinieren unndt er sich verredt, daß sie merken, daß er ein luteraner seye, so verbrennen sie ihn ohn allen weiteren proceß wie ein ketzer darumb, daß er ihnen lügen fürgeben hatt. (351)

Gesetzt den Fall, dass der Angeklagte geständig und bereit sei, zum katholischen Glauben überzutreten, unterweise man ihn wochenlang im Katholizismus und entlasse ihn erst dann aus dem Kerker, wenn man von dessen Konversion gänzlich überzeugt sei. Damit sei es aber noch nicht genug. In den folgenden zwei Jahren habe der Neu-Katholik im

³⁰⁴ Crespin/Crotius, 1682, <<http://digital.slub-dresden.de/id360018777>>, zuletzt aufgerufen am 06.9.2023.

Inquisitionshaus zu verbleiben und stets ein Büsserhemd zu tragen, auf dem abgebildet sei, wie ihn die *ketzer meister* mit Hilfe von Engeln vor der ewigen Verdammnis retteten. Außerdem müsse er im selben Büssergewand an allen Autodafés – also an Glaubenshandlungen wie der Verbrennung von Ketzern u.ä. – teilnehmen und sich so öffentlich als ehemaliger Häretiker zu erkennen geben.

Bekennet er aber, ja, er seye der religion, begere sich aber zebesseren unndt catholisch römisch zewerden, so lesen sie ihme die artikel alle für, die er vestiglich glauben miesse, underweysen ihn vast alle wochen einmahl gar ein lange zeitt. Wann sie vermeinen, er seye nun mehr woll gegründet unndt werde nicht abfallen, so entlassen sie ihn woll der strengen gefengnuß; er muß aber noch zwey gantze jahr im selbigen hauß bleiben unndt ein langen rock [tragen] mitt einem grossen kreütz unndt viel teüflen, die ihn in die helle wöllen reißen, aber die ketzer meister unndt engel ziehen ihn heraus, aller übermahlet; mitt demselbigen kleidt muß er an allen processionen unndt actibus, so man auch andere verbrennet umb deß glaubens willen, mittgehen, damit meniglich sehe, daß er ein luteraner gewesen unndt sich bekehret habe. (351)

Verweigere sich der Angeklagte aber hartnäckig der Konversion, so sei die Strafe unweigerlich der grausame Tod durch Verbrennen bei lebendigem Leib.

Ist es aber sach, daß er sich gantzlich nitt will verenderen, unndt zu keinem ihren artiklen ja sagen, so bemühen sie sich woll ein weil mitt ihme, ihn zubekehren; aber entlich, wann ihren ettlich vorhanden oder, so er allein, schicket man ihn in die grossen stett, da viel solcher leüten beysamen, oder auch allein führet man ihn offentlich wie ein ketzer zum feür, unndt hatt er ein kleidt an oder langen rock, welcher allerdings mit teüflen, die ihn in die helle reissen unndt plagen, übermahlet; verbrennet ihn nachmalen lebendig gar tyrannisch. (352)

Doch selbst mit dem Tod des vermeintlichen Ketzers gebe sich die Inquisition nicht zufrieden, sondern trage nach ihrem Verständnis dafür Sorge, dass er auch in der Erinnerung für alle Zeiten der Schande und Verdammnis anheimfalle, denn „letztlich mahlet man ihn also im feür in die kirch unndt seinen nammen darzu, zu einer ewigen, wie sie vermeinen, schmach“. Mit Letzterem richte die Inquisition nach Platters Meinung aber ganz und gar nichts aus, „da doch die verbrenten es für ein sonderbahre ehr halten unndt sich für selig achten, wie sie auch sindt, daß sie umb den nammen unndt wahre religion Christi also yämerlich miessen gemarteret unndt verbrennet werden“. Somit beschloss Platter seine Ausführungen mit einem klaren Bekenntnis zu den Märtyrern des reformierten Glaubens, von denen „alle historien- unndt martyrbücher“ (352) zahlreiche Zeugnis gäben.

Wenn Thomas Platter d.J. im Allgemeinen auch um eine neutrale Berichterstattung über Katholiken bemüht war, so kann von einem „kaum merklichen Vorbehalt“³⁰⁵ bei seiner Darstellung der spanischen Inquisition keineswegs die Rede sein. Er zeichnete bzw. brandmarkte sie als tyrannisch, übermächtig, allgegenwärtig und nicht zuletzt als grausam. Dass die Inquisition gegen jegliche Form des Protestantismus auch gewaltsam vorging, wird von der Geschichtswissenschaft bestätigt.³⁰⁶ Allerdings finden sich im Reisetagebuch keine persönlichen Erlebnisse, die ein derart negatives Urteil rechtfertigen. Ganz offensichtlich lieferten andere mündliche oder schriftliche Quellen, auf die Platter selbst hinwies und an denen er nicht zu zweifeln schien, die Grundlage für seine Darstellung der spanischen Inquisition. Ob diese Quellen ihrerseits zu Propagandazwecken ein überzeichnetes oder böswillig verzerrtes Bild lieferten, steht wiederum auf einem anderen Blatt.³⁰⁷

2.2.3.4 *ARISTOKRATIE UND BÜRGERLICHE ELITE*

Als Thomas Platter d.J. durch Spanien reiste, regierte dort seit dem 13. September 1598 Philipp III. (1578 – 1621). Anders als in Frankreich und England, wo er die Monarchen selbst in Augenschein nehmen konnte, war ihm das in Spanien aus bereits genannten Gründen nicht vergönnt. Über den Konflikt des jungen Königs mit Barcelona hinaus weiß er nichts über Philipp III. zu berichten. Offenbar waren ihm auch sonst keine weiteren Erzählungen über diesen zu Ohren gekommen, was wahrscheinlich daran lag, dass der junge König erst wenige Monate zuvor den Thron bestiegen hatte. In seiner Darstellung des Monarchen bzw. der Monarchie beschränkte er sich daher auf die Aufzählung seiner Herrschaftsgebiete

Es ist dieß königreich [...] in 14 königreich abgetheilet, deren vor zeiten yegliches seinen besonderen könig gehept hatt, heüt aber alle durch einen, Philippum 3., regiert werden, unndt sinndt dise daß alt unndt neüw königreich Castilien, 2. Leon, 3. Arragon, 4. Catalonie, 5. Navarre, 6. Asturie, 7. Granade, 8. Valence, 9. Toleda, 10. Gallicie, 11. Murcia, 12. Corduba, 13. Portugal, 14. Algarbe. (377)

Platter erwähnte auch die europäischen Besitzungen der spanischen Krone jenseits der Iberischen Halbinsel sowie die Kolonien in Übersee: „Über daß alles hatt der könig auß Spangien noch viel ländel in der neüwen welt, item daß königreich Neaples, daß

³⁰⁵ Keiser, 1968a, S. XVII.

³⁰⁶ Bernecker, 2003, S. 26f.

³⁰⁷ Vgl. den Abschnitt 1.5.1.

herzogthumb Meylandt unndt andere länder mehr  u erhalb seinem königreich, die ihn aber doch auch viel kosten, mitt kriegsvolck zeerhalten.“ (377)

Knapp kommentierte er die Tatsache, dass es vieler Soldaten und enormer Geldmittel bedurfte, ein derart großes Reich zu beherrschen. Ob Platter um die finanziellen Probleme schon zu Zeiten Philipps II. und den dreimaligen Staatsbankrott in den Jahren 1557, 1575 und 1596³⁰⁸ wusste, ist nicht überliefert. Etwas überraschend ist jedenfalls die Behauptung, dass es dem König nicht erlaubt sei, die Steuern zu erhöhen: „Es hatt der könig sein bestimpt jährlich einkommen von seinem landt; ist ihme nicht erlaubt, mehr aufzulegen“. (377f.)

Hinsichtlich der weiteren Aristokratie des Landes konstatierte er eine Vielzahl von adeligen Herren, die sich eines enormen Reichtums erfreut hätten.

 ber daß sindt in Spangien 20 hertzen, deren yeglicher gemeinlich über die 50 oder 60 tausendt ducaten jährlichs einkommen hatt, undt ettlich viel mehr. Item 20 marggraven, die habend wenig minder einkommen dann die hertzen; item 60 graven, deren yeglicher einkommen jährlich von 10 biß in 20 tausendt ducaten sich erstreckt. Ettlich habendt auf die 50 000. Freyherren, landtv gt, vicereges, statthalter, marschalck und regenten hatt es wunder viel. (377)

Von der Schönheit und dem Reichtum der Stadt Barcelona zeigte er sich an mehr als an einer Stelle beeindruckt. Verantwortlich für die Pracht der städtischen Architektur machte er vor allem die dort in großer Zahl residierenden Adeligen, die lieber in der Stadt als auf dem Lande wohnen würden.

Heütigs tags ist dise statt die hauptstatt der grafschaft Catalonia unndt eine von den schönsten, reichsten unndt besten erbauwen, die in gantz Spangien möchte sein, ya auch, wie ettliche wellen, in der gantzen christenheit, dann ein großer theil der heüseren mehr schönen pallästen undt vestungen gleich sindt dann aber gemeinen heüseren, dieweil mehrtheils edelleüt unndt herren nicht auf dem landt, sondern in der statt wohnen unndt deßwegen solche stattliche wohnungen haben. (339)

Schon in Perpignan war ihm die Sitte der wohlhabenden Bewohner aufgefallen, selbstbewusst auf den öffentlichen Plätzen zu flanieren: „Vor dem statt oder rahthauß, welches mechtig groß unndt woll erbauwen, ist ihr (Loge) spatzierplatz, gar schön gebauwen, da die kaufleüt unndt andere fürnemme burger spatzieren“. (324) Ebenso erging es ihm in Barcelona, wo er rege bevölkerte Straßen und Plätze ausmachte und geradezu ein allabendliches Schaulaufen ob zu Fuß, in der Kutsche oder hoch zu Ross beschrieb.

³⁰⁸ Vgl. Pietschmann, 2005, S.150.

Auf disem schönem platz sicht einer yederzeit allerley völker spatzieren, unndt vor dem imbiß, auch nachtessen, viel gutschen auf unndt abfahren, damitt sie ihnen ein appetit machen. Der weg ist erhöhet, nicht mit steinen besetzt, deßwegen es gar sanft zugehet; sindt gemeinlich nur zwey maulthier vor einer gutschen neben einander, dann sie die pferdt mehrtheils zum spatzieren allein gebrauchen, weil sie gar schön undt zierlich sindt. (339f.)

Platter vermutete, dass dieses Flanieren vor dem Essen den Appetit anregen sollte. Dass er diesen Brauch dennoch mehr dem Wunsch der Städter anrechnete, den eigenen Wohlstand zur Schau zu stellen, scheint angesichts des Hinweises auf die edlen Pferde zumindest angedeutet. Sicherlich macht seine Schilderung deutlich, wie sehr sich das städtische Leben im Freien auf der Straße abspielte. So seien die Bürger Barcelonas keinesfalls Stubenhocker: „Es sindt sonsten auch noch mehr schöne, ebene, unbesetzte plätz in der statt, da sie pflegen also zespatzieren.“ (340)

Anlässlich von besonderen Feierlichkeiten hätte sich die vornehme Bürgerschaft jedenfalls alles andere als lumpen lassen. In der Hochphase des Karnevals erlebte Platter, wie die Bürger Barcelonas auf die Straßen und Plätze strömten, um in ihren Masken ausgelassen zur Musik zu feiern und mit ihren Kutschen und Pferden hofieren zu gehen.

Umb den 18., 19., 20., 21. unndt 22. hornung wahre die faßnacht, welche albereit lang zavor angefangen hatt, am allergrössisten. Da sahen wier ein mascaraden über die andere zu fuß unndt zu pferdt in der statt hin unndt här spatzieren, eine anderst dann die andere verummnet. [...] Die fußgenger laufen von einem hauß in daß ander, führen seitenspil mitt ihnen [...] Yedoch sinndt sie mehrtheils zu pferdt unndt sitzen in den gutschen, fahren in der statt hin unndt wider umbeinander. (372f.)

Dass man in Barcelona zu feiern verstand, gab Platter freimütig zu. Wie sehr die Bürger dabei zugleich immer die Bühne suchten, um sich zu profilieren, schien ihn aber zu irritieren und war ihm erneut der Erwähnung wert.

Wier haben uns alle tag gegen abendt auf den weiten, grossen platz in der alten statt schier bey der alten mauren, wann man zu der artzeten collegio gehen will, verfüeget; da kommen sie alle zesamen, fahret ein gutschen an der anderen den selbigen langen, weiten platz auf unndt ab, andere reiten auf überauß stattlichen spangischen pferden. (373)

Bei diesem eitlen Schaulaufen, bemerkte Platter kritisch, würde aber nur wenig Rücksicht auf die Gesundheit der Pferde genommen, solange man mit ihnen Eindruck schinden konnte. Er fand es „schad, daß sie solche schöne pferdt haben, sitzen mehrtheils zwen hindereinanderen auf einem pferdt, alle maßgiert“. (373)

Überhaupt seien die Straßen von Schaulustigen überfüllt gewesen. Die Menge der Feiernden und die verstopften Plätze bereiteten ihm sichtlich Unbehagen: „andere laufen zefuß auß einem hauß in daß ander, unndt ist derselbig platz gesteckt voll vermaßgierte unndt zuseher.“ An den Fenstern habe man jedoch schöne Frauen sehen können, die dem Spektakel aus der Distanz beiwohnten und sich den Zuschauern präsentierten: „In den heüseren derselbigen gegne ligen alle fenster voll frauwenzimmer, aufs köstlichsten außgezieret, welche den fürüber fahrendt, reitendt unndt laufenden zusehen.“ (373)

Als er Zeuge einer Hochzeit wurde, stieß ihm auf, wie die geladene Gesellschaft die Gelegenheit zur Präsentation des eigenen Wohlstandes nutzte. So kurz der Weg zur Kirche auch gewesen sein mag, so sei doch keiner der Gäste zu Fuß dorthin gegangen, sondern alle Welt sei auf Kutschen öffentlichkeitswirksam auf- und abgefahren oder stattlich hoch zu Ross vorbeiflaniert.

Den 21. hornung am sonntag oder der herren faßnacht hab ich ein überaus stattliche hochzeit sehen zu Barselona halten; sie sindt mehrtheils auß deß hochzeiteis hauß in die kirchen in überauß stattlichen gutschen wie auch widerumb dahin gefahren unndt geritten; ohnangesehen daß es nitt weit wahre, gung niemandts zefuß. (374)

Da habe sich auch der Gastgeber großzügig zeigen und für ein rauschendes Fest sorgen müssen. Besonders das reichhaltige Mahl und die Erlesenheit der aufgetragenen Speisen imponierten dem jungen Schweizer sehr: „Ich hab auch sehen, wie stattlich es bey dem essen unndt dem dantz ist zugangen; es muß gewiß ein fürnemmer herr gewesen sein, dann ich mein tag zavor nicht ein solch stattlich unndt köstlich maalzeitt gesehen hatte.“ (375) Dies ist allerdings die einzige Textstelle, in der sich Thomas Platter d.J. lobend zur spanischen Esskultur äußerte. Sie zeigt aber, dass man auch in Spanien trotz der sonst von Platter konstatierten Kargheit der Speisen sehr wohl in der Lage war, herrlich aufzutischen, wenn es darum ging, eine gute Figur zu machen.

Hinsichtlich der Reitkunst und der Feinheit der Sitten seien die vornehmen Spanier jedoch den Franzosen unterlegen. So halte nach Platters Ansicht die lebhafteste Sarabande, ein im Spanien des 16. Jahrhunderts beliebter Tanz mit Kastagnetten, dessen Ursprung und Etymologie nicht eindeutig geklärt ist³⁰⁹, den Vergleich mit den französischen Tänzen nicht stand.

Bey dem dantz gunge es nicht so höflich wie in Fankreich zu, dann sie es den Frantzosen bey weitem nicht kennen zuthun mitt dantzen, wie auch mitt dem reiten nicht. Sie dantzen einen besonderen dantz, sarabanda ge[ne]nnnet, viel mitt einanderen, doch par unndt par, heben aber nicht an einander, sonder klepfen mitt

³⁰⁹ Vgl. Glüxam, 2005.

beiden henden, als wann sie schnellete, haben höltzen oder beinene instrument an den daumen, darauf sie mitt den mitleren fingeren schnellen, daß es gar laut thönet, heissen sie castanietes, (375)

Platter schätzte die Sarabande offenbar nur wenig. Gemessen an seinem Erfahrungshorizont stellte er die fremde spanische Art zu tanzen, sogar als unästhetisch dar. Das ganze Treiben, die Mimik, die Gebärden und Bewegungen der Tänzer wirkten auf ihn hauptsächlich lächerlich: „weib unndt mann dantzen also einander nach unndt kehren einanderen yeder zeit daß angesicht; der mann dantzet gemeinlich zeruck, unndt treiben gar seltzame, lächerliche gebärden unndt bewegungen deß leibs, auch der händt unndt fließen.“ (375)

Platter konnte also auch ein Snob sein. Das Fremde gegenüber dem Bekannten einfach deshalb abzuqualifizieren, weil es sich davon unterscheidet, ist jedenfalls kein Zeichen von großer Offenheit oder neutraler Beobachtung. Dass auch Platters Text, bei aller Neugier und Bildungseifer des jungen Autors, kein Beispiel für eine neutrale Darstellung einer fremden Kultur ist, wurde eingangs schon thematisiert. Demnach sei jegliche Bewertung einer fremden Kultur stark durch die eigenkulturelle Perspektive gesteuert und lasse daher vor allem Beobachtungen über den Autor solcher Aussagen zu. So betrachtet drängt sich hier das Bild eines jungen Mannes auf, der eine ganze Menge auf seine Ausbildung und Erfahrung hielt, der aber am Rande der Tanzfläche stand und nicht mittanzen konnte, was ihn ungnädig urteilen ließ.

Als Mediziner war Platter selbstverständlich am örtlichen Gesundheitswesen interessiert. Deutliches Lob spricht aus seiner Schilderung des großräumigen, städtischen Krankenhauses, das „ein überaus grosser, woll erbauwener spital“ gewesen sei, „den ich gesehen unndt mich höchlich ab seiner köstlichkeit verwundert hab“. (347) Verblüfft ist er über die Finanzierung dieser Einrichtung, die kaum durch die öffentliche Hand, sondern zum größten Teil durch die Mildtätigkeit der reichen Bürger gewährleistet wurde. Ihm sei nämlich

berichtet worden, daß derselbige spital wie auch die anderen in Spangien kein oder gar wenig bestendig einkommen habe [...] unndt steüren die fürnemmen, reichen leüt täglich so viel vleisch, brot, wein, gelt unndt anders, daß man yederzeit alle völle in den spitalen habe, ya auch viel überbleibe. (347f.)

Die Bereitwilligkeit der wohlhabenden Stadtbürger, das Spital mit großzügigen Spenden zu unterhalten, ist sicher eine der Eigenschaften, die Platter an den Spaniern seiner Zeit schätzte und bewunderte.

2.2.3.5 AKADEMIKER UND MEDIZINER

Wenn man selbst jahrelang im Ausland studiert hat, besichtigt man auf einer anschließenden Bildungsreise natürlich auch die Universitäten, in Platters Fall die von Perpignan und Barcelona. Als Mediziner richtete er sein Augenmerk besonders auf die spanischen Ärzte und den Stand der Medizin. Aber auch andere Fakultäten erwähnte er in seiner Reisebeschreibung.

Noch in Perpignan registrierte er die hohe Bedeutung, die den theologischen und philosophischen Studien an der Universität beigemessen wurden: „Es ist die academy oder universitet diser statt in einem zimbllichen thun wegen der heiligen geschrift unndt philosophey.“ (324) Diese Beobachtung Platters ist angesichts jener von Reformation und religiösen Konflikten geprägten Epoche nicht überraschend. Gemessen an der Relevanz, die der Katholizismus für die Entstehung des frühmodernen spanischen Staates sowie für die Ausformung der frühneuzeitlichen spanischen Gesellschaft hatte, liegt es auf der Hand, dass man sich an den Universitäten intensiv mit theologischen Fragen beschäftigte. So rühmte Platter die Universität zu Barcelona zwar als eine „weitberümbte universitet in allen faculteten“, er hob aber doch hervor, dass dort bis vor Kurzem die (abwegigen) Lehren des Philosophen und katholischen Theologen Ramon Llull (1232 – 1316) vermittelt worden waren, dessen Statue noch heute in der Haupthalle des Universitätsgebäudes bewundert werden kann. Dort sei in „deß Raymundi Lulli kunst, (der in der statt Mallorque in der insel, auch also genennet, bürtig gewesen), yederzeit ein bestelter professor“ beschäftigt gewesen, „biß neüwlich der letst von der kunst daub unndt unsinnig worden, auch darvon gestorben ist.“ (352) Mit *kunst* bezog sich Platter höchstwahrscheinlich auf Lulls Werk *Ars magna*, wo dieser seine Idee einer neuen Kunst des Denkens darlegte. Die Basis dieses neuen Denkens sollte eine erweiterte Logik sein, eine *logica nova*, die nicht nur auf dem Verstand aufbaute, sondern Glauben und Wissen miteinander versöhnen sollte.³¹⁰ Platters Bericht, dass der letzte Professor dieser Logiktheorie erst kürzlich davon taub und wahnsinnig geworden sowie schließlich daran gestorben sei, gehört mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ins Reich unwahrer Gerüchte. Dass er dies dennoch in seinen Ausführungen notierte, lässt darauf schließen, dass er Lulls Lehre zur Logik entweder für fehlgeleitet hielt oder einfach nicht viel darüber wusste.

³¹⁰ Vgl. Precht, 2017, S. 43.

In Perpignan zählte er die an der medizinischen Fakultät auch praktizierenden Ärzte und vermerkte: „es sindt auch bey acht artzeten, welche die prattick daselbsten üeben.“ (324) Im größeren und bedeutenderen Barcelona gab es entsprechend mehr gelehrte Mediziner: „Der artzeten sindt 22 zu Barselona, darunder sechs professores, die läsen unndt disputieren.“ Den Leiter der dortigen medizinischen Abteilung hielt er offenbar für so bedeutend, dass er ihn sogar mit Namen erwähnte, denn dort sei „doctor Mediona ihr cancellarius unndt protomedicus gewesen. (325)³¹¹

Unbedingt bemerkenswert erschien es Platter, dass diese gelehrten Männer nicht nur als Professoren und Ärzte tätig seien, sondern in der Stadt auch politische Ämter übernehmen würden, selbst wenn sie nicht dem adeligen Stand angehörten. Manche seien als Bürgermeister und Botschafter tätig gewesen oder hätten sich sogar um die Finanzen der Stadt gekümmert, was er an Beispielen namentlich belegte.

Es fallen aber die artzet wie auch andere gelehrten auch allerley politische ämpter an, werden für kriegsleüt, legaten unndt burgermeister gleich wie die edelleüt gebraucht. Dann doctor Caxanes unndt d[octor] Solers, beyde artzet, wahren damahlen burgermeister unndt für ambassadores zu dem könig nach Madrid in nammen der gantzen statt verschicket worden. Von d[octor] Castello, mitt dem ich hin undt wider in die heüser auf die prattick gangen bin, wie es dann gleich wie zu Montpelier gebreüchig, ist oben meldung beschehen, daß er burgermeister unndt schatzwahrer gewesen. (353)

In der Universität zu Barcelona hatten Platter und sein Reisegefährte außerdem Gelegenheit, einer Disputation zur Erlangung der medizinischen Doktorwürde beizuwohnen. Nicht nur durften sie bei dem gelehrten Diskurs anwesend sein, sie wurden sogar aufgefordert, aktiv daran teilzunehmen. Offenbar schlugen sich die beiden dabei so gut, dass ihnen, wie bei den dortigen Doktoranden üblich, zur bestandenen Prüfung weiße wohlriechende Handschuhe als Zeichen der akademischen Würde überreicht wurden, worauf Platter so stolz war, dass er diese auch gleich wieder nach Basel schickte.

Demnach kamen wir gleich in der arzeten collegium; da horten wier einen studenten (pro gradu) umb den doctorat disputieren. Man gabe uns auch theses in dem saal; da disputierten wier beyde auch wider ihn, unndt wann einer sein disputatz geendet, so brachte man ihme ein par lideren, wollriechendendt hendtschu zur verehrung, wie ich dann meine sampt den thesibus nach Basel verschickt habe. (353)

Das im Unterschied zu seinen Erlebnissen in Frankreich wohlgeordnete Prozedere der gelehrten Disputation und insbesondere das gute Latein, das dabei gesprochen worden

³¹¹ Allerdings scheint besagter Doktor laut der Recherche nicht in die Geschichte eingegangen zu sein.

sei, kommentierte Platter mit anerkennenden Worten³¹²: „Sie redeten gar sauber latein, unndt wahre der saal köstlich tapissiert; sassen gar viel doctores in der artzney auff den öbristen benken, die studenten aber unden herumb; gehet gar ordentlich dann in Frankreich zu.“ Dabei fiel ihm auch eine gewisse akademische Rivalität der spanischen Universitäten auf, im vorliegenden Fall zwischen Barcelona und Valencia, wo der zu examinierende Doktorand studiert hatte, denn „der candidatus hatte zu Valencia seine cursus unndt studieren vollbracht, deßwegen man ihme auch desto stercker zusatzte“. (353)

Zum Stand des medizinischen Wissens äußert sich der Arzt auf Bildungsreise neben der beschriebenen Gelehrsamkeit an den Universitäten überraschenderweise nicht oder nur kaum. Eine Passage seines Reiseberichtes wirft jedoch ein eher dunkles Licht auf die diagnostischen Fähigkeiten der Ärzte jener Zeit. Auf den Straßen Perpignans und Barcelonas waren ihm die vielen Blinden aufgefallen, die meist von Knaben geführt worden seien: „Viel blinde leüt haben wier oft, so woll zu Perpinian als zu Barselona sehen mit einanderen gehen, gemeinlich zwen und zwen, undt in mitten ein junger knab, dem sie beyde die handt auf der agslen oder kopf hulten, der sie also führet, wo sie hin begereten.“ (371) Diese müssten sich oft als Straßenmusikanten oder musikalische Unterhalter in den örtlichen Bordellen verdingen, was sich sogar in einem zynischen Sprichwort der Zeit widerspiegle.

Es können auch viel solcher blinden woll auf den geigen oder quinternen oder auch anderen insrumenten spilen, welche einem ein lange zeitt umb ein gering gelt kurtzweil machen, wie sie dann oft vor der handtwercks leüten läden oder im frauwenhaus sitzen unndt hofieren; dahäro vielleicht daß sprichwort: Du gebest ein guten geiger, ist schadt, daß du nicht blindt bist. (371)

Jedoch seien auch viele vornehme Bürger von dieser Krankheit befallen oder hätten doch zumindest eine ausgeprägte Seeschwäche, so dass sie sich mit Brillen und Lupen behelfen müssten.

Es sinndt viel fürnemme leüt, die einttweders auch blindt oder sonst übelsehendt sindt, deßwegen ettliche yederzeitt brillen auf den augen tragen, die anderen haben spiegel an langen stilen am hals hangen, dardurch sie lügen, wann sie ettwas eigendtllich sehen wellen. (371)

³¹² Platters positive Darstellung unterscheidet sich hier deutlich von der im 16. und 17. Jahrhundert verbreiteten Ansicht über das spanische Universitätswesen. Meist wurde gerade die Vernachlässigung der alten Sprachen und die Bevorzugung des Spanischen kritisch angemerkt. Vgl. Kürbis, 2004, S. 193. Diese Textstelle liefert erneut einen deutlichen Beleg einer von Quellen unabhängigen Positionierung Platters.

Bei der Diagnose dieses verbreiteten Phänomens sei man allerdings noch weitgehend ratlos. Unter anderem würden der Brauch vieler Knaben und Männer, keine Kopfbedeckung zu tragen, oder auch die schon beschriebenen Kurzhaarfrisuren dafür verantwortlich gemacht.

Die ursach, warumb so viel blinde in Spangien sindt, kan man nitt eigentlich wissen; ettlich vermeinen, es komme dahär, weil die jungen knaben biß in 10. oder 12. jahr gemeinlich parhaupt gehendt, auch nochmohlen schwerlich daß haupt kennen bedeckt behalten, oder weil die Spangier daß haar so genauw abscheren, welches die flüß bewegt unndt entlich dem gesicht schadet. (371)

Eine weitere Möglichkeit, die Platter ins Spiel brachte, verweist auf die vermeintliche sexuelle Unzüchtigkeit der Spanier, die doch dem „laster gar gefehr“. (346) So seien es vielleicht diverse Geschlechtskrankheiten, die womöglich eine Schädigung der Augen zur Folge hätten: „Vielleicht möchte auch Venus nicht ein geringe ursach der blindtheit sein.“ (371) Eine bessere Erklärung für die Ursache solchen Augenleidens hatte jedenfalls auch der Schweizer Mediziner nicht parat.

Platter warf zudem einen kurzen Blick auf die Apotheker und die von ihnen benutzten Arzneibücher. Perpignan betreffend notierte er: „Die apotecker haben auch stattliche läden undt brauchen daß dispensatorium³¹³, zu Barselona getruckt.“ (324) In Barcelona wiederum bemerkte er „ettliche wurtzkrämer unndt apotecker, welche viel seltzame artzneyen haben“. Unter den dort zahlreich angebotenen Medikamenten waren also offenbar nicht wenige, die er noch nie gesehen hatte. Sehr vernünftig schien ihm jedenfalls, dass man genannte Arzneibücher nur bei den Apothekern kaufen konnte und dazu allem Anschein nach vom Fach sein musste, denn „sie allein die dispensatoria oder kunstbücher, darinnen ihre recept getruckt, verkaufen, damit solche bücher nicht gemein werden oder under daß volck kommen, die dieselbigen mißbrauchen möchten“. Bei dem Mediziner Platter stand ein solcher Missbrauch wohl nicht zu befürchten, sodass er „dann auch eins von ihnen erkaufte unndt nach Basel geschickt“ (344) hat.

Um die Versorgung einfacher Wunden kümmerten sich zu Platters Zeit sogenannte Bader oder Barbieri, denen aber auch das Schneiden der Haare oder die Rasur des Bartes oblag. Über die Männer dieses Fachs, deren Beruf bis in die frühe Neuzeit auch im deutschsprachigen Kulturraum als ehrlos galt³¹⁴, wusste er eine merkwürdige Sitte zu

³¹³ Vermutlich ist hier die erste spanische Pharmakopöe (Arzneibuch) gemeint, die *Concordia pharmacopolarum Barcinonensium in medicinis compositis a Narcisso Solano segundo Barcinonensi integre antiquorum majestati restitute Faventie Gottholanorum* 1535. Vgl. Keiser, 1968a, S. 324, Anm. 3.

³¹⁴ Scribner, 1997, S. 24.

berichten: Diese „wundartzet haben ihre läden gantz offen, ist nur ein umbhang dafür gezogen“ (324), wie er schon in Perpignan bemerkte. Solches semi-öffentliche Praktizieren erregte auch in Barcelona das Interesse des Bildungsreisenden, der sich immer für fremde Bräuche interessierte.

Die wundartzet oder balbierer haben ihre gemach, darinnen sie balbieren, gegen den strassen gantz offen, ist nur ein umbhang dafür gezogen; wann man einem balbieret, stellet man ein sessel an die gassen unndt zeücht den umbhang für, der ettwan ellen weit für daß hauß heraus gehet. (344)

Platter machte sich darüber einige Gedanken. Letztlich interpretierte er es als Ausdruck des skeptischen Wesens der Spanier, die nicht einmal ihrem Friseur ihr volles Vertrauen schenkten. Er mutmasste, „es beschehe allein darumb, weil sie einanderen nicht beym besten trauwen, damit yederman, der fürgeheth, sehe, welchen unndt wie man einen balbiere.“ (344)

Der Basler schien hier den Spaniern zu unterstellen, dass sie die Furcht hegten, der Barbier könne sein Messer gebrauchen, um mehr als nur die Haare abzuschneiden. Darüber, ob diese Furcht mitunter gerechtfertigt gewesen sei, kann nur spekuliert werden. Man muss auch bedenken, dass diese Barbieri in einer Zeit mit der Wundbehandlung betraut waren, die noch nicht viel vom Nutzen der Hygiene und rein gar nichts vom Segen der Antibiotika wusste. Da sie wie gesagt als ehrlos angesehen wurden, gaben sie insofern bei Komplikationen die perfekten Sündenböcke ab. Jedenfalls waren die Barbieri bemüht, möglichen Befürchtungen entgegenzuwirken, sodass sie gemäß Platters Beobachtung „zenacht ein liecht gegen einem scherbecke [stellen], damit es desto heller leüchte, wann man zu ihnen will.“ (344)

2.2.3.6 HÄNDLER UND HANDWERKER

Platter hatte sich vorgenommen, möglichst umfassend über seine Erlebnisse und Eindrücke zu berichten, und vergaß daher auch nicht, an einigen Stellen seiner Reisebeschreibung über die Händler und Handwerker Auskunft zu geben. In diesen Passagen wirkt der Bildungsreisende wie ein moderner Tourist, der durch die Straßen der Städte flanierte und dabei die entlang der Gassen angebotenen Waren auf der Suche nach einem Souvenir betrachtete.

Schon in Perpignan bemerkte er in der Nähe des Fischmarkts „die fürnembsten kaufleüt“, die unter anderem Stoffe von hoher Qualität zum Kauf anboten. „Man machet

gar gut thuch in diser statt“ lautete sein Urteil und er erinnerte sich, „wie dann bey uns vor jahren perpinianische schauben³¹⁵ gemein gewesen sindt.“ (324)

In Barcelona besichtigte er die Markthalle, wo ihm der Reichtum der Händler sowie die Vielfalt und Erlesenheit der angebotenen Waren beeindruckte: „Auf dem märckt wohnen auch viel stattliche reiche kaufherren, die köstliche wahren veil haben in grosser menge.“ (344) In einigen Gassen schlenderte er über eine Art Straßenmarkt, wo jeden Donnerstag die Schneider, neue, aber auch gebrauchte Kleidung zum Kauf sowie zum Tausch anbieten würden. Ferner stellten dort die diversen Händler Haushaltsgegenstände aller Art und sonstige Waren zur Schau. Um die Aufmerksamkeit der Kunden zu erregen, würden die Marktschreier ihre Waren mithilfe von Trompeten geräuschvoll anpreisen.

Neben dem kaufhaus ist ein lange, weite gassen, doran eitel schneider unndt kaufleüt wohnen, so gantze kleider, alt unndt neüw, verkaufen unndt vertauschen. Welche alle donnerstag ihre kleider, wahren, wahr, haußraht unndt dergleichen auf demselbigen platz gegen ihren heüseren über an aufgerichtete schrägen hencken unndt ein stuck nach dem anderen mitt der trommeten thon außrufen unndt verganten. (343f.)

Auf seinen Streifzügen durch die Stadt fielen ihm darüber hinaus auf den Straßen ausgestelltes edles, mit güldener Emaille überzogenes, tönernes Geschirr und die vielen, in allen Größen erhältlichen Nadeln auf. Die Schnelligkeit und Kunstfertigkeit, mit der die Schmiede solche Nadeln herstellten, machten großen Eindruck auf ihn, so dass er wohl eine ganze Weile stehen geblieben war, um den Handwerkern bei der Arbeit zuzusehen. Er ließ es sich auch nicht nehmen, sowohl Geschirr wie Nadeln zu kaufen und in die Heimat zu schicken.

In einer anderen gassen sahe ich eitel hafner, die gar schöne irdine geschirr in grosser menge veil hatten, mehrtheils, als wann sie mitt goldt gemahlet, verglasuret, wie ich eines nach Basel verschickt habe. In einer anderen gassen wahren eitel nodler, denen ich zusahe, wie geschwindt sie aller gattung nodlen schmideten, von denen ich auch ein gute anzahl theürer dann bey uns erkaufte, hoch verzollen mußte unndt nach Basel verschicket habe. (344)

Von den bei der Damenwelt Barcelonas so beliebten hohen Schuhen ist schon die Rede gewesen. Den Schustern, die diese herstellten, begegnete er in einer anderen Straße, „darinnen eytel schumacher wohnen, zu beyden seiten, fast einer an dem anderen“. (344) Offenbar war diesen eine der Gassen vorbehalten, wo sie zu großer Zahl und dicht

³¹⁵ „langes, weites, bis auf die füsze gehendes oberkleid für beide geschlechter“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 14, Sp. 2297, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=S05353>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

gedrängt ihre Werkstätten hatten. Bei einem Drechsler ließ sich Platter ein Tintenhorn aus Elfenbein anfertigen. Die Art und Weise des Drechselns, bei der nicht nur mit den Händen gearbeitet wurde, sondern auch ein Fuß zum Einsatz kam, war ihm allem Anschein nach bisher unbekannt gewesen und er meinte, diese ausgefeilte Technik in seinem Bericht nicht unterschlagen zu dürfen.

Im fürgang kan ich daß nicht übergehen, daß ich zu Barselona ein dregsler gesehen, welcher, ob er schon beyde händt woll konte brauchen, doch mitt dem einen fuß die eysen gehalten unndt gar saubere arbeit gedreyet hatt, wie ich ihme dann oft mitt verwunderumb zugesehen; hatt mir auch ein beinen dinten horn also gedrechselt, daß ich von ihm erkaufft. (372)

In der Goldschmiedegasse traf er auf eine lange Reihe von Kunsthandwerkern. Seine Beobachtung, dass unter ihnen die einen nur mit Gold und die anderen nur mit Silber arbeiteten, war ihm der besonderen Erwähnung wert. Er dokumentierte dies sogar mit Einsprengseln in katalanischer Sprache. Ganz offensichtlich kannte er solch eine Differenzierung weder aus seiner Schweizer Heimat, noch war sie ihm auf seinem bisherigen Reiseweg begegnet.

In diser alten statt sinndt die fürnembsten gassen, kirchen unndt heüser als nemblich under anderen der goldtschmidten gassen, welche mechtig lang ist und vast eitel goldtschmidt läden doran gesehen werden, einer an dem anderen auf beyden seiten, yedoch hatt es zweyerley, dann ettliche nur mitt silber umbgehendt unndt dasselbig verarbeiten, plateros genennet, die anderen treiben allein goldtarbeit, werden plateros qui labran oro geheissen, von dem wörtlin plata/silber här. (343)

Vom Reichtum der Händler und der Geschicklichkeit der Spanier im Handwerk war Platter also höchst angetan. Zusammenfassend beschrieb er die Vielfalt und Qualität der in Barcelona angebotenen Waren und Erzeugnisse, die vom Wohlstand der städtischen Gesellschaft zeugten, mit anerkennenden Worten: „Es sindt auch sonsten viel gassen, darinnen überaus köstliche wahren verkauft werden.“ (343)

Nur in einem Bereich glaubte er, ein Defizit ausmachen zu können, denn von einem reichhaltigen Fischfang an der Küste Barcelonas habe ganz und gar nicht die Rede sein können. So sei das Angebot auf dem städtischen Fischmarkt Barcelonas im Vergleich zu Montpellier mehr als schmal und einseitig gewesen. Dieses Manko sei ihm von den örtlichen Fischern, mit denen er sich auf einem seiner Spaziergänge vor die Stadt unterhielt, bestätigt worden.

Als wier auch ettliche mahl für daß statt thor hinaus spatziereten unndt die fischer sahen daß groß garn ziehen, vermerkten wier woll, wie sie auch bekenneten, daß es nitt so fischreich umb dieselbige gegne deß meers wie aber bey Montpelier wahre.

[...] Wir gespüreten es auch woll auf dem fischmarckt, da man schier nur sardines, kleine fischlin, verkaufete. (354)

Dieses kurze Erlebnis Platters ist aber vor allem aus einem Grund interessant. Während in seiner allgemeinen Beschreibung des Charakters und der Mentalität der Spanier der Hang zur Prahlerei und eine gewisse zur Unehrllichkeit neigende Verschwiegenheit angedeutet wird, schilderte er hier die Fischer als offen und ehrlich genug, auch einen negativen Aspekt der eigenen Lebenswirklichkeit freimütig einzugestehen. Ob dies daran gelegen haben könnte, dass die Fakten deutlich für sich sprachen, sei dahingestellt. Platter nahm dazu jedenfalls nicht Stellung.

2.2.3.7 *DIENER UND BEDIENSTETE*

Diese weniger privilegierten Schichten der Gesellschaft thematisierte Platter in seiner Reisebeschreibung nur am Rande, obwohl es unter den Bewohnern der Städte, insbesondere Barcelona, sicher eine große Menge von Dienern und Bediensteten aller Art gab. Sie waren für ihn aber offensichtlich nicht von besonderem Interesse. Er erwähnte sie z.B. im Kontext seiner schon angesprochenen Beschreibung der vornehmen Damen, wo die Mägde und Knechte, von denen sie sich auf der Straße begleiten ließen, zum Statussymbol werden. Ebenso schien es sich an Festtagen oder angesichts besonderer Feierlichkeiten zu verhalten, denn er bemerkte, dass „dann allein die diener“ zu Fuß unterwegs waren, „die gar stattlich mit der kleidung gehalten werden, welche ihren herren nachgehend“, während ihre Herrschaften in den Kutschen saßen. Es war ihm jedoch aufgefallen, dass in Spanien, die Diener „erwagsene männer sindt“ und nicht wie „in Frankreich lakeyen“ (374), wie er in einem Nebensatz notierte.

Nur an einer Stelle, als es ihn persönlich betraf, war ihm eine temperamentvolle Dienstmagd der besonderen Erwähnung wert. In ihrer Herberge in Barcelona hatten Platter und sein Reisegefährte aus Angst vor Diebstahl alle ihre Habseligkeiten in ihrem Zimmer eingeschlossen, so „dass die dienstmagdt nitt konte hinein kommen, daß bette zuzubereiten“. Darüber sei sie derart wütend gewesen, dass sie „sie zu unserem lakeyen in zorn sagte, wo seine frantzösischen prediger wehren, daß sie die kammeren verschlossen hetten“ (386). Die Bezeichnung als französische Prediger³¹⁶ war angesichts der herrschenden religiösen Intoleranz durchaus nicht ungefährlich und Platter fürchtete, sich schließlich doch noch vor der Inquisition verantworten zu müssen. Wäre der Diener

³¹⁶ Gemeint waren wohl die Hugenotten.

nicht vom Wirt daran gehindert worden, die etwas großschnäuzige Magd zur Vergeltung „mit einem feürigen brandt“ (386) zu verletzen, wären sie „nochmahlen in große gefahr kommen; dürfen auch woll gleich habe mießen in daß inquisition hauß“ (386f.). Auch wenn Platter über den Stand der Bediensteten nicht mehr berichtete, so passt diese Erzählung doch in sein Bild von mitunter leidenschaftlichen und temperamentvollen Spaniern, die „so hitzig“ (346) seien.

2.2.3.8 PERSONENGRUPPEN AM RANDE DER GESELLSCHAFT

2.2.3.8.1 SCHAUSPIELER UND SCHAUSTELLER

Das Theater spielte im städtischen Leben Barcelonas nach Darstellung des Thomas Platter d.J. eine bedeutende Rolle und er selbst hatte mehr als eine Aufführung erlebt. Was er hinsichtlich der Popularität des theatralischen Schaffens in seinem Reisetagebuch notierte und schilderte, deckt sich dabei weitgehend mit dem Befund der einschlägigen Forschung, die sogar von einer „enormen Begeisterungsfähigkeit der Spanier für Schauspiele schlechthin, die um 1600 aber zu einer wahren Theatermanie führte“, spricht.³¹⁷ Demzufolge hatte sich im Spanien des *siglo de oro* eine enorme Vielfalt an dramaturgischen Gattungen entwickelt und das spanische Drama jener Epoche wird zu den Höhepunkten der europäischen Theaterentwicklung gezählt.³¹⁸ Um die Jahrhundertwende zum 17. Jahrhundert und somit zur Zeit von Platters Reise, etablierte sich das spanische Theater „dann in einer Weise, die es zum ersten wirtschaftlich organisierten Nationaltheater im modernen Sinn überhaupt werden läßt [sic!]“. ³¹⁹

Platter sprach in Bezug auf das in Barcelona erlebte Theater durchgängig von *comoedien*. Ob er damit die Gattung Komödie im eigentlichen Wortsinn oder das Theater im Stil der zu seiner Zeit beliebten *comedia nueva*³²⁰ nach Lope de Vega meint, ist nicht eindeutig zu entscheiden. Vermutlich bezog er sich damit allgemein auf darstellerische Schauspiele aller Art. Zum Zweck theatralischer Aufführungen seien in Barcelona jedenfalls eigens Orte – wohl im Stil der Corral-Theater³²¹ – eingerichtet worden: „Man hatt auch viel kurtzweil zu Barselona in den comoedien, zu welchen sonderbahre plätz

³¹⁷ Rössner, 1991, S. 162.

³¹⁸ Zum Thema allgemein vgl. ebd., S. 161 – 191.

³¹⁹ Ebd., S. 161.

³²⁰ Vgl. ebd., S. 182 – 184.

³²¹ Vgl. ebd., S. 179f.

(theatra) erbauwen sindt, in welchen menniglich sehen kan, was unndt wie man (agieret) spilet.“ (347)

Platter besuchte diese Theater nach eigener Aussage recht häufig. Die Aufführungen und darstellerischen Leistungen der Schauspieler schienen ihm gefallen zu haben und er kommentierte sie mit lobenden Worten: „In obgemelten plätzen hab ich viel schöne comoedien sehen von den Spangieren spilen, gar zierlich.“ Der Inhalt der Stücke befremdete ihn zuweilen, denn sie hätten „von allerhandt seltsamen geschichten“ (348) gehandelt, u.a. von dem – wie schon kurz angesprochenen – komplizierten Verhältnis der Katalanen und Kastilier.

Er registrierte allerdings mit Wohlwollen die im damaligen Spanien übliche finanzielle Verbindung der Theater mit den Spitälern und Waisenhäusern³²², denn

wann viel leüt vorhanden, bringen die jungen knaben, so im spital auferzogen worden, viel kombliche sessel, die auf dem boden, da keine stiel sindt, platz haben; darein setzen sich die fürnemmen herren, zahlt yeglicher für einen sessel auf daß wenigst ein halben real, ist ein wenig mehr dann ein batzen, ettliche mehr, unndt wirdt solches gelt, daß sich jährlich gar weit erstreckt, dem spital zum besten angewendet, deßen nicht allein die sessel sindt, sondern auch solche (theatra) schauwplätz, von welchen sie auch den zins einnehmen. (347)

Die Spitäler finanzierten sich also zum großen Teil durch die Einnahmen aus solchen Veranstaltungen, wobei sich aber besonders das vornehme Publikum darüber hinaus durch bereitwillige Spendengelder hervorgetan habe. Wieder erscheinen die Spanier in Platters Darstellung als mildtätig und als ganz und gar nicht geizig, wenn es sich um einen guten Zweck handelte: „Man hebt auch bey allen solchen comoedien unndt dergleichen spilen almusen auf, darmitt anzezeigen, daß weil einen daß gelt nicht bedaure, solche kurtzweil zesehen, soll man auch der armen nicht vergessen.“ (347)

In einem solchen Theater erlebte er den Auftritt eines aus Frankreich stammenden Seiltänzers namens Buratin. Dessen Aufführung erschien dem anwesenden Publikum derart spektakulär, dass man von unlauteren Machenschaften zu munkeln begann: „In einem neüwen schauwplatz in der neüwen oder vorstatt [...] hatt ein Frantzoz, Buratin genennet, ettliche tag wunderbahre bossen auf dem seil getriben, welches hoch von der erden gradt aufgespannen wahre.“ Ausführlich schilderte Platter das akrobatische Spektakel, dass der Franzose auf dem hoch gespannten Seil aufführte. Zuweilen habe sich dieser „wunderbahrlich wie ein aff darauf umbgeworfen“ oder er habe „eine lange stang in die handt genommen“ und im Takt der Begleitmusik „allerley schwere, seltsame dänzt

³²² Vgl. ebd., 1991, S. 179.

auf dem seil herumb gedantzet“ und dabei „überauß hohe cabriolen, ettliche aufeinanderen gemacht.“ Ohne die Stange habe er auf dem Seil auch „den spangischen dantz gedantzet, mitt beiden händen, wie sie pflegen, die castanietes geklöpfet.“ (348)

Um das Publikum noch mehr zu beeindrucken, habe er sogar „überaus hohe pantoflen“ oder auch „runde palamary kugelen unden an die schu gebunden“ und „seltzame dantz gedantzet, passomezo unndt dergleichen.“ Als weitere Attraktion habe er „einen seiner dieneren auf die agslen genommen“ oder sich selbst „in ein sack geknipfet“ und sei „nicht desto weniger auf dem seil dormitt gegangen.“ (348) Zum Schrecken der versammelten Zuschauer habe sich der Seiltänzer „in allen solchen bewegungen oft fallen lassen, als wann er herab fiele, undt ettwan nur an einem arm, handt oder fuß erhalten.“ (348f.) All diese Kunststücke führte er dabei mit solcher Geschicklichkeit aus, „daß ich mein tag seines gleichen nie gesehen hab“ (349), wie Platter höchst erstaunt und voller Bewunderung für den Akrobaten hinzufügte.

Die waghalsige Vorführung begeisterte Platter und sicher auch den Rest des Publikums, das dem Spektakel aufgeregt zusah. Besonders die anwesenden Frauen hätten immer wieder erschrockene Schreie ausgestoßen: „Auch hatt daß frauwenzimmer gar oft geschruwen, yetz falle er zu todt, ist ihme aber niemahlen kein leidt widerfahren, daß ich es gesehen habe.“ Viele der Zuschauer seien außerdem der Meinung gewesen, dass es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sei und vermuteten, dass Täuschungsmanöver oder gar Magie am Werk gewesen seien. So habe „meniglich vermeint, es kenne nicht ohn grosse verzauberung unndt verblendung der augen beschehen.“ Diese Neigung zur Wundergläubigkeit der Spanier teilte Platter jedoch nicht. Er zeigte sich wieder als der rationale Wissenschaftler, der das Gespräch mit dem Künstler suchte und sich von ihm bestätigen ließ, „es gange alles natürlicher weiß zu, miesse allein ein lang wehrende üebung darbey sein“. (349)

Platter schilderte ferner eine Begebenheit, die erkennen lässt, dass nicht jeder im Publikum dem reinen Kunstgenuss frönte. Bei einer anderen Theateraufführung sei demnach im Gedränge der Zuschauer ein Diamantring entwendet worden. Dieser sei jedoch auf sehr pragmatische und gewitzte Weise wiederaufgefunden worden, wenn dazu auch einige deutliche Drohungen nötig gewesen seien.

Unndt als auf ein zeitt ein köstlicher demant in solcher versamlung verlohren warde, damit man ihn widerumb bekomme, hatt nach starken dreüwworten, wie man alle ersuchen welle, ein yegliche person mitt der beschlossenen handt miessen in ein züber mitt kleyen greifen unndt die offene handt heraus ziehen; wie sie alle solches gethan, ist der ring in den kleyen gelegen. (348)

Weshalb der Dieb den Ring nicht etwa in seinen Taschen verborgen hatte, ist nicht ersichtlich. Es liegt die Vermutung nahe, dass ihm mittels der Zuberprobe die Möglichkeit gegeben werden sollte, den Diebstahl unauffällig ungeschehen zu machen, damit die unerfreuliche Angelegenheit ohne Umstände aus der Welt geschafft werden konnte. Gemessen an der von Platter sonst als so hart gezeichneten spanischen Gerichtsbarkeit, ist das hier beschriebene pragmatische Vorgehen der Spanier doch einigermaßen überraschend.

2.2.3.8.2 HUREN UND BETTLER

Am Rande der spanischen Gesellschaft standen sicherlich die Huren und Bettler³²³, denen Platter einige Passagen seiner Beschreibung der spanischen Bevölkerung widmete. Insbesondere für die ersteren schien sich Platter angesichts der langen Passage zum Thema zu interessieren, auch wenn er nicht berichtete, wie nah er diesen selbst gekommen war. Es spricht aber sicherlich Faszination aus seinen Worten, wenn er die örtlichen Frauenhäuser³²⁴, somit die städtischen Bordelle beschrieb. Die Unbekümmertheit, in der das sogenannte älteste Gewerbe der Welt in Spanien florierte, war für den Basler Bürgerssohn eine neue Erfahrung. Schon bezüglich Perpignan war ihm dieses Thema einiger Worte wert. Denn obwohl das Bordell dort gar nicht mehr existierte, würden sich immer noch merkwürdige Dinge in den verbliebenen Ruinen abspielen: „Daß frauenhaus zu Parpignan ist nicht mehr in dem standt, wie es gewesen sein soll, sondern mechtig zerstöret; aber dennoch finde sich yederzeit allerley seltsame leüt an demselbigen ort.“ (324)

In Barcelona war das Frauenhaus aber in vollem Betrieb. Die Anlage verglich Platter, so unpassend es auch scheinen mag, mit einem Kloster, denn jede der Frauen hätte eine eigene Kammer zur Verfügung, wo sie Tag und Nacht residierte und die ihn an Mönchszellen erinnerten. Die Mahlzeiten würden sie gegen entsprechendes Entgelt in einem für sie eingerichteten Wirtshaus einnehmen. Außerdem müssten sie einem sogenannten König – heute würde man sagen Zuhälter – von ihren Einnahmen Abgaben leisten.

Es ist auch zu Barselona wie gleichfahls in den anderen grossen stätten in Hispanien ein frauenhaus, daß allein zu solchen erbauwen, darinnen sie tag unndt nacht ihr

³²³ Vgl. Schubert, 2005, S. 47 – 70.

³²⁴ Nicht zu verwechseln mit den modernen, zeitgenössischen Einrichtungen dieses Namens.

wohnung haben. Es wirdt mitt einem grossen thor beschlossen, ist ein lang, enges geßlin, auf beyden seiten am boden hatt es kemerlin wie in einem kloster, eins an dem anderen, ettwan bey 40. Darinnen yegliche besonder wohnet. Ihren tisch haben sie alle bey einem wirdt, auch in demselbigen bezirck, dem sie daß tischgelt mießen, wie auch dem könig sein tribut, bezahlen. (346)

Die Höhe des Geldbetrags, den sie diesem König schuldeten, nannte Platter nicht, höchstwahrscheinlich weil dies nicht allgemein bekannt war. Jedenfalls sei dieser für die Aufrechterhaltung der Ordnung und damit wohl auch den Schutz der Frauen verantwortlich: „Es ist auch einer (el rey) der könig genennet, welcher stetts hinein wandlet zesehen, daß niemandts kein unruhe anfangen.“ Offenbar war dies nicht immer ein leichtes Unterfangen und konnte nur durch Verhängung harter Strafen bewerkstelligt werden. Daher sei es den Besuchern strengstens untersagt, Waffen aller Art bei sich zu tragen: „Dann viel ordnungen darüber gestellet sindt, die man bey grosser straff muß halten; darf keiner wehr oder messer mitt sich in dieselbige gassen tragen u.s.w.“ (346)

Um zum Schutz der Kunden sicherzustellen, dass die Frauen stets bei guter Gesundheit seien und insbesondere keine ansteckenden Geschlechtskrankheiten hätten, werde ferner eigens ein „wundartzet“, also ein Mediziner niederen Ranges in der Art der Bader/Barbiere, beschäftigt. Wenn eine solche Krankheit bei einer der Frauen diagnostiziert werde, habe das für die Betroffene unweigerlich die Entfernung aus dem Bordell zur Folge. Sobald „er vermerket, irgendt eine möchte ein erbliche krankheit oder schaden an ihren haben, man sie hinaus stosse, damit ihren leüten kein arges widerfahre.“ (346)

Die gute Organisation dieses Gewerbes, wie er sie in Barcelona vorfand, das Waffenverbot oder die medizinische Betreuung zur Verhinderung von Geschlechtskrankheiten, liefern ein verhältnismäßig positiv gezeichnetes Bild des Frauenhauses. Die dort arbeitenden Huren schilderte Platter außerdem als gekleidete Frauen, die während des ganzen Tages besucht werden könnten. Sie seien auch in den schönen Künsten bewandert, würden musizieren und singen, um auf diese Weise mögliche Kunden auf sich aufmerksam zu machen. Mitunter würden sie ihre Zeit auch einfach im Gespräch verbringen, jedenfalls schämten sie sich ihres Gewerbes keineswegs, wie Platter betonte.

Den gantzen tag stehet die gassen offen, unndt sitzen die weiber yegliche vor ihrem zelt, ettwan ein seitenspil oder gesang treibendt, oder sie schwetzet mitt ettlichen; sitzen auf stattlichen sesslen, köstlich bekleidet, schämen sich auch nicht, über die gassen ofentlich zugehn, achten sich nicht geringer dann ander leüt. (346)

Für diesen Mangel an Scham machte er die allgemeine Einstellung der Spanier zur Sexualität und Prostitution verantwortlich, „dann sie es für kein grosse sündt achten“. Selbst die katholischen Priester würden die Frauenhäuser tolerieren und „nitt sonderlich darwider schreyen“, sondern „auch selbs sich darinnen finden lassen“. (346)

Ob Platter hier andeuten wollte, dass selbst Priester die Dienste der Damen gelegentlich in Anspruch nahmen, kann nur Spekulation bleiben. Zumindest hätten sie keine Berührungsängste, so dass sich auch im Frauenhaus ein Priester, „der inen meiß lisset, beicht höret unndt andere officia in demselbigen haus celebriert, damit sie sich bekeren sollen“, um das Seelenheil der Huren kümmerge. Solchen Bekehrungsversuchen sei aber nur selten Erfolg beschieden und führe meist nur im Fall solcher Frauen zum Ziel, die wegen ihres Alters und verlorener Attraktivität ihr Gewerbe ohnehin nicht mehr ausüben könnten. Platter stellte hinsichtlich dieser seelsorgerischen Bestrebungen unsentimental fest: „welches aber selten würket, sie seyen dann alt unndt heßlich, daß sie ihr kost nicht mehr verdienen können.“ (346)

Die bezüglich der Bordelle außergewöhnliche Toleranz der katholischen Kirche Spaniens erkläre sich laut Platter aus einem Selbstbild der Spanier, das eben auch von ihrer Priesterschaft geteilt werde: „Sie vermeinen, weil die Spangier so hitzig unndt dem laster gar gefehr, andere gröber sündt zeverhüten, auch damit eheweiber unndt ehrliche töchteren sicher vor ihnen seyen, müßte man solche ort erhalten.“ (346) Gemäß diesem Selbstbild seien die Spanier, zumindest die spanischen Männer, in sexuellen Dingen überaus temperamentvoll, zügellos und nur schwer zu kontrollieren.³²⁵ Dass diese Einschätzung des spanischen Wesens in der Bevölkerung Allgemeingut sei, unterstreicht folgende Versicherung Platters: „Wie dann solches unndt andere sachen mehr die einwohner uns oft in den comoedien unndt anderstwo erzellet haben.“ (346)

Platter enthielt sich jedes weiteren Kommentars, so dass nicht eindeutig zu sagen ist, ob ihm der Umgang der Spanier mit den Huren nicht doch etwas scheinheilig vorgekommen war. Jedenfalls manifestiert sich in seiner Schilderung ein bemerkenswerter Pragmatismus, den er den spanischen Katholiken so wohl nicht zugetraut hatte.

³²⁵ Interessanterweise fallen hier Fremdbild und Eigenbild zusammen, denn auch die ethnografische Literatur wies den Spaniern eine „Liebe zum ehelosen Stande“ und „Geilheit [...] auch der Knaben von 14 bis 16 Jahren“ zu. Vgl. Hinterhäuser, 1999, S. 162 mit Verweis auf Johann Heinrich Zedlers *Grosses Vollständiges Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste* (1731 – 1754).

Bettler erwähnte Platter in seinem Bericht nur an zwei Stellen. Einmal bei Martorell, wo sie eingekehrt waren und einige Frauen auftrat, die um eine Gabe baten, damit ein mittelloses Paar Hochzeit feiern könnte: „Wie wier bey dem nachtessen wahren, kamen ettliche weiber unndt fordereten ein steür für zwey junge, arme, versprochene eheleüt, daß sie kenten hochzeit halten.“ (354) Platter verlor über diese Begebenheit kein weiteres Wort, offenbar hatte er kein Problem damit. Dass er den Vorfall aber überhaupt notierte, lässt vermuten, dass ihm diese Art des Bettelns neu und bisher noch nicht untergekommen gewesen war.

Deutlich überrascht und alles andere als erfreut war er jedenfalls, als er in der Nähe von San Andrés de Palomar ganz besonderen Vertretern des Bettelstandes begegnete. Diese waren seiner Einschätzung nach in keiner Weise ärmlich aussehende, sondern vielmehr *stattliche* Männer, die ihm und seiner Begleitung auch nicht zu Fuß, sondern „auf maulthieren reitendt“ entgegenkamen. Sie präsentierten den Schweizern eine Reihe von Heiligenbildchen aus Zinn, auf denen das Konterfei des Heiligen Franziskus von Assisi zu sehen war und die an gefärbten Wollstückchen befestigt waren. Wie zum Geschenk überreichten sie jedem der Reisenden eines dieser Bilder, damit „wier desto besser glück auf unserer reiß hetten, wie sie sagten“. (337) Die beiden Reisenden hatten diese nette Geste jedoch gründlich missdeutet, denn sofort zeigten die Fremden „viel real, die man ihnen hergegen verehret hette, uns damit zeverstehn zegeben, was wier thun solten“. Da die Protestanten bekanntlich inkognito durch Spanien reisten, schien es ihnen geraten, gute Katholiken zu mimen und alles zu vermeiden, was den Verdacht auf sie hätte lenken können. Widerwillig, aber notgedrungen gaben sie nach: „also gaben wir ihme auch yeglicher $\frac{1}{2}$ real.“ Die Dreistigkeit, mit der die Bettler ein Almosen einforderten, kommentierte Platter in seiner für ihn charakteristischen lakonischen Art: „Ist ein besondere manier zu bettlen.“ (337)

Diese Begebenheit ist in dreierlei Sicht aufschlussreich. Zum einen ist sie neben der Schilderung des Marienkultes die einzige Passage, in der Platter den Glauben der Spanier an die Wirkmächtigkeit von Heiligen thematisiert. Platter selbst war keineswegs wundergläubig und er hatte aller Wahrscheinlichkeit große Zweifel daran, dass ihm solche Bildchen auf seiner Reise in irgendeiner Weise von Nutzen waren. Zum anderen zeugt sie davon, was unter dem Deckmantel der Religiosität im Spanien jener Zeit möglich war, und dass man sich dem nur schwer entziehen konnte, wenn man als guter Katholik gelten wollte. Schließlich liefert sie ein Beispiel für einen, wenn man es positiv

formulieren will, gewitzten und listenreichen Charakter. Will man es negativ bezeichnen, wird daraus jedoch unangenehme Hinterlist.

2.2.3.8.3 HALUNKEN UND HENKER

Eine weitere Bevölkerungsgruppe, die sich nicht nur am Rande der Gesellschaft bewegte, sondern geradezu jenseits von dieser angesiedelt war, sind die Kriminellen. Wen eine Gesellschaft als Rechtsbrecher definiert und wie sie mit ihm umgeht, sind sicher fundamentale Fragen bei der Betrachtung einer fremden Kultur. Dies gilt auch für Platters Text, denn an verschiedenen Stellen seiner Reisebeschreibung thematisierte Platter die spanische Gerichtsbarkeit und die rechtlichen Gebräuche.

Allgemein zeichnete er das Bild einer harschen, wenn auch geordneten Gesetzgebung. Trotz seiner Klage über schlechte Bewirtung in den Herbergen oder die monströsen Zölle und Preise, die man als Spanienreisender zu zahlen habe, finden sich auch Passagen, in denen er Verständnis oder gar Anerkennung äußerte, so seltsam und verwirrend ihn alles auch anmuten wollte, wie z.B. in einer Herberge in La Junquera.

Es bekame mir gar seltsam für; glaub, wohnten woll 3 oder 4 haußgesindt in unserm wirdtshaus, der aeni oder großvatter, vatter unndt sohn, yeder mitt weib unndt kindt. Man gabe einem yeden nur, was er begeret unndt gleich bezahlen konte; nachmalen legten wier 2 uns zesamen in ein bett, unndt für unseren lakeyen, der sich allhein bey dem feür übernacht behalfe, mußten wier dennocht 1/8 frankens bezahlen undt wier ein real, wie der gebrauch, ob es schon nichts guts noch köstlichs wahre, dann sie nur auf harten madratzen sich behelfen. Ist sich aber nitt zeverwunderen, daß die better so theür miesten bezahlt werden, dann sie allen gewinn auf den betteren haben, weil speiß unndt tranck taxiert unndt sie es nitt theürer, dann der tax ist, dürfen verkaufen. Unndt weil diser flecken nitt in der grafschaft Rossignol liget, sonder im L'Emportat, gelten 2 dz von Perpignan nur 1 dz daselbsten; 12 dz machen 1 ß ³²⁶, ist ein halb real von Spangien oder 2 ß 6 d. auß Franckreich oder der 1/8 von einem franken. Morgendts in aller früe, ehe der großvatter auf wahre, vor tag, mußten wier daß schlafgelt bezahlen unndt zogen also den selbigen 25. jenners nach einem morgensüplein von dannen. (329f.)

Was geordnet ablief, fand ganz offenbar Platters Zustimmung. Besonders wenn es ihm als Kunden im fremden Land das Leben erleichterte.

Es ist ein mechtig gute gelegenheit in gantz Spanien, daß einer umb sein pfenning, so wenig wein oder brot er begeret, kaufen kan; man gibt einem nur ein halb oder ein gantz gleßlin voll, unndt ettwan einer nuß groß brot, oder so viel einer begeret, umb den taxierten preiß, dem fremden wie dem einheimischen, ya auch einem kindt

³²⁶ „dz: Abkürzung für dineros, die spanische Denare“, Keiser, 1968a, S. 329, Anm. 11. Mit ß wurde für gewöhnlich der Schilling abgekürzt. Vgl. *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. VIII, Sp. 574, <<https://digital.idiotikon.ch/idtn/id8.htm#!page/80573/mode/1up>>, zueletzt aufgerufen am 20.12.2023.

wie einem alten unndt verstendigen. Dann in den grossen fleken oder stäten die (alguazil) stattknecht die kinder auf den gassen fragen, wo unndt wie theür sie einkaufet; vernemmen sie, daß man nitt nach dem tax verkauft, strafen sie sie gar hoch, welches die metzger, brotbecken unndt weinschenken u.s.w. bey der ordnung behaltet. (330)

Er merkte aber auch positiv an, dass es in Spanien weit weniger Anwälte gäbe als in Frankreich und dass dort darüber hinaus mit größerer Ernsthaftigkeit Recht gesprochen werde. Überraschenderweise standen für Platter offenbar die Menge an professionellen Vertretern der Rechte und eine würdige Rechtsprechung in diametral gegensätzlichem Zusammenhang. Denn in Spanien gab es damals nach seinem Befund „bey weitem nicht so viel advokaten u.s.w. als in Frankreich, dann sie nicht also leichtfertig rechtigen.“ (381) Wie er zu dieser Behauptung kam, die mehr eine Spitze gegen Frankreich als ein Lob für Spanien darstellt, ist allerdings fraglich.

Jedenfalls mokierte er bei aller Hochachtung für das spanische Gerichtswesen an anderer Stelle ihn fremd anmutende Gesetze, wie z.B. das strenge Verbot des Waffentragens, das es ihm nicht erlaubte, seinen Lakaien aus Sicherheitsgründen auf der Reise mit einem Speiß zu bewaffnen.

insonderheit damit unser lackey auch bewehrt wehre, haben wier ihme ein langen schweinspieß auß anstiftung eines von Perpinian lassen machen, welchen wier doch auß wahrnung eines von Barselona, den wier für einen reißgesellen ein meil wegs von der statt antrafen, widerumb gestümlet haben. Dann als er uns fragte, wer uns gewalt geben, diesen speiß zetragen unndt wier ihme die warheit sagten, zeigt er uns an, so wier ihn außerhalb der grafschaft Rossignol brechten, ohne sonderbahre erlaubnuß, mießten wier bey 20 kronen straf geben oder den lakeyen lassen auf die galeren schmiden, dann ein gesetz also laute: (Non se pue traer baston con hierro) Man kan oder darf kein mitt eysen beschlagenen stecken tragen. Haben deßwegen alsbaldt daß eysen darvon gethan unndt ihme den stecken also bloß geben. Es ist nitt außzusprechen, was seltzamer gebreüchen sie in Spangien hin unndt wider haben, dardurch einer in große gefahr undt schaden gerahten kan. (325)

So sehr ihm diese rechtlichen Regelungen mitunter Unannehmlichkeiten bereiteten, so sehr spricht aus seinen Worten zuweilen auch profundes Unwissen über die gesellschaftliche Ordnung des Landstrichs, den er bereiste. Für regionale Organisationen wie die *hermandades* zeigte er wenig Verständnis, sie schienen ihn nicht besonders zu interessieren. Sie waren ihm ebenso fremd wie die Beobachtung, dass für schuldig befundenen Delinquenten bei lebendigem Leib so lange mit Pfeilen beschossen wurden, bis sie schließlich starben.

Sie haben auch noch sunst ein seltzam recht in Spangien, daß sie nennen (la Hermandad) die bruderschaft, da viel burger, ja stett zesamen schweren unndt sich

also verbinden, daß, alsbald man im landt stürmpt, sindt viel tausendt gewapneter mann auf unndt stellen nach den übelthäteren, über die man stürmbt, daß auch keiner, der do schuldig ist, entrinnen mag. Unndt so der übelthäter ergriffen wirdt, bindt man ihn lebendig an ein stock unndt scheußt ihn mit pfeilen zutodt. (381)

Vor möglichen Übeltätern graute es Platter auf seiner Reise durch Spanien offenbar ständig. Abgesehen von der Inquisition sah er sich besonders von Räubern und Mördern bedroht, denen er auf seiner Reise über Land entweder tatsächlich oder in der Einbildung begegnete. Die große Gefahr, in der man sich als landfremder Reisender in Spanien ausgesetzt gesehen habe, ist das zentrale Stichwort für seine Wahrnehmung der Reise über Land. In einer der Herbergen riet der Wirt den Reisenden dazu, bei aller Eile den anstehenden Weg nicht während der Nacht durch den Wald fortzusetzen: „darinn wier auch leichtlich kennen verirren oder den mörderen under die händt fallen.“ Aus fast paranoider Angst vor hinterhältigen Spionen, ignorierten Platter und sein Reisegefährte die Warnung, denn sie fürchteten, „es kemen denselbigen abendt ettliche außspechter unndt warteten uns nachfolgenden tag auf den dienst, sonderlich wo wier früe vor tag uns auf den weg begeben wurden“ (332). Obgleich ihnen eindringlich berichtet worden war, „waß gefährlichen wegs wier noch for den handen hatten“ (333), setzten sie ihre Reise fort.

Das folgende nächtliche Erlebnis bringt dieses stetige Gefühl der Gefahr und Bedrohung deutlich zum Ausdruck. Platters Reisegesellschaft hatte einen Bauern als Führer verdingen können, dem sie aber ein gehöriges Maß an Misstrauen entgegenbrachte.

ehe wier ein viertheil stundt gangen, fule die nacht ein, wahre aber doch etwas hell wegen deß monscheins; alsbaldt kamen wier in ein waldt voll gestripp, darinnen wenig beüm; do zeigt er uns an, wie in diser gegne mancher wehre angriffen worden; wier besorgten, kemen ettliche an uns, unser gleidtsman wurde auch wider uns sein, deßwegen wier gar gutt achtung auf ihn gaben. (333)

Als sie weiterritten, machten sie sich auf einen möglichen Überfall gefasst und versteckten die wichtigsten Wertsachen. Beim zweimaligen Geschrei von Raben glaubten sie sich von Räubern umgeben und reckten drohend ihre Waffen in die Höhe.

wier verwegten uns allerdings, daß wier angriffen solten werden; ich versteckte ettwas goldts in die schu, wie auch mein gesell [...]; wier lußen unserem geleidtsmann nitt viel weil, triben ihn stehts fort, er solte eylen, wier wollten ihme noch ein verehrung über sein versprochenen lohn thun. Wie wier auf eine höhe kamen, da man uns von fernem sehen konte, horten wier auf der seiten, ettwan ein steinwurf von uns, ein grob geschrey wie ein raben geschrey; gleich darauf antwortet ihme ein gleichformiges geschrey, ettwan ein bügenschutz baß fornen,

da wier hingehen mußten; da gedachten wier nicht anders, dann wier wehren nun hinten undt vornen mitt reüberen umgeben; wier streckten unsere bloße wehr in die höhe unndt der lackey seinen spieß stecken wie auch unser gleitsman seinen stecken; unsere wehr glantzeten ein wenig wegen deß mondscheins; also strichen wir immer gar starck fort, der meinung, so man uns gleichlich angriffe [...]. In was ängsten wier als unbekante do fort giengen, kan ein yeder gedenken, der in gleicher gefahr gewesen ist. Glaub auch noch gäntzlich, es seyen außspecher gewesen, aber weil sie unser vier sahen, haben sie vielleicht besorgt, nicht viel da zegewinnen; dan kaum zwen raben so spatt unndt so geschwindt am selbigen ort wurden geschruwen haben. (333f.)

Letztlich erwies sich die Furcht zumindest in diesem Fall als unbegründet, denn ein Überfall war ausgeblieben. Ob Platters Interpretation der Ereignisse stimmte oder ob die Gefahr vielleicht nur eingebildet war, lässt sich nicht entscheiden. Dass eine Reise durch jene Gegend Kataloniens aber durchaus viele Gefahren barg, wurde der Reisegesellschaft in der nächsten Herberge von den über ihre sichere Passage überraschten Spaniern bestätigt: „Sie verwundereten sich alle gar höchlich, daß wier ohnberaubt also spaht durch diesen gefährlichen weg zu ihnen kommen wahren.“ Platter war offenbar erleichtert, so glimpflich davongekommen zu sein, und außerdem auch ein wenig stolz auf das mutig überstandene Abenteuer: „unser gleitsman sagt ihnen, wie wier so dapfer fortgestrichen wehren.“ (334)

Wie sehr die Warnung vor Räubern gerechtfertigt war, zeigte sich auch „an den viel hochgerichteten auf der landstraß“ (333), also an der Anzahl der entlang der Straßen Hingerichteten, denen sie auf ihrem weiteren Weg begegneten. So bot die ständige Gefahr eines Überfalls, der Reisende durch Katalonien ausgesetzt waren, bei Hostalrich, wo Platter zahlreiche entlang der Landstraße an Galgen ausgestellte Delinquenten sah, ein schauriges Schauspiel.

Alsbaldt wier für die statt hinaus kamen, sahen wir ein galgen schier an dem anderen auf der gemeinen landtstroß, deren wenig lär wahren, wehret schier eine halbe stundt; hab mein tag nie mehr galgen unndt hingerichtete beysamen gesehen. Man zeigt mir an, dieweil es eitel wäldt unnd gar ein genge landtstraß daselbsten habe, da man alle fürpassierenden von fern kan entdecken, deßwegen gar viel mordt unndt raub da verrichtet werden, so seye es deßhalben zu mehrem schrecken unndt exempel der gebrauch, daß wo einer den fäler begange unndt nicht zavor ein galgen stracks der schnur nach an der landtstraß aufgerichtet seye, so richte man ihme einen von neüwem auf unndt hencke ihn doran, dahero so viel galgen an derselbigen landtstrass seyen. (334f.)

Auch in Barcelona wurde Platter Zeuge einer Gerichtsbarkeit, die im Umgang mit Kapitalverbrechern die größte Strenge an den Tag legte. Dort sah er, wie ein verurteilter Mörder durch die Gassen geführt und dabei immer wieder mit glühenden Zangen verletzt

wurde, bis ihm ein Priester die Beichte abnahm und schließlich ein Henker öffentlichkeitswirksam den Hals aufschlitzte.

Den 17. hornung hab ich sehen einen mörder [...] erstlich auf einem karren in der gantzen statt herumb führen unndt an allen kreützgassen oder sonst grossen plätzen mitt glüenden zangen pfetzen, welches nach dem es beschehen, hatt man ihn auf den weiten platz neben dem fischmärkt auf ein erhöhte brüge geführet, daselbsten ihme ein pfaff nach verhörter beicht vorgebetten, unndt wie er kneyet unndt den hutt vor den augen hatt, stunde der scharpfrichter hinder ihme, huwe ihme mitt einem breiten messer wie ein fischer messer oder italienisch paga debiti die gurgelen ab, nur im zug; alsbaldt fiele der übelthäter auf daß angesicht steinhert todt nider. (372)

Dann habe der Priester die Gelegenheit genutzt, um den zahlreich versammelten Zuschauern dieses makabren Schauspiels ins Gewissen zu reden, wobei er sich derart ereiferte und so laut vor den Gefahren des Verbrechens warnte, dass Platter ob des zur Schau gestellten Temperaments wieder einmal sehr verblüfft war. Offensichtlich war er nicht daran gewohnt, dass Männer der Kirche dermaßen in Rage geraten konnten.

Unndt hulte der pfaff gleich darnoch auf der brüge ein ernstliche predigt unndt ermahnung an die zuhörer, deren ein überauß grosse anzahl wahre, von dem hingerichteten, wie er durch anlaß verführet seye worden, derowegen man die gelegenheit meyden unndt empsig im gebett anhalten solle, damit keiner in versuchung geführet werde, unndt daß alles in catalaunischer sprach; er erzürnet unndt bemühet sich gar starck, schruwe so laut, daß ich mich verwunderete. (372)

Nach vollendeter Predigt sei der Körper des Hingerichteten schließlich in vier Teile geteilt und zur Warnung für alle sichtbar aufgehängt worden: „Nach dem er sein ermahnung vollendet, die vast ein stundt gewehret, steige er widerumb hinunder, unndt theilet der nachrichter erst den leib in vier theil unndt hencket an yegliches eck der brüge ein theil; biß nachmahlen hatt man es für die statt hinaus gehenket.“ (372) Platter scheint die öffentlich zelebrierte Brutalität der Hinrichtung und Ausstellung des Leichnams missfallen zu haben. Ob er sie dennoch für nötig da zweckmäßig hielt, lässt sich angesichts seiner kommentarlosen Darstellung nicht eindeutig entscheiden.

Jedenfalls werfen seine Schilderungen einen dunklen Schatten auf die Gefahrenlage, mit der sich ein Spanienreisender jener Zeit konfrontiert sah. Seine Erzählungen vom verdächtigen Führer, von nächtlich auflauernden Räubern, perfiden Spionen in den Herbergen und öffentlich hingerichteten Mördern zeichnen das düstere Bild eines Landes, in dem der fremde Reisende allerlei Gefahren ausgesetzt war und seines Lebens nie sicher sein konnte.

2.2.4 Die Spanier im Reisetagebuch von Thomas Platter d.J. und die *leyenda negra*

Die Narrative über die Menschen Spaniens um 1600 im Reisebericht des Thomas Platter d.J. liefern ein recht ambivalentes Bild. Auf den ersten Blick mag eine so heterogene Darstellung überraschen. Bedenkt man den Facettenreichtum der Menschen im Allgemeinen, verblasst dieser Eindruck jedoch schnell. Bei seiner ambivalenten Beschreibung der Spanier haben möglicherweise auch die anfangs erwähnten vorgefassten Meinungen eine Rolle gespielt, die es dem Protestanten aus Basel erschwerten, einen neutralen Blick auf das katholische Spanien der Habsburger zu werfen. Liefern seine Aufzeichnungen damit schon ein Beispiel für ein durch die sogenannte *leyenda negra*³²⁷, also für ein durch die antispanische Propaganda protestantischer Provenienz geprägtes Bild von Spanien?³²⁸ Ein Vergleich mit den wesentlichen Komponenten der sogenannten *leyenda negra* verspricht Aufschluss.

Nach Holger Kürbis Kategorisierung³²⁹ bestand diese negative, im protestantischen und antihabsburgischen Milieu gestrickte und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schließlich ausgeformte Legendenbildung im Wesentlichen aus fünf Komponenten: 1. Die Macht und Untaten der Inquisition. 2. Die Gräueltaten der Konquistadoren in Amerika. 3. Die allgemeinen Herrschaftsansprüche der Spanier. 4. Die Person Philipps II. als Beispiel des religiös motivierten tyrannischen Königs. 5. Die den Spaniern insgesamt zugeschriebenen negativen Eigenschaften.³³⁰

In Bezug auf den ersten Aspekt, die Darstellung eines rigiden Katholizismus und einer grausamen spanischen Inquisition, muss die Frage nach dem Einfluss von Elementen der *leyenda negra* positiv beantwortet werden. Nur so ist das den Text durchziehende Grauen vor einer allgegenwärtigen Inquisition zu erklären, obwohl Platter persönlich keinerlei schlechte Erfahrungen mit dieser mächtigen Institution machte. Diesbezüglich war seine Schilderung deutlich voreingenommen und fußte mehr auf Narrativen, welche die Inquisition verurteilten, als auf eigenen Erlebnissen.

³²⁷ Zur Entwicklung der *leyenda negra* vgl. Kürbis, 2004, S. 245-257

³²⁸ Lorena Silos vertritt diese Auffassung und macht das protestantisch-hugenottische Klima in Frankreich während der Herrschaft Heinrichs IV für einen negativ präfigurierten Blick Platters auf Spanien verantwortlich. Vgl. Silos, 2011, S. 38.

³²⁹ Vgl. Kürbis, 2004, S. 246.

³³⁰ Ganz ähnlich hatte das Julián Juderías, der Begründer des Begriffs *leyenda negra*, zu Anfang des 20. Jahrhunderts formuliert: 1. Die Menschenrechtsverletzungen durch die Inquisition. 2. Die Ausrottung von Indianern in Amerika. 3. Die Grausamkeiten in der Politik König Philipps II., 4. Die Gier der Spanier, die Weltherrschaft zu erobern. 4. Den Nationalcharakter der Spanier, die sich durch Habgier, Fanatismus, Rassismus und Brutalität auszeichnen sollten. Zitiert nach Münster, 2017, S. 38.

Die Aspekte 2 – 4 finden sich in Platters Narration entweder gar nicht oder werden höchstens angedeutet. Von den Untaten der spanischen Konquistadoren ist an keiner Stelle die Rede. Die Spanier werden zwar als kriegerisch und hochmütig beschrieben, aber wohl kaum der Megalomanie bezichtigt. Außerdem wird Philipp II. nur in einem Nachtrag als größter Potentat seiner Zeit bezeichnet, was an sich nichts Negatives ist und gewiss nicht ausreicht, um ihn als dämonischen Despoten zu charakterisieren.³³¹

Hinsichtlich des fünften Aspektes, der generell negativen Charakterisierung der spanischen Bevölkerung³³², muss hervorgehoben werden, dass Platter den Spaniern keineswegs pauschal negative Eigenschaften zuwies. Die bisherige Analyse seines Textes zeigte, dass Platter die Spanier aller Schichten einerseits als sehr selbstbewusste Menschen schilderte, zu deren Haupteigenschaft das Streben nach Ehre zählte. Dieser Wunsch nach Geltung äußerte sich in einem ausgeprägten Hang zur Selbstdarstellung bis hin zur Prahlerei. Daraus erklärte sich für Platter ihr kriegerisches Wesen, das lieber schnell durch Gewalt als mühsam durch Ackerbau zu Ruhm und Reichtum kommen wolle. Entsprechend wenig vertrauenswürdig bis hin zu gefährlich seien daher die stets auf ihren Vorteil bedachten Spanier, die sich gegenüber Fremden misstrauisch, bisweilen ungastlich aber immer geschäftstüchtig verhielten. Zudem seien sie ignorante sowie intolerante Christen, deren naive Wundergläubigkeit antiquiert sei und deren rigider Katholizismus, repräsentiert durch die Heilige Inquisition, eine lebensgefährliche Bedrohung für alle Andersdenkenden darstellte.

Neben diesen zugegebenermaßen wenig schmeichelhaften Zügen der spanischen Mentalität zeichnete Thomas Platter d.J. andererseits aber noch ein weit sympathischeres Bild. Hier erzählte er von temperamentvollen, geselligen Menschen, die einen guten Wein zu genießen verstünden, die ausgelassen feierten und im Wissen um ihr hitziges Wesen bei fleischlichen Sünden auch ein Auge zudrücken könnten. Dabei seien den Spaniern eine gewisse Pfiffigkeit und bemerkenswerter Hang zum Pragmatismus eigen. Er schilderte leidenschaftliche Theatergänger, geschickte Kunsthandwerker, prächtig auftretende Damen und Herren und tiefgläubige Menschen, deren großzügige Mildtätigkeit auf den Schweizer Protestanten großen Eindruck machte. Besonders aus

³³¹ Von seinen protestantischen Gegnern, besonders den Briten und den Niederländern, wurde Philipp II. geradezu wie ein katholisches Ungeheuer als „durchtriebener, von katholischem Missionseifer besessener Despot, als Kriegstreiber und einer der ersten Bürokraten der Weltpolitik“ kolportiert. Bernecker, 2003, S. 34.

³³² Kürbis, 2004, S. 246 nennt „Grausamkeit, Machtstreben, Gier, Stolz usw.“. Pérez Garcia, 2014, S. 112 führt „codicioso, cruel y traicionero“ an.

den Passagen, die persönliches Erleben des Reisenden wiedergeben, spricht trotz allem Staunen über die Fremdheit der spanischen Kultur auch ein gehöriges Maß an Anerkennung, wenn nicht gar Bewunderung.

Die wesentlichen Elemente der *leyenda negra* in ihrer ausgebildeten Form finden sich in Platters Text also nicht oder nur in Ansätzen. Seine Reiseaufzeichnungen liefern ein im Vergleich weit differenzierteres und freundlicheres Bild der spanischen Bevölkerung. Insofern ist Platters Narrativ – trotz seiner Herkunft aus einem antihabsburgischen und dem spanischen Katholizismus gegenüber reserviert eingestellten Milieu – sicherlich kein gutes Beispiel für eine Legendenbildung³³³ wie die *leyenda negra*, die schließlich „Spanien für alle Übel der damaligen Welt verantwortlich machte.“³³⁴

2.3 Die Reise durch die Niederlande

2.3.1 Reiseziel und Reiseroute

Im Mittelalter verstand man unter *Niderlant* oder *Lage Landen* die Regionen im Mündungsgebiet der Flüsse Rhein, Maas und Schelde, wo früh selbständige Territorien wie u.a Flandern, Brabant, Artois, Hennegau, Holland und Seeland entstanden waren. Im 14. und 15. Jahrhundert erlebten diese Territorien eine staatliche Vereinigung durch die Herzöge von Burgund und in den europäischen Kanzleien etablierten sich für diese burgundischen Erwerbungen die Bezeichnungen *Païs d’embas* oder *Nyderlande*.³³⁵

Durch die Heirat des späteren Kaisers Maximilian mit Maria von Burgund (1477) und deren frühen Tod (1482) kamen die Niederlande im sogenannten Burgundischen Erbe in den Besitz der habsburgischen Dynastie. Maximilians Enkel Karl trat als Erbe seines Vaters Philipp des Schönen erst die Herrschaft in den Niederlanden (1515) und aufgrund der Regierungsunfähigkeit seiner Mutter Johanna von Kastilien als Karl I. (1516) auch das Königtum auf der spanischen Halbinsel an. Nach dem Tod Karls (1555), der als Karl V. auch deutscher König (1519) und schließlich Kaiser des Heiligen Römischen Reichs (1530) geworden war, fiel die Herrschaft über die Niederlande schließlich an seinen Sohn, den König Philipp II. von Spanien, der fortan versuchte, die spanische Herrschaft in den

³³³ Kürbis wies in seiner Untersuchung der deutschsprachigen Reiseberichte des 16. und 17. J. über Spanien darauf hin, dass „kein eindeutiger Zusammenhang zwischen der Darstellung der Legende in den Flugschriften und in den anderen Textsorten hergestellt werden kann“. Kürbis, 2004, S. 254.

³³⁴ Pietschmann, 2005, S. 109.

³³⁵ Vgl. North, 2013, S. 7.

Niederlanden zu intensivieren und deren Integration in sein Universalreich voranzutreiben.³³⁶

Bei diesem Versuch traf er jedoch auf erheblichen Widerstand, der sich aus mehreren Quellen speiste. Zum einen hatte sich schon zur Zeit der burgundischen Herrschaft durch die Symbiose von französischer Adelskultur und städtischer Bürgerkultur eine eigenständige niederländische Kultur sowie ein ausgeprägtes politisches Selbstbewusstsein der adligen und städtischen Eliten in den vor allem durch Handel und Tuchgewerbe wohlhabend gewordenen Territorien und Städte entwickelt.³³⁷ So lieferte etwa die Hispanisierung des Brüsseler Hofes unter Umgehung des einheimischen Adels Anlass zu heftiger Kritik an der ausländischen Verwaltung. Besonders bei der städtischen Bevölkerung, die sich anlässlich der Kriege der Habsburger gegen die Türken und nicht zuletzt Frankreich immer neuer Steuerforderungen ausgesetzt sah, verschärfte die zunehmende finanzielle Belastung die Opposition gegen das spanische Regime.³³⁸

Zum anderen stellten die konfessionellen Gegensätze ein immenses Konfliktpotential dar. Grundlage für das reformatorische Gedankengut lieferte im 15. Jahrhundert die Laienbewegung der *devotio moderna*, die u.a durch volkstümliche Predigten versuchte, auch einfache Bevölkerungsschichten anzusprechen und auf die Entwicklung des einzelnen christlichen Individuums in seiner Beziehung zu Gott abzielte. Darauf konnte der christliche Humanismus des Erasmus von Rotterdam aufbauen, der um eine Regeneration der Moral und Frömmigkeit der Christen sowie um eine Reform der Institution der Kirche bemüht war. Schnell fanden daher auch die Schriften Martin Luthers Verbreitung in den Niederlanden, wo sich zudem bald Zentren der Täuferbewegung, insbesondere der nach Menno Simons benannten Täufergruppe der Mennoniten, bildeten. Ab den 1550er Jahren hielt trotz der von den Habsburgern betriebenen Ketzerverfolgung der Calvinismus Einzug, der sich schließlich als die dominante protestantische Kraft sowie als konfessionelle und politische Alternative zum katholischen Besatzungsregime der Spanier in den Niederlanden etablierte.³³⁹

Letztlich entzündete sich der niederländische Aufstand an der konfessionellen Frage und führte 1566 zum calvinistischen Bildersturm durch v.a. die Mittel- und Unterschichten in vielen Städten Flanderns und Brabants. Die unnachgiebige Reaktion

³³⁶ Vgl. ebd., S. 18 – 21; Klueting, 2007, S. 230.

³³⁷ Vgl. North, S. 9 – 18.

³³⁸ Vgl. ebd., S. 29f.

³³⁹ Vgl. ebd., S. 25 – 28; Klueting, 2007, S. 231f.

Philipps II., die jegliche Versuche eines *modus vivendi* von Katholiken und Protestanten zum Scheitern brachte, befeuerte den Konflikt, sodass sich auch große Teile des einheimischen Adels v.a. in der Gestalt Wilhelms von Oranien an die Spitze der Aufstandsbewegung stellten. Insbesondere das mittels verschärfter Inquisition und Blutgerichten rigorose Vorgehen des von Philipp II. entsandten Generalstatthalters Herzog von Alba³⁴⁰ trug entscheidend dazu bei, dass sich auch breitere Bevölkerungsschichten dem Aufstand anschlossen.³⁴¹

Schließlich verbanden sich 1579 in der Union von Utrecht die sieben nördlichen Provinzen als „Republik der Vereinigten Niederlande“ und erklärten 1581 unter Berufung auf Volkssouveränität und das Widerstandsrecht gegenüber einem tyrannischen Herrscher die Absetzung Philipps II. und somit die faktische Trennung von der spanisch-habsburgischen Herrschaft. In den zehn südlichen Provinzen gelang es Philipp II. durch Zugeständnisse wie den Teilabzug spanischer Truppen und die Garantie der Ständerechte die Anerkennung der katholischen Konfession und der spanischen Oberhoheit zu sichern. Die militärischen Auseinandersetzungen mit den „Generalstaaten“, den vereinigten Ständen der sieben Nordprovinzen, wurden jedoch erst 1648 im Westfälischen Frieden durch die völkerrechtliche Anerkennung der Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande beendet.³⁴²

Die Fahrt „in die Niderlandt“ (3), von der Thomas Platter d.J. in der Betitelung seiner Reisebeschreibung schrieb, war somit eine Reise in eine Region, die zu seiner Zeit die spanische Krone beanspruchte, aber auch unter anderen Namen bekannt war.

Man nennet aus latein Germaniam inferiorem, frantzösisch Pais Bas, italienisch Paesi Bassi, teütsch Niderlandt, oder die Sibentzehen Provintzen, auch Belgium. Unndt nennet man es Niderteütschlandt wegen gleichnuß der spraach unndt weil es nittsich gegen dem (Oceano) Großen Meer liget. Sonst pflegen viel frembde leüt daß gantze Niderlandt Flandren zenennen, welches doch nur eine der 17 provintzen ist, weil vor Jahren fast aller handel zu Bruck deß gantzen Niderlandts ist verrichtet worden; darumb weil Bruck in Flandren ligt, haben sie deßwegen ein theil für gantz Niderlandt genommen, wie man auch durch Castilien oft gantz Spangien verstehet. (697)

Die Bezeichnung *Niderlandt* umfasst im Reisetagebuch demnach den Bereich der gesamten Spanischen Niederlande bis zum Ende des Dreißigjährigen Kriegs. Thomas

³⁴⁰ Nicht zuletzt durch Friedrich Schillers und Johann Wolfgang v. Goethes Dramen *Don Carlos* (1787) und *Egmont* (1788) wurde Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel im Bewusstsein der deutschen literarischen Öffentlichkeit als „eiserner Herzog“ so berühmt wie berüchtigt.

³⁴¹ Vgl. North, 2010, S. 28 – 35; Klueting, 2007, S. 232 – 238.

³⁴² Vgl. Brendle, 2015, S. 52f.

Platter d.J. bereiste jedoch nicht die gesamten Spanischen Niederlande, sondern nur die südlichen Provinzen und somit ein Gebiet, das neben kleinen Teilen des heutigen Nordfrankreichs v.a. das heutige Belgien umfasste. Der sogenannte Achtzigjährige Krieg³⁴³, der schließlich 1648 im Westfälischen Frieden zur völkerrechtlichen Abspaltung der nördlichen Niederländischen Provinzen von der Habsburgischen Krone führte, war um 1600 noch in vollem Gange.

Die 17 Provintzen aber haben dem könig Philippo 2. auß Spangien zugehöret, welche er seiner tochter der infanta Isabellae, zur ehesteur, als sie mitt dem ertzherzog Alberto vermählet worden, geben hatt, unndt sindt auch vast 7 von denselbigen der Staden, welche stettigs wider den ertzherzog kriegführen, also daß er auch die 10 übrigen nicht mitt ruhe besitzen kan. (698)

Die Situation der Niederlande während des Kampfes der nach Unabhängigkeit strebenden Generalstaaten gegen die spanische Krone war, wie auch Platter wusste, von andauernden kriegerischen Auseinandersetzungen geprägt.

Heütigstags aber hatt es umb sie viel ein andere gestalt, weil die Staden dem fürsten nicht mehr unterworfen unndt es so strenge unndt langwirige krieg da gehept hatt, wie dann auch noch heütigs tags kein mittel kan erdacht werden, dardurch man könnte den friden pflanzen, weil der krieg den Staaden mehr nutz dann schadt ist. (698)

Der Krieg machte auch einen Strich durch seine Reisepläne. Zwar war es ursprünglich die Absicht Platters gewesen, auch „Holandt, Seelandt unndt andere ort, den Staaden zugehörig“ (875) zu erkunden, aber die aktuelle politische Lage riet dazu, um der Sicherheit willen darauf zu verzichten.

Aber man hatt es uns allenthalben mißrahten unndt angezeigt, wo wier schon gute paßporten bekämen, wurden uns vielleicht die soldaten dieselbigen zerreyßen unndt uns rantzionieren³⁴⁴ oder auch gar zetodt schlagen, wie dann solches oft in derselbigen gegne sich begeben solle. (875)

Obwohl er sich selbst nie dort aufgehalten hatte, nahm er in seiner Reisebeschreibung mitunter auch Stellung zu den nördlichen Provinzen, aus denen sich im Wesentlichen das Territorium des modernen Staates Niederlande zusammensetzt. Alle folgenden Aussagen zu den Niederländern beziehen sich also auf ein historisches Konzept von den Niederlanden, das nicht auf die Region des modernen Staates gleichen Namens beschränkt war.

³⁴³ Vgl. Klüeting, 2007, S. 232.

³⁴⁴ „lösegeld fordern“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*“, Bd. 14, Sp. 113, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=R00718>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Platters tatsächliche Route durch die *Niderlandt* verlief folgendermaßen: Am 17. August 1599 überschritt er die damalige Grenze zwischen Frankreich und den Niederlanden. Sein Weg führte ihn von Arras u.a. über Lille, Tournai, Brüssel, Antwerpen, Mechelen, Löwen, noch einmal nach Brüssel, weiter über Gent, Brügge, Ostende bis nach Dünkirchen an der flandrisch-französischen Grenze, bevor er schließlich am 16. September von Calais nach England übersetzte. Nach dem Aufenthalt auf den Britischen Inseln war er ab dem 26. Oktober wieder auf niederländischem Territorium. Erneut nahm er die Route über Brügge, Gent, Antwerpen sowie Brüssel und kehrte über die Städte Mons, Valenciennes, Cambrai und Bapaume, wo in jener Zeit die Grenze verlief, am 14. November 1599 nach Frankreich zurück.

2.3.2 Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung

2.3.2.1 *PHYSISCHE GRÖÖE UND ATTRAKTIVITÄT*

Eine der auffallendsten Eigenschaften, die Platter den Niederländern zuschrieb, ist ihre physische Größe³⁴⁵ und Schönheit³⁴⁶. Dadurch würden sie sich seiner Ansicht nach von den Bewohnern der romanisch geprägten Länder unterscheiden: „Die Niderländer, mann unndt weibs personen, sindt gemeinlich größer unndt schöner dann die Italiener, Spangier oder Frantzosen.“ (699) Es ist einerseits eine Binsenweisheit, dass Schönheit im Auge des Betrachters liegt, sodass das ästhetische Empfinden von Individuum zu Individuum mitunter sehr unterschiedlich sein kann. Andererseits sind Schönheitsideale überindividuelle, gesellschaftliche Konstrukte, die ihrerseits je nach Gesellschaft und Epoche divergieren.³⁴⁷

So stellt sich die Frage, welche Merkmale die Niederländer in den Augen Platters schön erscheinen ließen. Waren es die Proportionen des Körpers, die Ebenmäßigkeit der Gesichter, Augen- oder Haarfarbe oder vielleicht der Teint? Leider finden sich in seiner Reisebeschreibung keinerlei konkrete Aussagen dazu, weshalb zur Beantwortung der gestellten Frage nur der Kontext der Äußerungen zur Verfügung steht. In der zweiten Textstelle, in der er von der Schönheit der Niederländer sprach, geschieht das ebenfalls

³⁴⁵ Der antike Autor Poseidonius wies allgemein den Völkern des Nordens „mächtige Leiber“ zu. Vgl. Weiler, 1999, S. 106.

³⁴⁶ Schönheit als Attribut der Nordländer, wenn auch nicht spezifisch der Niederländer, vermerkte der Hugenottendichter Du Bartas in seinem Gedicht *Les Colonies* (1584). Vgl. Zacharasiewicz, 1999a, S. 127.

³⁴⁷ Zum Wandel des Schönheitsbegriffs in der Kunst von der Antike bis zur Gegenwart vgl. Eco, 2004. Zur gesellschaftlichen Verankerung ästhetischer Vorstellungen vgl. Didou-Manent/Ky/Robert, 1998.

im Zusammenhang mit der Körpergröße: „die weibsbilder sindt auch groß undt schön.“ (700) Die Größe könnte somit eine gewisse Rolle gespielt haben.

Ein weiteres Indiz liefert die Abgrenzung von Spaniern und Franzosen, jedoch sind seine diesbezüglichen Aussagen ebenso wenig aufschlussreich. Er schilderte weder die körperlichen Attribute der Spanier noch die der Franzosen, sondern beschränkte sich hinsichtlich der äußeren Erscheinung meist auf die Kleidung. Er berichtete zwar von schönen Frauen in Marseille oder Avignon und rühmte die Frauen der an die Niederlande grenzenden Picardie als die schönsten in ganz Frankreich, aber Genaueres über ihr Aussehen erfährt der Leser des Berichts nicht. Ebenso vage blieb seine Darstellung der spanischen Damen, wobei er hervorhob, dass sie sehr hohe Schuhe trugen und mittels Schminke versuchten, ihre Haut weißer erscheinen zu lassen. Dies weist im Umkehrschluss darauf hin, dass die Spanierinnen, denen Platter um das Jahr 1600 begegnete, tendenziell von kleinerem Wuchs waren und einen etwas dunkleren Teint hatten. Nimmt man auch seine Bemerkung über die Engländerinnen in den Blick, die „weiß undt hüpsch“ (814) seien, lässt sich vorsichtig formulieren, dass helle Haut³⁴⁸ und eine nicht zu geringe Körpergröße nach Platters Auffassung zur Schönheit der Niederländer beitrugen. Darüber hinaus bietet seine Reisebeschreibung aber keine Hinweise auf Schönheitsideale um 1600.

Interessant ist, welchen Faktor der Mediziner dafür verantwortlich machte, dass die Niederländer schön und großgewachsen seien. Glaubte er bei der Schönheit der Frauen der Picardie noch einen positiven Einfluss „der temperatur deß lufts“ (638) ausmachen zu können, so führte er jetzt die „feüchtigkeit deß landts“ als ausschlaggebenden Grund an. Groß seien besonders „die Holländer unndt Frießländer“, in deren Siedlungsgebiet immer wieder Funde gemacht würden, die auf riesenhafte Vorfahren hindeuteten: „unndt findet man noch täglich sehr viel risen gebein in Nort Hollandt, da man gräben machet, wie dann viel historien schreiber solches bezeugen.“ (700)

Der Basler Bildungsreisende war offenbar ein Vertreter der schon in der Antike besonders durch Hippokrates in Ansätzen formulierten und bis in die Zeit der Aufklärung weiter ausgearbeiteten Klimazonentheorie³⁴⁹, der zufolge physische oder gar psychische Unterschiede zwischen den Völkern aus den Umwelt- und Wetterbedingungen abgeleitet

³⁴⁸ Die Attraktivität von heller Haut ist eine der wenigen Konstanten in der Geschichte der Schönheitsideale. Erst im 20. Jahrhundert traten im westlichen Kulturkreis die konkurrierende Vorstellung von sonnengebräunter Haut als Zeichen von Wohlstand und Schönheit auf. Vgl. Wietig, 2007, S. 120.

³⁴⁹ Vgl. Zacharasiewicz, 1999a, S. 119 – 122; Müller, 2005.

wurden. Auch moderne Studien sprechen von einem Zusammenhang der menschlichen Anatomie und seiner natürlichen Umwelt, wobei angenommen wird, dass sich das Klima eher indirekt über das Angebot von Lebensmitteln oder das Vorkommen von Krankheiten ausgewirkt haben könnte. Gesichert scheint der Einfluss der Ernährung auf die durchschnittliche Körpergröße, jedoch wird für die Veränderungen des menschlichen Erscheinungsbildes in den vergangenen Jahrhunderten und besonders in jüngerer Zeit vor allem die zivilisatorische Entwicklung verantwortlich gemacht und ein signifikanter kausaler Bezug zu den klimatischen Bedingungen abgelehnt.³⁵⁰

2.3.2.2 *POLYGLOTTE SEEFAHRER UND HANDELSLEUTE*

Aus der geographischen Nähe der Niederlande zum Meer leitete Platter die Entwicklung zur großen Seefahrernation ab. Nicht nur die Provinzen Holland und Seeland seien für ihre Seeleute und Reisen nach Übersee bekannt. Vor allen anderen Nationen würden sie für ihre nautischen Fähigkeiten gerühmt und man müsse über die Größe der Flotte, die sich in Seeschlachten bewährt habe, staunen.

Daß meer stoßet auch an vielen orten an die Niderlanden, dahäro sie den preiß haben, daß die die besten schifleüt auf dem meer seyen, die man finden kan, sonderlich die Holänder unndt Seeländer, welche auch, wie man auß ihren schiffarten abnehmen kan, gar oft in die Indien fahren unndt ist sich zum höchsten zeverwunderen ab der menge ihrer schiffen unndt galeren, die sie stehts in Holandt unndt Seelandt im vorraht haben, wie man in disen letsten kriegem gespüret. (699)

Ihr Ruhm als Seefahrernation sei derart groß, dass sie sogar für die Namensgebung der Winde verantwortlich gemacht würden: „Sie werden auch für die gehalten, die den winden erstlich ihre nammen geben haben, deren sich die schiffer noch gebrauchen.“ (699) Dieses Lob, so wenig es auch den historischen Tatsachen entsprochen haben mag, macht mehr als deutlich, welchen außergewöhnlichen Ruf sich die Niederländer im Bereich der Nautik schon um 1600 erworben hatten.

Seine eigene Erfahrung mit der in den Niederlanden betriebenen Schifffahrt schilderte Platter anlässlich einer Binnenreise auf der Schelde von Brüssel nach Antwerpen: „da sindt wier in ein groß seeschiff gestigen unndt auf der Scalde mitt dem (marée) ablauf deß meers naher Antorff geseglet.“ (662f.) Die kurze Fahrt, während der er die Aussicht und die Gesellschaft der Mitreisenden genoss, bereitete dem Basler Bildungsreisenden sichtlich viel Vergnügen.

³⁵⁰ Vgl. zur gegenwärtigen Bewertung der Klimazonentheorie Stehr/Storch, 2010, S. 53 – 68.

Die schiff sindt sehr groß, auf ein besondere art gebauwen, haben zwen boden; im underen gemach sindt viel kombliche unndt lustige sitz wie in einer kirchen, unndt hatt es viel läden, die man aufthutt bey schönem wetter; da sicht man lustig auf daß landt hinaus. Die schiffleüt sindt auf dem oberen boden, haben ein beschlossn gemach, darinnen ein kuche, da sie auch ihr speiß unndt tranck bewahren, unndt zeücht ein einig roß solch groß schiff sampt allem volck darinnen; können bey 400 personen darinnen sitzen; gehet streng fort, ist gar ein schön, eben landt neben dem deich, darauf daß roß gehet, auf welchem ein knab sitzt, unndt haben die schiffleüt nichts anders zeschaffen, dann allein daß schiff zeregieren, daß es nicht an daß landt komme. [...] unndt ist nimmermehr kein gefahr windts oder regens halben auf diesem deich. Nicht außzusprechen ist es, waß kurtzweil man auf solchen schiffen treibt mitt gespräch, singen unndt anderen kurtzweilen; ist nicht anderst, als wann man in einem schönen gemach bey guter gesellschaft säße. (664)

Unbestreitbar komme ihr nautisches Geschick den Niederländern nicht nur im Krieg gegen andere Seefahrernationen zustatten, es sei auch Ausdruck ihres Könnens in den Bereichen Handel und Gewerbe: „Sonst sindt sie mechtige handels- unndt gewerbs leüt, wie dann yeglicher woll kan erachten, weil sie sich so lange jahr in den großen kriegten haben können erhalten, unndt man auß ihren schiffarten woll kan abnehmen.“ (700)

Um sich im internationalen Handel behaupten zu können, würde man besonderen Wert auf Sprachenkenntnisse legen. Ohnehin seien schon Französisch und Niederländisch in den meisten urbanen Zentren gängige Verkehrssprachen: „wie man dann in vielen stätten Niderlandts frantzösisch undt niderländisch zugleich redet.“ (700) Darüber hinaus würde man aber auch darauf achten, sowohl Frauen wie Männer von Jugend an in speziellen Schulen in Fremdsprachen auszubilden. So seien zumindest die Angehörigen der wohlhabenden Kaufmannsfamilien im Stande, sich mühelos auf Niederländisch, Französisch, Italienisch und Spanisch mit den vielen fremden Kaufleuten zu verständigen, auch wenn sie selbst niemals ihre Heimat verlassen hätten.

auch daß landt für unndt für der gewerb unndt kaufmanschaft halben voll Spanier unndt anderer außländischen nationen ist, so tregt sich zu, daß man in den großen stetten als zu Antorff, Brüssel unndt anderstwoh sonderbahre sprachen schulen haltet, darinnen man dieselbigen nicht allein läsen unndt schreiben, sondern verstehen unndt reden lehrnet, so woll die töchteren als die jungen knaben; dahäro selten ein fürnemmer gesell oder tochter, die nicht neben ihrer mutersprach auch frantzösisch, italienisch unndt spangisch reden, als wann sie in denselbigen landen wehren gewesen, unndt sindt aber niemahlen auß ihrem vatterlandt kommen. Wie ich dann die übergeschriften solcher schulen, für die töchteren besonder unndt für die jüngling auch besonder, an denselbigen orten an heüseren angeschriben gesehen hab. Sie können auch nachmahlen solche sprachen stetigs mitt gemelten nationen, deren es yeder zeitt viel bey ihnen hatt, üeben, wie es ihnen auch hoch von nöten. (700f.)

Seefahrerisches Können und Fremdsprachenkenntnisse vereinten sich gemeinsam mit einer außerordentlichen Sparsamkeit zu kongenialen Qualitäten beim Streben nach finanziellem Erfolg, was eine der Hauptcharakteristiken der Niederländer sei: „sie sindt sehr karg, trachten stehts nach großer reichthumb.“ (700)

Weitere von Platter behauptete Eigenschaften wie die Hartnäckigkeit in den Überzeugungen, Eloquenz und ein streitbares, aber nicht allzu nachtragendes Wesen waren im kaufmännischen Gewerbe sicherlich auch von Nutzen: „Wann sie ettwas ihnen eingeildet, laßen sie es nicht baldt außreden, bleiben halßstarrig auf ihrer meinung; schwetzen viel, zancken gern, sindt aber nicht raachgirig.“ Umso erstaunlicher ist der Verweis auf einen Hang zur Leichtgläubigkeit und Naivität, der die Niederländer zu häufigen Opfern von Betrügern werden lasse: „glauben leichtlich, waß man ihnen fürbringet, dahäro sie so oft betrogen werden.“ (700)

2.3.2.3 *KUNSTLIEBHABER UND KUNSTHANDWERKER*

Platter zeichnete die Niederländer aber nicht nur als geschäftstüchtige und polyglotte Seefahrernation, sondern auch als Liebhaber der Kunst, besonders der Malerei. Auf dem Gebiet der Ölmalerei seien sie sogar als Pioniere bekannt: „Man saget auch, sie seyen die ersten, so mitt oelfarben haben angefangen zemahlen.“ (699) Offenbar kannte Platter das von Georgio Vasari (1511 – 1574) in der von ihm verfassten Vita des Künstlers Antonello da Messina in die Welt gesetzte Narrativ, wonach der flämische Maler Jan van Eyck (1390 – 1441) 1410 zum ersten Mal diese Technik eingesetzt habe. Interessanterweise war es erst Gotthold Ephraim Lessing, der in der Wolfenbütteler Bibliothek ein aus dem frühen 12. Jahrhundert stammendes Rezept für Ölfarbe fand, publizierte und somit das Narrativ Vasaris korrigierte.³⁵¹

Nach Platter hätte die Malerei jedenfalls einen sehr hohen Stellenwert in der Gesellschaft der Niederlande und an hervorragenden und vielbeschäftigten Künstlern herrsche kein Mangel: „wie sie dann noch sehr viel auf den gemählen halten, unndt fürtrefenliche, kunstliche mahler yeder zeitt bey ihnen gefunden werden, welche viel zethun haben.“ (699) Platter ignorierte jedoch Sujets, die religiöse Motive, Landschaften oder Szenen aus der Sage oder Historie thematisierten. Nach seiner Darstellung dominiere ein Stil, durch die sich wohlhabende Bürger ein Denkmal der eigenen Lebensart setzten.

³⁵¹ Vgl. Lehmann, 2007, S. 21f.

Er hob den Realismus dieser Malerei hervor, durch die sich das Bürgertum „dem leben nach“ (699) inszenierte. Die eigentlichen Familienmitglieder würden gemeinsam mit den zum Hausstand gehörigen Bediensteten typischerweise als ein um einen Tisch gruppiertes Ensemble porträtiert. Solche Gemälde häuslicher Szenerien gebe man für gewöhnlich an die nächste Generation weiter und würden von den Erben in allen Ehren gehalten. Die weitverbreitete Sitte, sich solche Zeugnisse bürgerlichen Selbstbewusstseins und Stolzes auf den eigenen Stand anfertigen zu lassen, komme nicht zuletzt den Malern zugute, die dadurch keine Not an Aufträgen leiden würden.

Dann mehrtheils wollhabende leüt nicht allein sich selber laßen dem leben nach abcontrafeyten, sondern sie lassen gemeinlich auch ihre kinder, dienst unndt gantz haußgesindt, wie sie pflegen bey tisch zesitzen undt aufzewarten, auch zu sich mitt öelfarben dem leben nach abmahlen, wie ich dann etliche solcher langer tafelen gesehen hab, da der herr unndt sein frauw oben an dem tisch, die kinder neben ihnen, auch bißweilen andere verwanten zugleich, die im hauß wohnen, sitzen, unndt die dienst aufwarten oder sonst ettwas schaffen, unndt werden solche tafelen gemeinlich nach ihrem absterben dem eltisten sohn zugetheilet, darauf er gar viel setzet; die anderen aber laßen sie auch abmahlen, welches den mahleren sehr woll bekompt. (699)

Leider lieferte Platter keine konkreten Beispiele für die angesprochenen Maler. Von den berühmten niederländischen Meistern um 1600, wie zum Beispiel Pieter Brueghel d.J.³⁵², Frans Hals³⁵³ oder Peter Paul Rubens³⁵⁴, schien er jedenfalls keine Notiz genommen zu haben, zumindest erwähnte er sie nicht namentlich.

Eine besondere Liebe der Niederländer gelte zudem der Musik, was er kurz erwähnte, nur um sofort wieder in Schweigen zu verfallen: „Sie [...] lieben die music.“ (700) Vielleicht war diese kurze Bemerkung über die vermeintliche Liebe der Niederländer zur Musik tatsächlich seiner Bewunderung für die Glockenspiele in einigen niederländischen Städten geschuldet. Für die Musikalität des Läutens der Glocken sparte er nicht an Superlativen: „Daß ist gewiß, daß ich mein lebttag so zierlich unndt lieblich nicht hab hören leüten als in den fürnemmen niderländischen stetten, glaub auch nitt, daß man es ihnen in der christenheitt mitt dem geleüt vorthüe.“ (678)

Auch im Bereich des Kunsthandwerks gestand er den Niederländern Geschick und Aufgeschlossenheit für neue Techniken zu: „Sie begeben sich auf allerley künst, wellen alles nachthun; [...], können allerley schöne handtarbeit machen, welches man an den

³⁵² Vgl. Schmidt, 1876.

³⁵³ Vgl. Wessely, 1879.

³⁵⁴ Vgl. ders., 1889.

tapisserien, tücheren unndt anderen ihren wahren woll gespüret.“ (700) Ähnlich wie beim Fremdsprachenerwerb würden schon die kleinen Kinder auch zu allen möglichen Fertigkeiten in der Handarbeit angeleitet.

Unndt lehnet man sie von jugendt auf nicht allein gemelte sprachen, sondern auch andere handt arbeit als mahlen, neyen, webe, sticken, stricken unndt anders, wie ich dann schier keine kleine kinder auf der gassen herumb laufen, sondern woll, waß über fünf jahr, mehrtheils in den heüseren gemelte arbeit verrichten. (701)

Platter hatte an dieser wohl organisierten Kinderarbeit offensichtlich Gefallen. Besonders im Gewerbe der Herstellung von Stoffen würden schon die Kleinsten einen kompetenten Beitrag zur Produktion leisten.

Ja sie begeben sich mit solcher menge auf handtwerker, (welches man kaum anderswo sehen kan), daß man wenig kinder von vier jahren finden soll, daß nicht mitt seiner arbeit sich der nottdurft nach könne ernehren. Dann sie spinnen entweder daß garn oder klugelens zesamen auf klügel oder spulen oder gehen mitt der wollen umb, lesen dieselbe auseinander oder thundt sonst ettwäß darzu. (650)

So brauchten die Kinder ihre Zeit nicht mit seiner Meinung nach anscheinend unnützem Spielen „auf der gassen“ (701) zu verbringen, sondern trügen sinnvoll zur Ökonomie bei: „dahäro man viel niderländisch wahren umb ein solch wohlfeil gelt kan bekommen, daß bey uns alte leüt nicht könten die speiß dorab verdienen.“ (701) Für den Baseler war das die stimmigste Erklärung für die Preisunterschiede zu seiner Heimat, und wenn es gute Waren billig zu kaufen gab, fand das schlicht seine Zustimmung. Platter zeigte hier eine eher pragmatische Sicht auf die Kinderarbeit der Frühen Neuzeit. Er kannte sicher auch den Bericht aus der Lebensbeschreibung seines Vaters, dem zufolge dieser schon als Sechsjähriger im Sommer wie im Winter die Ziegen hüten musste.³⁵⁵ In den europäischen Gesellschaften um 1600 war es jedenfalls nicht ungewöhnlich, dass auch Kinder in den Arbeitsprozess miteinbezogen wurden.³⁵⁶

2.3.2.4 *SPEIS UND TRANK*

Hinsichtlich ihrer Ess- und Trinkgewohnheiten unterschieden sich Platters Niederländer z.B. deutlich von den von ihm geschilderten Franzosen.³⁵⁷ In Übereinstimmung mit ihrer oben schon angemerkten Sparsamkeit seien sie bei den täglichen Mahlzeiten sehr

³⁵⁵ Platter, 1944, S. 28.

³⁵⁶ Vgl. Arnold, 1986, S. 447f.; Simon-Muscheid, 1996, S. 107.

³⁵⁷ Vgl. Abschnitt 2.1.2.5.

bescheiden und nähmen nur sehr wenige und einfache Speisen zu sich. Neben der „trockenen suppen“, worunter man wahrscheinlich in Milch oder Wasser eingetunkte Brotbissen zu verstehen hat³⁵⁸, hob Platter das gepökelte Rindfleisch hervor, von dem sich die Niederländer ganze Jahresvorräte anlegen würden: „sonst sindt sie in ihrer haußhaltung gar nüechter, eßen wenig unndt ring, behelfen sich mitt einer trockenen suppen unndt einem gutten stuck gesaltzen ochsenfleisch, wie sie dann yährlich für ihr haußhaltung gantze oxsen einsaltzen.“ (700)

So würden sie es zumindest an den gewöhnlichen Werktagen halten. Wenn es aber etwas zu feiern gebe, dann sei von Maßhalten keine Rede mehr. Selbst wenn sie keine Gäste bewirteten, fließe dann der Alkohol in rauen Mengen, bis sie schließlich völlig betrunken seien: „Aber an ihren fest tagen, wann sie schon keine gest haben, bleiben sie fünf oder sechs stundt, ya auch biß umb mitternacht hinder dem tisch, trincken einander mit krausen³⁵⁹ zu, daß sie alle blindt voll werden.“ (700)

Im Genuss von Alkohol³⁶⁰ würden sie selbst die Deutschen bei Weitem übertreffen, denen offenbar ebenso ein Hang zur Trinkerei unterstellt wurde.³⁶¹ Zwar tranken die Niederländer lieber Wein, doch da er wegen der klimatischen Bedingungen nur teuer zu bekommen sei, müssten sie sich mit dem billigeren Bier behelfen. Damit würden sie sich nicht selten bis zur Volltrunkenheit berauschen, aber besonders auf Geschäftsreisen seien sie dem Alkoholgenuss im Übermaß zugeneigt.

Sie sindt viel vertruckener dann die Teütschen, sitzen gern beym bier, darvon sie sich so voll trincken, daß sie nicht wissen, waß sie thundt; dann der wein gar theür bey ihnen ist, weil keiner in gantz Niderlandt, dann allein geringer undt wenig bei Loeven, Namur undt Lützenburg wachset, welchen sie noch viel lieber dann daß bier kosten; füllen sich nicht allein zehauß, sondern auch, daß gar arg, auf ihren reysen, wann sie ihr gescheft solten verrichten. (700)

Eines der besten Biere in den Niederlanden würde in Löwen gebraut: „Wie dann daß loevenisch bier für eines der besten bieren in Niderlanden geschetzet wirdt; ist zimlich dünn unndt lauter³⁶²; vergleicht sich schier dem englischen bier.“ (692) Dass gerade

³⁵⁸ Vgl. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 20, Sp. 1219, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=S57079>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

³⁵⁹ „krause: mhd. *krûse*, Krug, irdenes Trinkgefäß“, Keiser, 1968a, S. 700, Anm. 1.

³⁶⁰ Die Neigung zum übermäßigen Trinken wurde den Vorfahren der Belgier schon bei Caesar und Tacitus nachgesagt. Vgl. Verschaffel, 2007, S. 109.

³⁶¹ Auf den Völkertafeln des 18. Jahrhunderts werden die Deutschen als Liebhaber von „Trunck“ bzw. als Menschen, die ihre Freizeit „Mit trincken“ verbringen, bezeichnet. Schon Tacitus schrieb in der *Germania* von der Trunkenheit der Germanen. Auch bei Shakespeare in *The Merchant of Venice* ist der Deutsche ein Trunkenbold. Vgl. Stanzel, 1999b, S. 17; Raposo Fernández, 2011, S. 26.

³⁶² „das durchsichtig reine, klare“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 12, Sp. 378, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=L02475>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

dünnes und helles Bier, das dem englischen ähnele, zu den beliebtesten Sorten gezählt werde, lässt den einen oder anderen heutigen Bierliebhaber sicher wenigstens aufhorchen.

In den Wirtshäusern könne der Reisende gute Speisen bekommen und gehe es sehr reinlich zu. Das typische Getränk in solchen Herbergen sei ebenfalls Bier. Wer lieber Wein oder ein besonderes Bier genießen wolle, müsse dafür extra bezahlen: „Man speyset gemeinlich in den wirtsheüseren woll undt gibt gar weißen, sauberen blunder zu bett unndt tisch. Daß tranck ist gemein bier, es wölle einer dann wein [...] besonder oder beßer bier haben, daß er doch neben der gemeinen irten muß bezahlen.“ (662)

Platter selbst hatte auf seiner Reise wohl oft genug Gelegenheit, dieses Nationalgetränk zu kosten. Auch in der Abtei Afflighem wurde er allem Anschein nach großzügig damit versorgt: „undt ligt dieß kloster in einem waldt, darinnen man allen fürüberreisenden, die es begeren, brot undt bier zur nottdurft umbsonst gibt für einmahl, so viel einer eßen unndt trinken mag.“ Dennoch war der Durst von Platters Reisegesellschaft noch nicht gestillt, denn schon bei nächster Gelegenheit kehrten sie wieder ein und ließen sich den Gerstensaft schmecken: „Demnach sindt wier neben einem wirtshauß fürüber gefahren, da wier bier getruncken.“ (744)

Wie alltäglich in den Niederlanden der Konsum von Bier sei, veranschaulicht die Episode um einen Kutscher, der die Reisegesellschaft von Enghien nach Brüssel fuhr. Nach Platters Darstellung sei diesem an den zahlreichen Haltestationen auf dem Weg immer wieder Bier gereicht worden, dem er auch reichlich zugesprochen habe. Kurz vor Brüssel seien sie dem Kutschentrupp um einen Markgrafen begegnet, der mit hoher Geschwindigkeit an ihnen vorbeigefahren sei. Davon aufgestachelt und vom Bier ermutigt habe auch Platters Kutscher sein Gefährt zu höchster Schnelligkeit angetrieben, was dem alkoholisierten Mann aber nicht gut bekommen sei. Er habe sich übergeben und schließlich angehalten, um sich von den Folgen seines Missgeschicks zu reinigen, und darüber hinaus den Spott der Reisenden erdulden müssen.

Als wier in dieser statt zemittag geeßen, sindt wier nach demselbigen [...] zu der statt Brüssel kommen. Wie wier ettwan zwen bügsen schütz von der statt wahren, fuhre der margrave von Havray mitt ettlichen gutschen für die statt hinauß einem großen herren entgegen; wahre mitt viel pferden begleitet; fuhren neben uns auf der landstraß in einer breiten gaßen fürüber. Unndt weil unser fuhrmann vast in allen dörferen unndt wirtsheüseren, so unterwegs wier angetroffen, kundtschaft hatte, brachte man ihme yederzeit ein krausen voll bier, deren trancke er so viel auß, daß er von demselbigen auch voll wardt, unndt wie gemelter marggrave fürüber rennete, wolte unser fuhrmann nicht der feülest sein, rennet der statt mitt vollem lauf zu; daß erschittlet ihme die därm im leib auf dem roß so starck, daß er vor meniglich mußte absteigen unndt sich mitt seinem hembd seüberen; gab ein groß gelechter. (655f.)

2.3.2.5 GLAUBE UND ABERGLAUBE

An den Aussagen des Thomas Platter d.J. zu den Niederlanden fällt auf, dass sie zwar den Unabhängigkeitskrieg der nördlichen Provinzen gegen die spanische Krone erwähnen, diesen aber nicht im Kontext der Glaubenskriege darstellen. Dieser Befund ist besonders bemerkenswert, wenn man Platters eigene religiöse Überzeugungen und seine Herkunft in Betracht zieht. So war die Geschichte der Schweiz ähnlich wie die der Niederlande durch das Streben nach Unabhängigkeit vom Reich der Habsburger und der durch die Reformationsbewegung befeuerten Kämpfe zwischen den christlichen Konfessionen geprägt. Dass die politischen Konflikte der von ihm bereisten Niederlande auch von einer religiösen Differenzierung in einen protestantisch dominierten Norden und einen hauptsächlich katholischen Süden begleitet wurden, wird in seiner Reisebeschreibung kaum thematisiert.

Der konfessionelle Konflikt kommt nur am Rande zum Ausdruck, so z.B. bei seinem Bericht über die Stadt Halle in Flandern, die „mitt einem dicken wall, vester mauren unndt dieffen waßergraben so woll versehen unndt umgeben“ sei, „daß es die reformierten niemahlen haben können mitt gewalt einnehmen.“ (703) Anlässlich von Platters Schilderung des Einzuges des Erzherzogs Albrechts VII. in Brüssel am 5. September 1599 findet sich ebenfalls eine kurze Replik. Zu Ehren des Fürsten habe sich die Stadt geschmückt und es seien eine Vielzahl von „portalen, triumphbögen unndt anderen seülen“ für den Empfang des erhofften „friden fürsten“ (710) errichtet worden. Eines der allegorischen Portale habe an prominenter Stelle den Erzherzog und seine Gattin und darunter ein Ensemble an Figuren zur Darstellung der 17 niederländischen Provinzen gezeigt.

Under ihnen wahren auf der rechten seiten zehen weiber als schwesteren, die mitt bloßen schwerteren in der einen handt, in der anderen rondaschen³⁶³ oder schilt, der 10 provintzen wapen führendt, wider die siblen schwesteren, so auf der lincken handt gegen ihnen stunden, ernstlich kempften unndt stritten, unndt wehreten sich die 7 provintzen mitt ihren schwerteren unndt wapen dapfer. Zwischen obgemelten 17 schwesteren saße in der mitte ein enig jungfrauw, sähe kläglich mitt beyden augen obsich gegen den wolcken, seüftzendt unndt klagendt, daß diese 17 schwesteren also jämerlich einanderen verderbten. (737)

³⁶³ „Rundschild“, Meyers Großes Konversationslexikon, Bd. 17, S. 128, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Meyers?lemid=R05044>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Darunter habe eine lateinische Inschrift gestanden, deren ersten Teil Platter mit folgender Übersetzung wiedergab und in der u.a. die Ketzerei für den Konflikt verantwortlich gemacht worden sei.

Ach, daß erbärmlichen anblicks, daß die schwesteren also wider einanderen verbitteret sindt unndt mitt den scharpfen eysen einander die innerlichen glider verderben, den todt ihrer muter suchen unndt mit feür ihre eigene heüser verhergen; dieses bringet zewegen unndt verderbet die gantze welt, nemblich ketzerey, ehrgeits unndt eigener nutz; dahäro die wafen; seltzame gesatz entspringen, die recht aufgehoben, unndt die dienstbarkeit nicht mehr platz hatt; dahäro ehret man den rechten fürsten nicht mehr, unndt hatt der gemein pöfel ihme selber übel die freyheit erwehlet. (738)

Sollte Platter den hier neben Ehrgeiz und Eigennutz gemachten Vorwurf der Ketzerei für ungerechtfertigt gehalten oder irgendeinen Anstoß daran genommen haben, dann findet sich in seiner Reisebeschreibung nichts davon. Eine Verteidigung der protestantischen Provinzen im Norden oder der reformatorischen Bewegung als solcher sucht man vergeblich.

Platters Aussagen zu Glauben und Aberglauben der Niederländer beruhten auf seinen Erfahrungen im katholisch dominierten Süden des Landes. Sie rekurrten in der Hauptsache auf Legenden und Wundergeschichten, die ihm auf seiner Reise berichtet worden seien. In Arras erfuhr er von den Legenden um das *heilige manna* und das *heilige licht*, die von ihm in großer Ausführlichkeit geschildert werden.

In dieser kleineren statt ist [...] Unserer Frauwen Kirchen, darinnen [...] auch die heilige manna, so bey Arras von himmel herab gefallen, aufgehoben wirdt, unndt in welcher daß heilige licht vom himmel hinunder in die kirchen durch die muter gottes gebracht worden ist. (642)

Das Narrativ um eine weiße Substanz, die Gott selbst im Jahr 369 n.Chr. auf das durch eine langanhaltende Dürre ausgelaugte Land habe regnen lassen und so die Menschen der Region vor dem Hungertod gerettet habe, gab Platter folgendermaßen wieder:

Betreffendt die heilige mannam sagen unndt schreiben sie, daß zu endt daß keyserthumbs Juliani Apostatae, im Jahr Christi 369, gott die erden dermaßen durch hitz außgetröcknet habe, daß sie seye unfruchtbar worden wegen der greülichen sünden, so daß volck allenthalben geübet. Undt nachdem daß volck großen hunger gelitten, haben sie mitt betten, fasten, almusen unndt anderen christlichen wercken gott dahin bewegt, daß er auß seiner barmhertzikeit [...] auf dem gländt bey Arras unndt in der nachbaurschaft habe lassen ein fettes thauw wie weiße wollen, mitt einem milten regen vermischt, auf die erden fallen, welches thauw die erden dergestalt fruchtbar gemacht, daß sie mechtig viel frucht fürgebracht wider aller menschen verhoffen, unndt wehret dieselbige gnadt noch heütigs tages bey Arras, daß dieselbige landt viel fruchtbahrer ist dann die anderen. (643)

Anders als im Alten Testament der Bibel in der Erzählung (Ex. 16,13-36) um die in der Wüste Sinai umherirrenden Hebräer berichtet wird, habe Gott nicht die Speise selbst, sondern eine Art wollenen Tau vom Himmel regnen lassen, der das ausgetrocknete Land auf wundersame Art habe fruchtbar werden lassen. Da dieser Tau aber ebenso weiß und den Menschen unbekannt gewesen sei, habe man ihn in Anlehnung an die biblische Geschichte *manna* genannt.

Diese thauw haben die christen damahlen manna genennet, dieweil an viel stucken der manna, deren Exodi am 16. capitel gedacht wirdt, sich vergleicht. Dann gleich wie der Israeliteren manna ist übernatürlicher weiß von gott auf die erden kommen, also ist es auch mitt diesem thauw zugangen. Deßgleichen wie die juden damahlen sich verwunderet, sprachen: Manhu? daß ist von hebreisch verteütschet: Waß ist daß? dahäro sie ist manna genennet worden; also haben auch die christen damahlen auß verwunderung dieses thauw mannam genennet. Letstlich gleich wie der juden manna ist unversehret lange jahr in einer kisten verbliben, also ist auch noch diese manna heütigs tags über die 1200 jahr in einem kästlin zur ewigen gedechtnuß frisch unndt unverderbet aufgehalten worden. (643)

In der biblischen Geschichte war das Himmelsbrot so leicht verderblich, dass es nur vor dem Sabbath über zwei Tage genießbar blieb. Erst durch die Macht der Bundeslade (Hebr. 9,4) konnte es für die Nachkommen zum Zeugnis konserviert werden. In Arras glaubte man aber laut dem Reisebericht in der Lage zu sein, das gleiche Wunder auch ohne die Bundeslade zu bewerkstelligen und noch zur Zeit von Platters Reise ein Exemplar in einem Kästchen erhalten zu können. Darüber hinaus würden in diesem Kästchen noch so bedeutende Reliquien wie u.a. ein Stück des Heiligen Kreuzes aufbewahrt.

Inwendig im kästlin ist ein silberiner rost, darauf liget die manna unversehret sampt einem großen stuck holtz vom heiligen kreütz unndt ein weißer schleyer, den die muter gottes solle über ihrem kopf getragen haben, neben anderen heiligthumben. Also hatt man es auch noch anno 1586 dem (nuncio apostolico) legaten deß bapsts, bischoff von Vercelle, als er zu Arras visitierte, alles unversehret gewisen unndt zeigt es noch alle jahr auf Quasimodo, welches der fest tage der heiligen manna zu Arras genennet wirdt, in dieser kirchen. (644)

Platter selbst konnte die vermeintlich heilige Substanz nicht in Augenschein nehmen. Lediglich ihr Aufbewahrungsort, „in dieser kirchen, da ich auch ihr ort gesehen“ (644), sei ihm präsentiert worden. Für ihn war der Kult darum aber nichts weiter als Aberglaube, der bizarre Formen angenommen habe.

Wie man dann auch an den fürnembsten vest tagen unserer frauwen, unndt so ettwan ein anzeigung einer gefährlichen hitzigen tröckne vorhanden, dieselbige in der procession umbtraget unndt, wie im alten testament die arch, also auch sie diesen kasten anrüren unndt dem volck aufstrecken. Sie haben auch ein sonderbahres gebätt, dormitt sie ihr mannam verehren. Unndt ist das gemein volck

so abergleübisich, daß sie die mannam heißen (Madame sainte Manna) die frauw die heilige manne, als wann es einer heiligen jungfrauw heiligthumb wehren, wie ich selber von ihnen es gehöret. (644)

Mit der Legende um das zweite große Wunder, das in Arras verehrt wurde, das *heilige liecht*, füllte Platter sogar mehrere Seiten seines Reiseberichts.³⁶⁴ Stark verkürzt stellt sich seine Schilderung wie folgt dar. Im Jahr 1105 sei die Gegend um Arras von einer unbekannten Krankheit, „durch welche die glider, so dormitt behaftet, dermaßen gebrennet, als wann sie im feür legen“ (645), heimgesucht worden, welche viele Todesopfer gefordert habe. Daraufhin sei die Jungfrau Maria unabhängig voneinander zwei in Todfeindschaft verbundenen Spielleuten erschienen und habe ihnen aufgetragen, den Bischof von Arras zu überreden, nachts in der Kirche zu wachen, wo sie ihm erscheinen würde. Nach einigem ungläubigen Zögern habe sich der Bischof dazu bewegen lassen und aus den Händen der Jungfrau eine brennende Kerze empfangen. Das Wachs der Kerze habe er in Wasser tropfen lassen und den Kranken davon zu trinken gegeben sowie damit ihre Geschwüre gewaschen, „darvon sie alsbaldt große liferung empfunden, so woll innerlich als eüßerlich an ihren glidern, die albereit halber verfaulet wahren.“ Etwa 150 Kranke seien dadurch geheilt worden, „außgenommen einer, der die artzney verachtet und spötlich gesprochen, er wolte lieber wein dann solches wasser trincken, dahäro sich der schaden so gemehret, daß er alsbaldt unsinnig gestorben“ (647) sei. Bis in Platters Gegenwart sei mitten in der Stadt „ein stattlicher pyramis oder zugespitzter thurm“, wo die heilige Kerze aufbewahrt werde und wo „täglich viel leüt hinkommen, dasselbig zeverehren oder deß wassers, darein es getroffen, zehaben.“ (648) An bestimmten Tagen würden auch Prozessionen zur Verehrung der Kerze und der Mutter Gottes abgehalten.

Diese Legende um die wundersame Krankenheilung durch heiliges Kerzenwachs hatte Platters volle Aufmerksamkeit, sonst wäre er nicht so ausführlich darauf eingegangen. Da er aber keinerlei Kommentar dazu abgab, stellt sich die Frage, was ihn derart daran faszinierte. Er bezeichnete die Verehrung der Kerze anders als den Kult um das *manna* nicht als Aberglauben. Andererseits ist nicht gut vorstellbar, dass der Mediziner reformierten Glaubens, der wie gesehen bei anderen Gelegenheiten gegenüber Wunderheilungen eher mit Skepsis reagierte, ausgerechnet der Wirkung einer durch die Jungfrau Maria gespendeten Kerze Glauben schenkte. Darf man den Hinweis auf die große Menge von Wachs, die bisher von der Kerze gesammelt worden sei, sodass man

³⁶⁴ Vgl. Platter, *Reisen*, S. 645 – 648.

daraus viele andere Kerzen hätte machen können, um sie dann ebenfalls zu verehren, als ironischen Zweifel an der Authentizität des Wunders deuten?

Deßgleichen ob es schon gar oft angezündet worden unndt in waßer viel unndt oft getropfet, so ist doch diß liecht nicht kleiner, sonder viel größer worden, dann sehr viel wags von den tropfen gesamlet, daß man hette kennen viel andere kertzen darauß machen, die man dann anderstwoh auch in hohen ehren hatte. Man sicht auch in der kleinen capellen ein groß (pain de cire) stuck wags, daß man täglich von dem heiligen liecht aufsamlet. (648)

Ebenso unwahrscheinlich ist, dass Platter es für möglich hielt, mit der Kerze eine ganze Reihe von anderen Krankheiten heilen zu können, auch wenn Wasser, mit oder ohne Wachs, sicher ein probates Mittel zur Löschung von durch Blitzeinschläge verursachtem Feuer war: „Unndt brauchet man heütigs tags nicht allein zu gemelter kranckheit solches liecht, sonder auch zu viel anderen, wie auch daß feür, so vom donner entstanden, darmitt gelöscht wirdt.“ (648)

Es ist gut möglich, dass Platter meinte, seine Position nicht explizit äußern zu müssen, schließlich hatten die Adressaten seines Berichtes Kenntnis von seiner humanistisch-medizinischen Ausbildung und seinem reformierten Glauben. Die Ausführlichkeit seiner Schilderung des Wunders und dem damit verbundenen Kult bis in seine Gegenwart diene höchstwahrscheinlich der Veranschaulichung, wie tief solche Glaubensvorstellungen bei den niederländischen Katholiken in Arras reichten. Dass man sich dort sogar anmaße, gleichwertig in einer Reihe mit Jerusalem und Rom zu stehen, dachte er jedenfalls auf alle Fälle (kritisch) hervorheben zu müssen: „Dieß kan ich nitt [...] ohnvermeldet lassen, daß ich in dieser kirch, da die manna stehet, solche vers abgeschrieben habe: [...] Es hatt geregnet zu Arras die manna, zu Rom die heilige salbung unndt zu Jerusalem daß blut, welches unsers heils drey schenckungen sindt.“ (645)

In diesem Sinne dürfte es Platter genügt haben, die weitverbreitete Marien- und Heiligenverehrung mit weiteren kurzen Schilderungen zu illustrieren. Ebenfalls in Arras, in der Klosterabtei Saint Vaast, sei ihm von der vielgebräuchlichen Heilung gehörloser Kinder durch die Macht des Heiligen berichtet worden.

Man zeigt mir auch ein saul in dieser kirchen, unndt saget mir darneben ein ordensbruder, der mich herumb führet, daß wann die dummen kinder, so nichts hören, drey mahl umb dieselbige saul herumb gangen unndt ihren hutt 3 mahl auf yetz gemelten Leodegarij stein schlagen, demnach vor dem altar betten, so überkommen sie ihr gehör widerumb; es seye gar gebreüchlich in diser kirchen. (642)

In der Wallfahrtskirche von Halle, „dahin man von fern wallfahrtet“ (703), seien die Gläubigen darüber hinaus überzeugt, dass durch die Fürbitte der Mutter Gottes nicht nur Kranke geheilt, sondern sogar Tote wieder ins Leben zurückgeholt werden können, was ihn an seinen Besuch im Kloster Montserrat in Spanien erinnerte.³⁶⁵

Innwendig in der kirchen hangen viel eysene kettenen, zerbrochene schnier, galgen, röder, schiffstück unndt ein unseglicher großer haufen stecken unndt krucken, welche die wallfahrtter da gelaßen haben zum zeichen, daß ihnen auß fürbitt derselbigen muter gottes von Halle seye vom todt zum leben oder kranckheit zur gesundtheit geholfen worden, derowegen sie auch pflegen, stattlich da zu opfern unndt die kirchen begaben, wie dann auch ettliche gemahlte tefelin da hangen, ebenmeßiger gestalt, wie oben [...] von der kirchen von Montserrat ist vermeldet worden. (703)

Selbst bei der Marienverehrung bewaise man in Halle den niederländischen Sinn fürs Geschäft. Direkt in der Kirche, vor dem Altar in einer Kapelle, seien Silber- und Goldmünzen mit einer Marienabbildung erhältlich, von denen auch der Basler eine erstand und wie ein Souvenir mit in seine Heimat nahm.

In einer capellen derselbigen kirchen, auf der rechten seiten, verkauft man vor dem altar die silberin pfenning, darauf unserer frauwen bildtnuß, zu einem, 2 oder 6 real daß stuck, auch gantz guldine derselbigen pfenning zu 4 franken einen, wie ich dann ein silberinen naher Basel bracht. (703)

Eine besonders kostbare Reliquie wurde Platter in Brügge gezeigt. Dort behauptete man, ein Teil des Blutes Jesu Christi aufzubewahren: „In Sant Basilij kirchen zeigen sie blut, halten es für unsers herrgotts blut, welches Joseph von Arimatia gesamlet solle haben, unndt der grave von Flandren, Theodoricus Elsatus, in seiner widerkehrung anno 1148 solle dahin gebracht haben.“ (736f.) Aber auch eher abwegigere Reliquien wie die Vorhaut Jesu seien ihres Kultes sicher, wie z.B. in der Frauenkirche in Antwerpen: „Deßgleichen zeigt man mir die capellen der beschneidung, darinnen sie sagten, daß unsers herren unndt heilandts vorhaut aufgehallen werde.“ (677)

Wie üblich kommentierte Platter solche Geschichten nicht. Sein Sprachgebrauch macht aber deutlich, dass er die Behauptungen anderer wiedergibt, an denen er als Arzt, Humanist und Angehöriger der reformierten Kirche höchstwahrscheinlich mehr als zweifelte.

Neben der verbreiteten Verehrung der Heiligen Jungfrau und etwaiger Reliquien sei auch ein volkstümlicher Glaube an den Teufel virulent. In Brügge zeigte man Platter den

³⁶⁵ Vgl. Abschnitt 2.2.2.4.

Schaden an einem Turm: Zu sehen war noch ein angesengter Balken und ein Riss in Eisen und Gestein, wofür man nicht etwa einen Blitzeinschlag, sondern den Leibhaftigen verantwortlich gemacht habe.

Als wier von dem thurn widerumb hinunder stigen, zeigt man uns viel verbrente undt schwartze, angezündte, große, eichene tröm³⁶⁶, darauf das glockenwerck hunge, sampt einem gebrochenen quader stein unndt stuck eysen, darmitt der thurn innwendig zesamen verklammeret, mitt vermeldung, daß vor ungefehr zwanzig jahren bey dunklem wetter ohne einig donner oder plitzg der teüfel in eigener person durch solchen thurn gefahren seye, die tröm angezündet, ein groß stuck eysen, mitt welchem der thurn zesamen geheftet, sampt einem großen quaderstein außgerißen unndt hingeführet habe, wie dann auch andere nachmahlen mir solches angezeigt haben, daß es nitt vom wetter, sonder durch den teüfel selber beschehen seye. (757f.)

Auch dem Glauben an Hexen begegnete Platter auf seiner Reise durch die Niederlande. Wäre er etwas länger in Dünkirchen geblieben, wäre er womöglich sogar Zeuge der Verbrennung zweier der Hexerei bezichtigten Frauen geworden. „Den 15. septembris wolte man zwo hexen in dieser statt verbrennen; aber weil wier früe von dannen verreyseten, sahen wier die (execution) vollstreckung nicht.“ (769) Ob aus diesen Worten ein gewisses Bedauern angesichts der verpassten Gelegenheit spricht, ist zumindest nicht eindeutig auszuschließen und würde einen etwas morbiden Schatten auf die Schaulust des jungen Baseliers werfen. Platter hätte doch etwas länger bleiben können, wenn sein Interesse wirklich so groß war, könnte man einwenden. Jedoch schien er nicht völlig frei in der Reiseplanung gewesen zu sein: Zum einen war er nicht allein unterwegs und zum anderen war es nicht selbstverständlich, dass man die Reise in der gewünschten Richtung fortsetzen konnte. Da England die von den spanischen Niederlanden abgefallenen Provinzen begünstigte, habe seine Reisegesellschaft ihr wahres Ziel verschweigen müssen: „wie ich dann selber hab mießen mitt dem spangischen gubernatore reden, wo wier härkommen unndt wo wier hinwöllen; sagten allezeit, wier begeren nach Paris, dann von Engellandt dörften wier nichts vermelden.“ (769)

Ein weiteres Beispiel für den Glauben an Hexen und den Teufel lieferten am Rande der Landstraße an der Grenze zum damaligen Frankreich sieben aufgerichtete hölzerne Pfeiler, an denen vor noch nicht langer Zeit vermeintliche Hexen verbrannt worden seien. Der Fuhrmann der Reisegesellschaft berichtete zudem von einem Bauern, der einen der Pfeiler zum eigenen Gebrauch habe entwenden wollen, was jedoch der Teufel verhindert habe.

³⁶⁶ „tröm, trem, tremel: Balken“, Keiser, 1968a, S. 757, Anm. 2.

haben demnach ein dorf Aveleuse auf der rechten handt ligen laßen, da man kurtz zevor viel hexen gefangen unndt bey Ville Causy, dem dorf, verbrennet, durch welches wier gezogen unndt daselbsten an der landtstraße 7 höltzine, aufgerichte stüdt angetroffen, doran sie verbrennet worden sindt. Unndt zeigt uns unser fuhrmann an, daß kurtz zevor ein baursmann habe wellen eine gemelter stüden außziehen undt zu seinem nutz gebrauchen; da habe ihn der böse geist dermaßen geängstiget unndt geschlagen, daß er schier gestorben wehre; habe also die stüdt stehen lassen. (882)

Die Inbrunst bei der Ausübung des katholischen Bekenntnisses konnte aber nicht nur den Glauben an Teufel oder Hexen, sondern auch Intoleranz und Verfolgung Andersgläubiger zur Folge haben. Anlässlich seines Besuches der Stadt Alst in Flandern erwähnte Platter einen Mann namens Berlend, der etwa fünfzig Jahre zuvor wegen seiner Mitgliedschaft bei den Wiedertäufern um David Joris als Ketzer verbrannt worden sei: „Unndt ist einer, so deß Davidt Geörgen, der zu Basell gewohnt, sect nachgefolget, vor 50 jahren in diser statt Alst derselbigen ketzerey halben verbrennet worden mitt nammen Berlend.“ (744)

Besagter David Joris hatte sich in den 1520er Jahren in den Niederlanden einen Namen als flammender Prediger und Autor von Flugschriften gemacht, in denen er gegen die Verehrung von Bildern in den Kirchen und den Kult um die Jungfrau Maria polemisierte. Später hatte er sich der Bewegung der Täufer angeschlossen, wurde wegen seiner religiösen Vorstellungen verfolgt und flüchtete schließlich nach Basel ins Exil, wo er ab 1544 unter dem Decknamen Johann von Brügge auftrat. Erst nach seinem Tod 1555 wurde die Gruppe der niederländischen Exilanten in Basel als ketzerische Joristen enttarnt und verurteilt. 1559 wurden neben Joris' Schriften selbst sein Leichnam öffentlich verbrannt.³⁶⁷ Seine Schüler wurden vom Baseler Rat jedoch mit größter Milde behandelt und nach der öffentlichen Widerrufung ihrer „Irrlehre“ wieder freigelassen.³⁶⁸

Joris' Familie hat in Basel in guter nachbarschaftlicher Beziehung zur Familie Platter gestanden. Ein Sohn des David Joris war sogar unter den Gästen der Hochzeit von Platters Bruder Felix anzutreffen, dessen Anwesenheit wiederum bei der öffentlichen Verbrennung des sogenannten Erzketzers belegt ist.³⁶⁹ Insofern ist die Kürze von Platters Bemerkung zur Verbrennung eines der Joristen in Alst beachtlich. Seine kargen Worte lassen aber keinen Zweifel daran aufkommen, dass auch der Reformierte Platter die Anhänger des David Joris für Mitglieder einer ketzerischen Sekte hielt. Hierin waren sich er selbst, die Baseler Reformierten und die Katholiken von Alst augenscheinlich einig.

³⁶⁷ Vgl. Stupperich, 1974; Waite, 2020.

³⁶⁸ Vgl. Waite, 1990, S. 186.

³⁶⁹ Vgl. Burckhardt, 1949, S. 30, 93.

Weitere Bemerkungen zur Bewegung der Täufer in den Niederlanden, die im 16. Jahrhundert ein wichtiges Zentrum der Anabaptisten³⁷⁰ bildeten, finden sich in seiner Reisebeschreibung nicht.

Platters Blick richtete sich auf die im Süden der spanischen Niederlande dominanten Katholiken samt ihrer bisweilen absonderlichen Wundergeschichten und Reliquien. Einem weiteren, jetzt antijüdischem Beispiel begegnete er in der Kathedrale von Brüssel, wo man angeblich drei von Juden geschändete Hostien aufbewahre. Der Legende nach hätten Juden in einer nicht näher bezeichneten Vergangenheit diese Hostien mit dem Messer durchstoßen, worauf diese, wie der Leib Jesu, zu bluten begonnen hätten. Für diesen Frevel seien alle beteiligten Juden verbrannt worden.

Innwendig ist die kirch zimlich schön, unndt behalten sie drey ostien darinnen, von welchen sie außgeben, daß sie ein judt Gionata erkaufte, unndt als sie nach seinem todt seinem sohn Abraham zu theil worden, habe er sie in beysein vieler juden mit einem meßer durchstoßen, daß hälle blut darauß gefloßen; solches als man vernommen, hab man sie alle lebendig verbrennet unndt die consecierten ostien also blutig in diese kirchen in eine fürnemme capellen gethan, da sie noch sein sollen. (661)

Der lapidare Kommentar – „da sie noch sein sollen“ – lässt wieder ausreichend Raum für Zweifel an der Authentizität der Legende oder der Existenz dieser Hostien überhaupt. Es ist auch wenig wahrscheinlich, dass Platter noch nie zuvor solche oder ähnliche Geschichten gehört hatte. Spätestens seit dem Mittelalter gehörte das Narrativ vom Hostienfrevel zum festen Inventar antijüdischer Topoi.³⁷¹ Vielleicht erschien ihm daher die Brüsseler Legende keiner großen Worte wert. Interessant ist aber, dass diese Geschichte seine einzige Anmerkung zu Juden darstellt. Darüber hinaus scheint er auf seiner Reise durch die Niederlande von jüdischem Leben nichts bemerkt zu haben. Seinen Worten zur Religiosität der Niederländer um 1600 ist somit gewiss nicht abzulesen, dass es sich um eine von Toleranz und religiöser Pluralität geprägte Gesellschaft gehandelt habe.

³⁷⁰ Vgl. Bertheau, 1885; Kobelt-Groch, 1994.

³⁷¹ Vgl. Rohrbacher/Schmidt, 1991, S. 269 – 303; Benz, 2020, S. 103 – 110.

2.3.3 Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen

2.3.3.1 FRAUEN UND MÄNNER

Wie gesagt war Platter die Größe und Schönheit der Niederländer aufgefallen. Dies gelte nicht zuletzt auch für die Frauen: „Die weibsbilder sindt auch groß und schön.“ (701) Schon zu Beginn seiner die Niederlande betreffenden Reisebeschreibung ist Platter voll des Lobes für die nach seinem Urteil außerordentlich schönen Frauen. In keiner Stadt Frankreichs glaubte er so viele attraktive Damen gesehen zu haben wie in Tournai (ndl. Doornick) im heutigen Wallonien: „So schön frauwenzimmer hatt es in dieser statt, als ich ye zavor in einer statt in gantz Frankreich gesehen hatte, nach proportion der statt.“ (653) Noch stärker angetan war er von den Frauen in Brügge, die er hinsichtlich ihres Wesens, ihrer Bewegungen und ihrer körperlichen Anmut aus der Damenwelt der Niederlande hervorhob: „An lieblichen geberden unndt freündtlikeit wie auch schöne deß leibs übertrift diser statt frauwenzimmer auch die anderen.“ (759f.) Außerdem seien die Brüggerinnen bekannt für ihren exquisiten Kleidungsstil, wie die Anekdote um eine nicht näher genannte französische Königin illustriert.

Sonderlich gehet daß frauwenzimmer gar köstlich unndt zierlich bekleidet, daß auch ein königin auß Franckreich, wie sie zu Bruck eingeritten, gesagt, sie habe vermeinet, sie seye allein königin in Bruck, aber yetz gespüre sie woll, daß viel königin in Bruck seye, weil sie daß frauwenzimmer so köstlich bekleidet ansahe. (759)

Die Frauen der Niederlande würden sich aber nicht nur durch ihre Schönheit, sondern darüber hinaus durch ihre Geschicklichkeit und außerordentliche Bildung auszeichnen. Wegen ihrer Fremdsprachenkenntnisse sowie ihrer Kompetenzen im Rechnen, Schreiben und Lesen seien es die Frauen, die neben dem privaten Haushalt auch den überregionalen Inlandshandel betreiben und das Guthaben vermehren.

Die weibsbilder sindt [...] sehr geschickt unndt vieler sprachen woll erfahren [...] Unndt weil daß frauwenzimmer der sprachen, deß läsens, schreibens, rechnens unndt der kaufmannschatz so wohl erfahren sindt, mießen sie auch nicht allein in ihren heüseren derselbigen sich annemen, sondern reißen von einem dorf zu dem andern oder von statt zu statt, zewaßer unndt zu landt, kaufen unndt verkaufen, erspahren viel mehr dann ihre mannen. (700f.)

Die Geschäftstüchtigkeit der Frauen habe aber noch einen weiteren Grund. Anders als die trunksüchtigen Männer würden sie wenig Alkohol trinken und seien auf Geschäftsreisen sehr sparsam.

weil sie gar niechter sindt, die mannen aber, wie obgemeldet, sehr vertrunken; sie tragen ihre speiß oft mitt sich in körblinen, daß sie den wirten nicht viel zu lösen geben. Auch ob sie schon in die irten sitzen, sonderlich auf den abendt, so sindt sie doch nicht mehr dann den ordinary tax zebezahlen schuldig, welcher allein auf daß bier gerechnet wirdt. (701)

Die Männer jedoch würden sich im Wirtshaus gegenseitig zur Freigebigkeit anstacheln und großzügig über die gewöhnliche Zeche hinaus teuren Wein für die versammelte Gesellschaft bestellen. Habe der Alkohol einmal angefangen, seine berauschende Wirkung zu zeigen, würde umso mehr Wein ausgeschenkt werden.

Die mannen aber, wann sie in der irten sitzen, vernüegen sie sich nicht mitt derselbigen, sondern es forderet einer in mitten ettwan der mahlzeit ein maß wein, bringet einem eins von den gästen, unndt wann die maß wein also herum außgetrunken, alsdann will keiner am wenigsten thun, sondern forderet einer nach dem anderen sein maß wein, von deren man ihme zum ersten einschencket, unndt bringet man es den weiberen eben so woll, ya auch öfter dann den mannen; wann ein yeglicher sein maß bezahlet unndt sie anheben, lustig zu werden, lassen sie noch ferner wein herbringen. (701)

Platter zeichnete ein Bild, in dem im Wirtshaus das Spendieren von Runden für die niederländischen Männer eine Ehrensache sei, der sich keiner entziehen könne oder wolle. Dabei gehe es offenbar nicht nur darum, die anderen Herren auszustechen, sondern auch die anwesenden Frauen zu beeindrucken, indem ihnen der großzügig geordnete Krug Wein besonders oft gereicht werde. Dass die so beglückten Damen auch entsprechend viel trinken würden, könnte man vermuten, wenn Platter nicht ihre Nüchternheit rühmen würde. Allerdings ist nicht auszuschließen, dass auch die Frauen etwas über den Durst trinken konnten, wenn sie nicht zu bezahlen brauchten. Über weitere Absichten, welche die edlen Spender dabei gehegt hätten, oder darüber, wie die Feiernden den Rest der Nacht verbrachten, gibt die Reisebeschreibung erwartungsgemäß keine Auskunft. Mit einigem Sarkasmus kommentierte der Bildungsreisende aber, wie gut sich solch feuchtfrohliche Abendgesellschaften dazu eignen würden, bei teurem Wein und Spielmannsunterhaltung eine beträchtliche Menge Geld auszugeben, was sich am nächsten Morgen zeige.

nachfolgenden morgen, wann man rechnet, zahlen die weiber allein ihre irten, die mannen aber unndt jungen gesellen zahlen neben ihre irten auch yeglicher den wein, so er hatt lassen forderen, unndt lauft sich gemeinlich der wein höher dann die irten, weil ein maß deß gemeinen weins ein halben franken giltet, der spangische wein aber, oder sonst köstliche, kompt auch die maß biß auf einen franken; ist ein fein mittel, daß einer sein gelt verthun kan, wo einer nicht deß weins sich allerdings enthaltet, unndt kommen demnach gemeinlich auch die spilleüt, welche einem auch den seckel raumen. (701)

Die Trunksucht der Männer und die Tüchtigkeit der sparsamen Frauen bringe allerdings mit sich, dass die Damen nicht nur die Handelsgeschäfte besorgen, sondern auch in der Ehe das Regiment führen. Zur Illustration gab Platter eine burleske Erzählung über die Männer aus Amsterdam wieder, die suggeriert, dass die Ehegatten ohne die Erlaubnis ihrer Frauen nicht einmal großzügige Geschenke annehmen dürften.

Unndt mießen also die weiber zu hauß die haußhaltung unndt in der frömbde den gewerb versehen, welches ihnen die mannen gern zulaßen, weil sie sich woll darauf verstehendt, aber daß folgt auch hernacher, daß sie nach unndt nach ihrer weiberen diener oder underthanen mießen werden, wie man dann ein history von einem großen herren saget, der habe wellen wißen, wie viel männer in Ambsterdam über ihre weiber meister seyen, daß derselbig habe seinem diener vier pferdt in ein karren gespannen, denselbigen voller eyer überliferet mitt angehenktem bevelch, er solle in Ambsterdam von hauß zehauß fahren, unndt in welchem hauß er befinden werde, daß der mann meister seye, solle er ihme ein pferdt verehren, da aber die weiber herrschen, solle er ein ey verehren, unndt seye der knecht mitt seinen vier hengsten, aber dem leren wagen, widerumb heimkommen, dann wann schon einer gesagt, er seye meister, unndt ihme der knecht daß pferdt hatt wellen deßwegen ausspannen, hatt er ihn heißen verziehen, biß er sein weib gefraget, ob er es nemmen undt wohin er es stellen solle. (701f.)

Mit dieser Anekdote dürfte Thomas Platter d.J. ein zu seiner Zeit in den Niederlanden verbreitetes Klischee über die Rollenverteilung der Geschlechter kolportiert haben. Ein weiteres Narrativ, das er für erwähnenswert hielt, unterstreicht die Klugheit der Frauen in politischen Angelegenheiten, wenn es um die eigenen Kinder gehe. Demnach sei es unter den Bürgersfrauen in Mechelen Sitte, ihre Kinder nicht in Mechelen selbst, sondern in einer Stadt mit größeren Freiheiten zur Welt zu bringen, um sie per Geburtsrecht mit mehr politischen Rechten auszustatten.

Wenig volck wohnt in dieser statt, vielleicht weil sie weniger freyheiten dann in Brabant haben. Dann so ettwan ein fürnemme burgers frauw nähig ist, verfüget sie sich für die statt hinaus in Brabant in ein freystatt, daß kindt zu gebären, damitt es desto mehr freyheiten habe, wie die Brabander. (686)

In einer kurzen Bemerkung berichtete Platter auch von einer klosterähnlichen Gemeinschaft³⁷² von Frauen in der Nähe von Mechelen. Nach seiner Darstellung handle es sich dabei um Frauen, die sich weitgehend selbst versorgen, aber auch heiraten dürften, wenn ihnen der Sinn danach stehe: „ist ein kloster [...], darinnen über die 1400 klosterfrauwen yederzeit aufgehalten werden, welche sich nach ihrem gefallen mögen

³⁷² Gemeint sind wahrscheinlich die Beginen, vgl. Elm/Manselli/Sprandel, 1980.

verheürahten [...], unndt leben ettliche von ihren renten; der mehrertheil aber ernehret sich mitt spinnen undt weben.“ (688)

Eine weitere Gemeinschaft von Frauen begegnete ihm in der Stadt Mons in Form des Klosters Sainte-Waudru, einem Stift für adelige Damen, die sich nach Platter nur halbtags als Nonnen betätigen würden.

Diese kloster frauwen werden (chanoinesses) thumbfrauwen genennet, mießen nur wollgeborne freüwlin oder edle töchteren sein, wohnen gleich neben der kirchen, in welcher sie ihre (officia) ämpter wie die thumbherren mit singen unndt betten verrichten. Am morgen vor mittag tragen sie ordens oder geistliche kleider an, ein schwartzen, langen rock über ein weißen schurtz, den sie darunder tragen. Nach mittag aber gehendt sie in weltlicher kleidung, yegliche nach ihrem standt. (878f.)

Zudem würden diese Frauen weiterhin selbstbestimmt bleiben und müssten allem Anschein nach auch kein Keuschheitsgelübde ablegen: „Unndt mögen sich verheürahten, wie unndt wann sie wellen, können gantz unndt gar nicht abgehalten werden.“ Nach Platters Deutung biete diese Einrichtung verarmten Adelsfamilien die Möglichkeit, ihre Töchter vor einer möglichen Heirat angemessen unterzubringen: „ist gar ein kombliche sach, wann ettwan arme elteren ihre töchteren nicht woll vermögen ihrem standt gemäß auferziehen. Ich hab ihren ettlichen in gemelter kirchen gesehen unndt ohne scheüchen mitt ihnen geredt.“ (879)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Frauen nach Platters Darstellung eine bedeutende Rolle in der niederländischen Gesellschaft zu seiner Zeit spielten. Demnach erfreuten sie sich einer außerordentlichen Bildung und verfügten über Eigenschaften, die sie sowohl im privaten Raum wie in wirtschaftlichen Angelegenheiten zu maßgeblichen Akteuren werden ließen. Darüber hinaus hätten sie mit bemerkenswerter körperlicher Attraktivität aufwarten können, die der junge Bildungsreisende aus Basel für seine Verhältnisse geradezu begeistert betonte.

2.3.3.2 REGIONEN UND STÄDTE

In seinem Reisetagebuch zeichnete Thomas Platter d.J. die Niederländer weniger als ein Volk unterschiedlicher Bevölkerungsschichten und Berufsstände denn als eine Gesellschaft von bürgerlichen Händlern und Handwerkern aus verschiedenen Regionen und Städten. Aussagen zu weiteren Bevölkerungsgruppen finden sich nur am Rande meist eingebettet in die Schilderung spezifischer Ereignisse oder lokaler Verhältnisse.

Die Aristokratie tritt hauptsächlich im Rahmen der Festlichkeiten anlässlich des Einzugs des habsburgischen Erzherzogs in Brüssel auf, sie spielt in Platters Narrativ der Niederländer aber keine besondere Rolle. Er erwähnte einzelne Vertreter wie den Erzherzog Albrecht VII.³⁷³, den „fürst von Oranien“³⁷⁴ oder auch den „margrave von Hafray“³⁷⁵, zur adeligen Lebensart wird aber nicht viel berichtet. Ein knappes Narrativ über die akademische Welt sowie über die Jesuiten liefert der Reisebericht z.B. anlässlich der Visite in der Stadt Löwen. Schauspieler und Spielleute finden ebenso kaum Erwähnung, abgesehen von den wenigen Hinweisen auf ihre Anwesenheit bei Festlichkeiten in manchen Städten.

Dominiert wird das Narrativ der Niederländer von den im Handel und Gewerbe tätigen Bürgern. An einigen Stellen des Reiseberichts offenbaren sich dabei einige regionale Unterschiede hinsichtlich der Mentalität der Menschen sowie ihrer Einstellung zur politischen Herrschaft.

2.3.3.2.1 ARTOIS

Zu den Bewohnern der Provinz Artois mit ihrer Hauptstadt Arras hatte Thomas Platter d.J. über ihre bereits erwähnte Wundergläubigkeit hinaus vor allem etwas über das Verhältnis zu Frankreich zu sagen. Die heutige Provinz Artois im Norden Frankreichs wurde im Laufe ihrer Geschichte immer wieder zu wechselnden Herrschaftsgebieten gezählt. Ursprünglich zu Flandern gehörig geriet das Artois im 13. Jahrhundert unter französische und im 14. Jahrhundert unter burgundische Herrschaft. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde es schließlich in die Besitzungen der spanischen Habsburger

³⁷³ Vgl. Alberdingk, 1875; „Seit 1570 lebte A. in Spanien, wurde 1577 Kardinal und Erzbischof von Toledo. [...] 1596 wurde er Statthalter der Niederlande und übernahm hier, nachdem er seine geistlichen Würden niedergelegt und sich vermählt hatte, die Regierung selbständig. Nachdem schon 1598 der Friede zu Vervins mit Frankreich zustande gekommen war, setzte er den Kampf gegen die Generalstaaten fort.“ Brunner, 1953.

³⁷⁴ „Philipp Wilhelm von Nassau-Oranien, 1554 – 1618, der älteste, katholisch gebliebene Sohn des großen Wilhelm des Schweigsamen, des Befreiers der nördlichen Provinzen [...]. Er war von Philipp II. gefangen genommen und am spanischen Hof erzogen worden. 1596 erhielt er die Freiheit und wurde mit Erzherzog Albrecht in die Niederlande gesandt, um den Frieden mit den Holländern zu erleichtern.“ Keiser, 1968a, S. 707, Anm. 1.

³⁷⁵ „Charles-Phillipe de Croy, Marquis d'Havr , 1549 – 1603, postumer Sohn des ersten Herzogs von Arschot. [...] Er diente unter Alba; Philipp II. erhob sein Gut zum Marquisat d'Havr . Er wurde Mitglied des Staatsrates [...], und unter dem erzherzoglichen Herrscherpaar diente er in der Finanzverwaltung bis zu seinem Tod.“ Ebd., S. 655, Anm. 4.

eingegliedert. Aber noch 1597 versuchte Heinrich IV. die Region ohne Erfolg für die französische Krone zurückzugewinnen.³⁷⁶

Die geografische wie kulturelle Nähe zu Frankreich lasse sich laut Platter vor allem sprachlich fassen: „Ihr spraach ist vom frantzösischen corruptiert: reden wallonisch.“ (649) Nach Platters Urteil sei die Sprache des Artois also stark vom Französischen beeinflusst, aber eben kein reines Französisch, sondern Wallonisch. Ob dies der Selbstwahrnehmung der Bewohner entsprach, kann auf der Basis des Reiseberichts nicht entschieden werden. Es seien jedoch Zweifel daran erlaubt, dass die Wallonen jener Zeit ihre Sprache selbst als „corruptiert“ bezeichnet hätten. Es dürfte sich hier um eine Einschätzung Platters handeln, der Jahre lang in Frankreich gelebt hatte und das dort gesprochene Französisch, das er selbst gut beherrschte, zum Maßstab seiner etwas abschätzigen Bewertung machte.

Es wird jedoch deutlich, dass man im Artois bemüht gewesen sei, sich von den benachbarten Franzosen abzugrenzen, und keinesfalls erneut unter französische Herrschaft fallen wollte, wie folgende Passage illustriert.

Wie dann im jahr 1597 [...] die Frantzosen, nach dem sie zwey thor geöffnet unndt mitt gewalt hinein getrunen, widerumb mitt großem verlurst der ihren von den burgeren sindt zeruck geschlagen unndt außgetriben worden. Dahäro die von Arras über ihre statt porten den Frantzosen zum spott diese vers nachmahlen haben auf ihr wallonische sprach lassen anschreiben:

Quand les Franchaux prendront Arras,
Les souris prendront les chats.

Daß ist verteütschet:

Die Frantzosen werden Arras erlangen,
Wann die meüß werden die katzen fangen. (639f.)

Zur Frage, ob aus dieser antifranzösischen Haltung allein schon eine Akzeptanz der spanischen Herrschaft abgeleitet werden kann, liefert der Reisebericht keine Indizien. Diesem festen Willen, sich jeglicher französischen Ansprüche zu erwehren³⁷⁷, entsprachen jedoch allem Anschein nach auch die militärischen Fähigkeiten der Männer in der Provinz Artois. Jedenfalls seien sie über die Landesgrenzen hinaus für ihre Kompetenzen im Kriegshandwerk bekannt gewesen: „sindt gute soldaten, werden viel in Niederlandt unndt Ungeren gebraucht.“ (649)

³⁷⁶ Vgl. Keiser, 1968a, S. 639, Anm. 1.

³⁷⁷ Wie der spätere Verlauf der Geschichte zeigte, war dieses Bemühen jedoch erfolglos. Im Pyrenäenfrieden vom 7. November 1659 musste Spanien das Artois neben anderen Gebieten im Süden und Norden an Frankreich abgeben. Vgl. Hinrichs, 2014, S. 173; Pietschmann, 2005, S. 169.

2.3.3.2.2 BRABANT

Ausführlicher nahm er zu Brabant mit den Städten Antwerpen, Brüssel, Mechelen und Löwen Stellung. Seit Alters her seien die Bewohner dieser Region für Mut und Kühnheit bekannt gewesen, woher der Name Brabant herrühre, was Platter mit dem Verweis auf eine recht eigentümliche etymologische Herleitung zu belegen versuchte.

Erstlich ihren nammen betreffendt, ist neben viel meinung diese Geropij Becani: dieweil die Niderländer die hertzhaften braef nennnen, unndt welche under dem baner deß landes, als man wieder die Römer zoge, die dapfersten wahren, nenneten sie Braef banders; dahäro der nammen Brabander soll diesen einwohneren gebliben sein, weil sie mehrtheils also küen wahren. (695f.)

Vielleicht hallten bei dieser Charakterisierung der Brabanter Vorstellungen nach, wie sie schon Hartmann v. Aue im *Gregorius* formulierte, wo die Ritter Brabants zu den besten gezählt werden.

swelch ritter ze Henegouwe
ze Brâbant und ze Haspengouwe
ze orse ie aller beste gesaz,
sô kann ichz mit gedanken baz.³⁷⁸

Platters Kommentar bezog sich sicherlich nicht auf das Ideal der höfischen Ritterschaft wie bei Hartmann.³⁷⁹ Das von ihm evozierte Bild von einst im Kampf tapferen und kühnen Brabantern steht jedoch auch in keinem Widerspruch dazu. So ist es immerhin vorstellbar, dass Hartmanns Ritterlob aus dem gleichen historischen Narrativ schöpfte wie der von Platter angeführte Versuch einer Etymologie des Toponyms „Brabant“.

Die Menschen der Region Brabant seiner Gegenwart versah er zudem noch mit weiteren positiven Attributen. Sie seien in den Künsten bewanderte, gut gelaunte und vernünftige Menschen, die sich diese positiven Eigenschaften auch im fortgeschrittenen Alter bewahren würden, was sogar sprichwörtlich bekannt sei. „Die einwohner sindt kunstreich, kurtzweilig unndt verstendig, nicht träg in der jugendt, auch im alter nicht traurig, dahäro daß sprichwort entstanden: [...] Ye lenger ein Brabänder lebt, ye größer narrheit an ihm klebt.“ Dieses fröhliche Wesen, so suggerierte Platter, sei auch der Grund für ihre Langlebigkeit: „Dahäro es auch viel alte männer bey ihnen gibt, weil sie yederzeit lustig sindt.“ (697) Am Zusammenhang von einer positiven Grundeinstellung, guter Gesundheit und langem Leben bestand für den Baseler Mediziner offenbar kein Zweifel.

³⁷⁸ Hartmann v. Aue, *Gregorius*, 1963, Verse 1575 – 1578, S. 92.

³⁷⁹ Vgl. Corneau/Störmer, 2007, S. 57 – 62; Bumke, 1986, S. 381 – 450.

2.3.3.2.2.1 ANTWERPEN

Die Bewohner der Stadt Antwerpen schilderte er wie nahezu ideale Personifikationen des so kühnen wie treuen, in Kommerz und Kunst versierten Brabanter.

Unndt ist es umb die edle statt Antorff also beschaffen, daß es schier besser gar zuschweigen, dann nur wenig und schlächtlich derselbigen gedencken. Dann wer weißt nicht, daß dise statt ihrer hochberümpfter, dapferen unndt vieler menschen undt herrlicher burger halben alle andere stett an reichtumb, pracht, gewalt, herrlichkeit, schönsten heüseren gleich wie ein fürstin übersteigt? [...] Waß soll ich doch von außlendischen völkern unndt großer menge der kauffleüt, die auß allen örteren der welt hieher mitt allerley kaufmansgutt sich begeben, reden? (668)

Im Vertrauen auf die eigene Stärke könne auch der schwelende Krieg gegen die Generalstaaten nichts an der Selbstsicherheit der Antwerpener Bürger ändern.

Unndt ob es schon um Antorff ein solche beschaffenheit hatt, daß welcher den Staden³⁸⁰ kein (contribution) tribut gibt, er nicht darf für die statt hinauß kommen ohn gefahr seines leibs unndt lebens, wie dann alle, so güter umb die statt haben, den Staden contribuieren, auch die müller in den windtmülenen umb Antorff herumb alle, so achten doch solches die in Antorff nichts,[...] verlaßen sich auf ihr veste statt unndt schloß, auch großen verstandt unndt dapferkeit im kriegern der burgerschaft, welche wegen langwiriger kriegern von jugendt auf so woll darinnen geübet, daß sie umb keinen bösen herren nichts geben. (680)

Neben den genannten soldatischen Qualitäten hob Platter das kaufmännische Geschick und die Weltoffenheit der Antwerpener Bürger hervor: „Dann erstlich der reichtumb anlangendt, haben yederzeit die reichsten kauffleüt da gewohnet, so man in der welt hatt finden können, undt wohnen noch ettliche auf der großen gassen, der Meerbruck genennet.“ (669) Den zentralen Platz der Stadt beschrieb Platter als Mittelpunkt internationaler Handelsgeschäfte sowie als Quelle wichtiger Informationen oder auch rufschädigender Gerüchte. So könne man auf diesem Platz einerseits Neues aus aller Welt erfahren, man müsse sich als Kaufmann dort aber andererseits regelmäßig zeigen, wenn man nicht in den Verdacht schlecht gehender Geschäfte geraten wolle.

Die kauffleüt zu Antorff haben einen schönen, besonderen pallast in gemein, die Borse, la Bourse (Porticus Mercatorum) genennet, welcher nechst bey der Meerbruck auf der seiten zum aller stattlichsten ist auferbauwen, in die vierung [...], da an yedem eck ein hüpscher, runder thurn [...] unndt mitten ein weiter, besetzter platz under dem heiteren himmel. [...] bescheiden die kauffleüt, welche mitt einander zu handeln, einander an solchen ort, wie dann alle tag der platz zweymahlen als im sommer morgendts von 11 biß 12 unndt abendts von 6 biß 7 uhren mitt kauffleüten voll wirdt, unndt hatt yegliche nation ihr besonderen bezirck, da sie p[f]leget zu spatzieren, damitt man einanderen desto [besser] antreffen könne; ist gar ein schöne

³⁸⁰ „Staden: Generalstaaten = Holland“, Keiser, 1968a, S. 680, Anm. 2.

komblickeit, in kurtzer zeitt viel außzurichten. Da höret einer von allen enden der gantzen welt neüwe zeitungen, wie dann die ordinary zeitung auch von Antorff daselbsten erstlich ankommet. Unndt so sich ein kaufmann nicht vleißig da, wann er anheimisch ist, erzeiget, kompt er baldt in verdocht, als wann seine sachen nicht woll stünden. Alsbaldt die uhr auf dem einen thurn schlaget, kommen sie haufecht dahin. (671f.)

Angesichts des andauernden Krieges habe Antwerpen zur Zeit von Platters Reise jedoch nicht mehr denselben Rang als Handelsmetropole wie noch in der Vergangenheit.

Diese statt Antorff ligt an dem fluß Scaldis, auf welchem die großen meerschiff biß in die statt vom meer, daß noch 17 meyl darvon ligt, gar komblich unndt sicher zu fridenszeitt können geführet werden. Dahäro diese statt nicht allein der Nederlanden, sondern auch der gantzen christenheit fürnembste (emporium) kaufmanstatt, vor der zeitt, als man noch von dem meer sicher dahin fahren konte, ist gehalten worden, unndt sagt man, daß sie in einem monat mehr da gehandelt haben, als heütigs tags zwey jahr in Venedig trafficiert wirdt. [...] Yetzunder aber, weil der feindt vor der thüren unndt ihnen der paß auf der Scalden gegen dem meer verleget, ist ihr handlung in ein sehr großen abgang gerahten, kennen nur in Frankreich zu landt unndt an ihre benachbarten örter werben. (667)

Dennoch würden auf genanntem Platz immer noch rege Geschäfte getätigt und internationale Handelsbeziehungen gepflegt: „Unndt ob schon Antorf in ein großen abgang gerahten, ist doch der platz yederzeit zimlich voll.“ (672)

Auf die lokalen Händler und Gewerbetreibenden warf Platter einen eher kursorischen Blick. Er erwähnte Gassen, wo nur „gwurtzkrämer unndt materialisten³⁸¹“ ihre Läden hatten, „deren ein grosse anzahl zu Antorff ist.“ (674) Er nahm auch Notiz von dem „gewaltigen fischmarckt“ und zeigte sich überrascht über die „große menge allerley fisch auß der see unndt fließenden waßeren unndt sonst viel gesaltzen fisch.“ (675) In manchen Straßen Antwerpens traf er nur auf „bierbryer“, in wieder anderen begegnete er nichts als „steinmetzen“ oder er streifte durch die „pfeilmacheren gassen“. Bei seinem Gang durch die Stadt notierte er auch „gassen, do man eytel federen schwinget, auch flachs unndt hanf hechlet.“ (674) Etwas mehr Interesse brachte er als Akademiker den Buchhändlern entgegen: „An der Kammerstraß wohnen schier eytel buchführer, da ich dann auch in deß Plantini³⁸² erben laden gewesen bin, welcher sehr viele schöne unndt frembde bücher veil hatte.“ (673)

³⁸¹ Der Kontext legt nahe, dass hier die Anbieter von Arzneimitteln gemeint sind. Vgl. Baufeld, 1996, S. 167.

³⁸² „Christophe Plantin, ca. 1520-1589, aus Tournai, der berühmte Buchdrucker von Antwerpen“, Keiser, 1968a, S. 673, Anm. 1.

Die oben angesprochene, von Platter äußerst kurz gepriesene Liebe zur Musik der Niederländer im Allgemeinen bezeuge in Antwerpen insbesondere das Glockenspiel, das der junge Basler so ausführlich wie begeistert schilderte.

In diesem thurn sahe ich erstlich, wie man daß zierlich geleüt in den niederländischen stetten anrichtet. Man hatt zu öbrist in den glocken thürnen etwan auf die dreyßig glocken, mehr oder weniger, unndt ist allezeit eine von der anderen ein thon, gehendt auf den anderen wie daß ut re mi fa etc. Unndt sindt 3 oder mehr octaven. [...] Darauf kan einer dantz, lieder, gesang, muteten unndt waß er will schlagen [...] unndt tönen die glocken zuobrist im thurn; waß einer dorauf schlaget, daß kan man in der gantzen statt so bescheidenlich hören unndt mercken, als wann es auf einer orgelen beschehe. Dann es sindt die glocken vermachtet, daß sie kein nachthon haben können. Unndt schlagen sie alle mittag, auch sonst oft, viel schöne gesang auf gemelten glocken, [...] unndt kan man die octaven, auch alle andere unisonos unndt dissonos wie auf einem clavicordy oder orgelen woll finden. (677f.)

Zudem sei die Lebenslust der Antwerpener nach wie vor ungebrochen. Wie man von einer internationalen Handelsstadt erwarten darf, war dort auch zu Platters Zeiten einiges an Lustbarkeiten geboten. Nach seinen eigenen Worten seien die Antwerpener „yederzeit guter dingen, dantzen, spilen, bulen, fressen, sauffen, führen ein recht epicurisch sicher leben.“ (680) Allerdings schien der junge Reisende angesichts seiner kargen Bemerkungen davon kaum Notiz zu nehmen oder zumindest nicht der weiteren Schilderung für würdig zu erachten. Anlässlich einer der Prachtstraßen der Stadt notierte er kurz: „Unndt sindt auch ettliche ballenheüser an diser gassen.“ (674) Das Ballspiel sei also auch in Antwerpen nicht unbeliebt, es hat in Platters Narrativ über die Niederländer aber bei Weitem nicht die Bedeutung wie in seiner Schilderung der Franzosen. Theateraufführungen und sonstige Spektakel wie das Gehen auf Stelzen und Tanzdarbietungen durchreisender Unterhaltungskünstler werden ebenso nüchtern und nur am Rande abgehandelt: „ich hab sehen comoedien spilen, auf hohen steltzen gehen unndt seltsam dantzen, wie dann gar oft zu Antorff solche leüt ankommen.“ (675)

Werden die Antwerpener einerseits für ihre Weltoffenheit gepriesen, so glaubte Thomas Platter d.J. aber auch, einen eher schädlichen Einfluss der vielen Fremden im Lande auf die Mentalität der Brabanter ausmachen zu können. Zum einen würden sie den Ausländern zwar alle Ehre erweisen, zum anderen seien sie nun aber weit mehr den schnöden körperlichen Freuden zugetan: „Unndt sonderlich sitthäro die frömbden nationen zu ihnen wandlen, sindt sie sehr ehrerbietig unndt den weltlichen wollüsten ergeben.“ (697) Platter lieferte an dieser Stelle seines Berichts keine Erklärung für jene postulierte Entwicklung. Es ist kaum vorstellbar, dass dieses Urteil seiner eigenen

Beobachtung entsprungen war, dafür war sein Aufenthalt in der Region schlicht zu kurz. Möglicherweise gab er hier die Sicht mancher Brabanter selbst wieder, die eine zunehmende Dekadenz der Sitten und Moral in Zeiten kultureller Überfremdung beklagten. Vielleicht hatte er es irgendwo gehört oder gelesen. Allem Anschein nach glaubte er aber, diesen Aspekt in seinem Tableau der Menschen in Brabant nicht verschweigen zu dürfen.

Auf Ausländer, nämlich die in Antwerpen stationierten spanischen Soldaten, traf Platter anlässlich seiner Visite des Schlosses. Wieder hielt er es für opportun, seine Herkunft aus dem reformierten Basel zu verschweigen und sich gegenüber den spanischen Katholiken lieber als Deutscher auszugeben, um mögliche Probleme zu vermeiden.

Als wier über die höltzine bruk in den hoff durch ein gewölbtten schibogen hineinkamen, stunden der spangische gubernator sampt vielen soldaten im hof, fraget mich, wer wier wehren unndt waß wier wolten, da antwortet ich wie auch zavor, daß wier Teütschen seyen undt begereten, waß zesehen, welches er desto lieber glaubet, weil meine reißgesellen auf teütsch bekleidet wahren. Er gab uns gleich einen soldaten zu, der uns allenthalben herum fuhre. (681f.)

Während seines Besuches der Schlossanlage konnte er die Spanier beobachten, die sich recht müßiggängerisch mit allerlei Spielen, Musik und weiblicher Gesellschaft die Zeit um die Ohren schlagen würden.

Innwendig deß schloßes ist ein sehr großer weiter platz; da gungen unndt kurtzweileten viel soldaten; man sagt uns, daß yederzeitt 500 da bestellet wehren. [...] Auch sindt ettliche gärtlin unndt schöne, grüne lauberhüttlin in disem hoff, darunder man pflaget mit den burgeren undt frembden zeeßen unndt mitt seitenspil kurtzweil zetreiben. Dann es auch wirt im schloß hatt. Unndt sicht man yederzeit die soldaten im hoff allenthalben keiglen, balunspilen, wirflen, karten undt sonst die zeitt vertreiben. Rings umb diesen hoff herumb sinndt viel heüser, darinnen die soldaten, ettlich mitt ihren weiberen, andere sonst, wie sie mögen, sich behelfen; sindt alles Spangier. (682)

Nach Platter seien es also vor allem die ausländischen Spanier, die dem kurzweiligen Zeitvertreib frönen würden. Abgesehen von der weiter oben angeführten Bemerkung zur Lebensfreude der Antwerpener findet sich in seiner Reisebeschreibung nichts weiter über Vergnügungen der autochthonen Bevölkerung. Sollte man sich unter lebenslustigen Menschen, die „bulen“ und „recht epicurisch leben“ (680), etwas anderes vorgestellt haben, wird man von Platters Reisebeschreibung jedenfalls enttäuscht.

Im Hinblick auf die Ablehnung jeglicher Herrschaftsansprüche der französischen Krone seien sich die Bürger Antwerpens allerdings mit den Menschen im Artois einig. Darüber hinaus werden sie als äußerst treue Untertanen der Habsburger gezeichnet.

Es sindt auch die einwohner stehts ihrem fürsten mitt diensten, treüw unndt gelt so getreüw gewesen, daß könig Fanciscus der I. oft gesagt hatt, allein keyser Carles wunderbahrliche undt immerwehrende warhaftikeit, seiner underthanen unwankelbahrer glaub unndt die fürtreffenliche gewerbstatt Antorff hab ihn stehts verhindert, daß er nie hab können monarch werden. (668)

Wieder etwas ausführlicher beschäftigte er sich in seiner Reisebeschreibung mit dem Thema der Kranken- und Armenfürsorge, um die es in Antwerpen seiner Meinung nach sehr gut bestellt, die angesichts des andauernden Kriegszustands aber auch bitter von Nöten sei. Er verortete in der Stadt neben zahlreichen Kirchen und Klöstern

auch viel spitäl, sonderlich einer, der gar schön, groß unndt weit ist, nächst bey deß Keyzers Porten, darinnen yederzeit sehr viel arme unndt krancke leüt erhalten unndt gespeysset werden, wie dann yeglicher woll kan gedencken, daß ihren, wegen der stätigen kriegten in Niderlanden, sehr viel seyen, die umb daß ihr kommen unndt dermaßen auch am leib geschädiget werden, daß sie ihr speiß nicht mehr verdienen können. (676)

Um die Kosten der Versorgung von Bedürftigen zu decken, würden aus der wohlhabenden Schicht besondere Almoseneintreiber abgestellt, die mit recht deutlichen Worten und auch unter Androhung noch höherer Forderungen, ihre reichen Standesgenossen zu großzügigen Gaben drängten.

Deßwegen auf daß ihnen desto beßer geholfen werde, hatt man (eleemosinarios) almusen herren, welches fürnemme, reiche leüt sindt, die daßelbig hin unndt wider samlen unndt under die dürftigen außtheilen. Unndt wann sie in der kirchen in einem beke daß allmusen aufheben, auch ettwan ein reicher nur wenig gibt, so geben sie es ihme stracks wider, sprechend, sie wellen ihn woll zehauß finden, welches sie auch alsbaldt thundt unndt ihme die große not der armen entdecken, nachmahlen ein gewiß summam nach seinem vermögen, also zereden, mitt gewalt von ihme fordern, dann sie nicht nur batzen oder weniger von einem nemmen, sonder wo einer in der kirchen nicht halb oder gantze philipsthaler, auch mehr gibt, so strafen sie einen nachmahlen im hauß viel theüerer. Weil sie als reiche leüt den armen mießen underhaltung geben, sie nemmen es dann, wo sie wellen, kostet yeglichen almusen herren yärlichen ein großen summam gelts seines eigenen guts, unndt wegslet man solche ämpter ab. (676)

Zudem würden auch bedürftige Kinder versorgt und sogar in praktischen Tätigkeiten unterrichtet, sodass sie es nicht mehr nötig hätten, auf den Straßen zu betteln. Wie Platter hervorhob, betreffe dies nicht nur Knaben, sondern auch Mädchen:

Unndt ist noch ein hauß von guten, milten leüten mit renten gar woll versorget, dorinnen arme kinder, so sonst müßig gehen unndt über die gaßen bettlen müßten, erhalten unndt in allerley handtwerck gelehrt werden. Solcher vleiß wirdt auch an die junge meidtlin angewant. (676)

Unternehmungen zur Armen- und Krankenfürsorge fanden immer den Beifall des Mediziners und Humanisten. Überhaupt beeindruckten Antwerpen und die weltoffenen, in Kunst und Gewerbe versierten Bürger den Reisenden sehr: „Unndt ist kein ort, da man mitt allen sachen so woll als zu Antorff versehen ist, wie dann auch solches alle außländische nationen mießen bekennen.“ (669)

2.3.3.2.2 BRÜSSEL

Die Metropole Brüssel besuchte Thomas Platter d.J. zweimal während seiner Tour durch die Niederlande. Anders als in der Kaufmannsstadt Antwerpen scheint das Leben am Sitz des Herzogs von mondänerem Charakter gewesen zu sein.

Diese statt [...] ist die andere under den fürnembsten stetten deß gantzen Brabandts, [...] ist sehr groß in ihren mauren, aber vast der drittetheil unerbauwen, allein mit lustgärten bezieret. [...] Undt ist die hofhaltung nicht allein deß herzogthumbs Brabant, sonder gantzes Niderlandt yetz ein lange zeitt unndt noch da gehalten worden. Dann diese statt ist mitt schönen, vieler edlen undt durchleüchtigen leüten pallästen heüseren, gärten, küelen brunnen [...], kirchen unndt klösteren dergestalt versehen, daß man woll allerley kurtzweil unndt freüdt darinnen stehts kann haben. (656)

Demzufolge seien dort auch die Ball- und Ritterspiele offenbar von größerer Bedeutung.

Gegen dem lustgarten, neben deß ertzherzogs capellen, sindt am mehrsten gemacht, unndt so man ein stegen hinunder kompt, ist daß ballen hauß (caetspel), in welches man von mehrtheils gemachen sehen kan, unndt ist sonst auch noch ein grösser ballenhaus neben dem hoff, welches meines behaltens bedeckt ist. Vor dem kleineren ballenhaus herauß ist ein sehr weiter, unbesetzter hoff, der Doolhoff genennet, auf welchem mitten ein schrancken, da man zu pferdt unndt fuß thurnieret, die pferdt abrichtet unndt zum ringlin rennet, auch andere ritterspil üebet, auf welchen man von mehrtheil gemachen sehen kan. (657)

Da es hierbei nicht nur um die Freude am Spiel, sondern sicherlich auch um die Zurschaustellung adeliger Lebensart und dem damit verbundenen Herrschaftsanspruch ging, Sorge man dafür, die Anlage für Publikum möglichst zugänglich zu gestalten.

Gleich darbey ist ein großer platz erst neüwlich erbauwen, daß man daselbsten zum ringlin könne rennen, unndt ist daß pflaster alles von aufrechten, gebachten steinen gemachet unndt besetzt; sindt viel schrancken unndt ständt darbey, damitt menniglich zusehen könne. (658)

Zeuge eines besonderen herrschaftlichen Spektakels wurde Platter anlässlich des Einritts des habsburgischen Erzherzogs Albrecht VII. am 5. September 1599. Die Brüsseler Bürger seien diesem entgegengeritten, um ihn dann mit militärischem Gepränge und Musik feierlich in die Stadt zu geleiten, wie z.B. eine „gesellschaft burger, vier fehnlin, zefuß, trugen alle rondaschen oder schilt, auch bloße schwerter unndt spieß, mitt trommen, pfeiffen unndt anderem spil, zierlich außgebutzet“. (705) Unter den Einreitenden zählte Platter folgende Gruppen auf: die „Gülden“³⁸³, „sonst burger“, die „räht, secretarij unndt beampteten der statt“, die „rechts gelehrten unndt gerichtts herren“ sowie „ihre diener, schreiber, notarij“, des Weiteren „edelleüt, geschlechter unndt fürnembste burger“, eine „gesellschaft fürnemmer vom adell“ und schließlich „die allerfürnembsten vom adell, herren, freyherren, graven unndt hertzogen in großer menge“. (705f.)

Zuletzt sei der „ertzherzog Albertus mitt der infanta auß Hispanien, Isabella“ (707) und ihrem hauptsächlich niederländischen und deutschen Gefolge eingeritten: „Dann bey dem einritt weiß ich mich nicht zeerinneren, daß einig spangische volk, außgenommen daß frauwenzimmer, seye gewesen; sindt eytel Niederlender oder Teütsche gewesen.“ Über Isabella und die spanischen Damen, die ihm offenbar nicht gefielen³⁸⁴, vermutete Platter noch etwas despektierlich: „Dem ertzherzogen folget auf dem fuß nach daß spangische frauwenzimmer [...]; wahren nicht viel schönes, vielleicht damitt die ertzherzogin desto schöner scheine.“ (708)

Dennoch seien aber alle an dem feierlichen Einritt Beteiligten so „überauß köstlich, stattlich unndt woll angethan, auf den besten pferden“, dass Platter mit der Geste des Unsagbarkeitstopos versicherte, es schriftlich nicht angemessen beschreiben zu können: „daß ich lieber deß prachts will geschweigen, dann denselbigen schlechtlich in federen fassen, wie ein yeglicher selber woll solches betrachten kan, daß es bey einem solchen Eintritt köstlich zugange“. (706) In der folgenden Nacht hätten zudem überall in der Stadt die Freudenfeuer gebrannt: „Von dannen sindt wier den berg hinunder auf den platz gangen, haben unterwegs vast vor allen heüseren sehen freüden feür brennen [...]

³⁸³ „güldin: die Gilde. la Gilde. Sie war das Tribunal de la draperie und hatte die Aufsicht über die gesamte Tuchmanufaktur sowie das Monopol der Herstellung gewisser Tuchsarten. Sie kontrollierte die Zünfte, die sich mit Woll- und Leinenweberei, Tuchschererei und Färberei befassten, und ernannte dazu ihre Gerichtsdienste, einen Kontrolleur und einen Tuchsiegler.“ Keiser, 1968a, S. 661, Anm. 1.

³⁸⁴ Dem Vergleich mit den in seinen Augen schönen Niederländerinnen konnten die Spanierinnen nach Platters Meinung ganz offensichtlich nicht standhalten.

dieselbigen brenneten in alle macht so häll, als wann es heiter tag wehre.“ (709)

Bestandteil der Festlichkeiten waren auch diverse Feuerwerke:

Oben under dem tach deß wachthaußes wahre ein großes, aufgemachet schloß, darauß man viel kunstreiche feürwerck, wie auch auß dem statthauß, auf den platz hinunder unndt in die höhe warfe und schoße mitt feürkugelen, daß man nicht anderst vermeinet, dann es brenne, hagle, plitzge unndt donnere an allen orten unndt enden, doch ohne einge gefahr unndt schaden. (709)

Dies und die zahlreichen Bläser, die anlässlich des Festes aufspielten, hätten für einen ohrenbetäubenden Lärm in jener Nacht gesorgt.

In der Guldin zweyen heüseren wahren viel pfeiffer unndt trommenschlager, deßgleichen auf dem statthauß unndt wachthauß zwo companeyen trommeter, die blaßten, pffiffen unndt schlugen lärmten durcheinanderen; wahren auch zinkbläser unndt schalmeyen darbey; daß gab ein solch getümmel, getöß unndt geschrey sampt dem volck durcheinanderen, daß keiner schier sein eigen wort mochte hören. (709)

Noch tagelang hätten laut Platter auf einer eigens errichteten Bühne theatralische Aufführungen in niederländischer Sprache und zu niederländischen Themen stattgefunden und seien in der ganzen Stadt Feierlichkeiten abgehalten worden.

In summa, es manglet nichts, daß zu freüden feür dienen sollte; alles wahre zum besten unndt stattlichsten versehen; wehret [...] über die acht nächt einander nach [...] unndt hatt man viel tag einander nach auf einer brüge vor dem statthauß lustige comoedien auf niderlendische sprach von allerhandt sachen, die sich in Niderlanden zugetragen, gespilet auch sonstern andere kurtzweilige spil geübet, dantz unndt zusammen kunften hin und wider gehalten. (710)

Die Ankunft des Erzherzogs war sicherlich ein besonderer Anlass für ein Fest gewesen, bei dem sich die Elite der Stadt nicht lumpen lassen wollte bzw. konnte und bestrebt war, dem Fürsten besondere Ehren zu erweisen. Man darf wohl davon ausgehen, dass solch ausufernde Festivitäten nicht die Regel darstellten. Immerhin zeigen sie, dass man in Brüssel ausgiebig und ausgelassen zu feiern verstand, wenn es die Gelegenheit ergab. Platters eigener Kommentar zur Feierfreude der Brüsseler verwies auf den niederländischen Unabhängigkeitskrieg. Nach seiner Deutung sei die Ausgelassenheit der Bürger Ausdruck der Hoffnung, dass mit der Ankunft des Erzherzoges und seiner Gemahlin auch Frieden im Land einkehren würde: „alle ort unndt winckel in der statt wahren voller freüwden, daß ihre friden fürsten, wie sie verhoften, ankommen wahren.“ (710) Im Zentrum der habsburgischen Herrschaft in den Niederlanden war nach Platters Darstellung jedenfalls nichts von einer Ablehnung der ausländischen Machthaber zu spüren.

Des Weiteren zeichnete Thomas Platter d.J. Brüssel als eine Stadt der geschickten Handwerker, ganz besonders der Waffenschmiede, sowie der Bürger, die sich wohl organisieren und ihren Reichtum mit der Produktion von Tuchwaren erwerben würden.

Es sindt bey 52 underscheidene handtwercker in dieser statt, darunder die wafenmacher undt messerschmidt die kunstreichsten sind; sonderlich im versilberen zerfeilen sie daß eysen zavor woll, demnach schlagen sie daß silber so woll hinein, daß es in viel jahren nicht, wie aber bey uns, abgeht. Der teppichmacheren unndt linwetteren sindt auch viel reiche burger. Deßgleichen hatt es ein gesellschaft neben anderen auf dem platz, die man die güldin gesellschaft nennet, darinnen mechtig viel burger zünftig sindt. (660f.)

2.3.3.2.2.3 MECHELEN UND VILVOORDE

Die Stadt Mechelen hatte offenbar einen besonderen politischen Status: „Sie ligt in Brabant“ und „ist doch für sich selber ein provintz der 17.“ (684) Thomas Platter d.J. nannte sie zwar eine „gar alte unndt herrliche statt“ (683), er bemerkte aber auch die relativ geringe Einwohnerzahl, was nach seiner Vermutung an den politischen Verhältnissen liege: „Wenig volck wohnet in dieser statt, vielleicht weil sie weniger freyheiten dann in Brabant haben.“ (686) Sie sei seiner Darstellung nach hauptsächlich ein Ort sehr angesehener Handwerker, die sogar zu den Ratsherren der Stadt zählten: „Under obgemelten zünften sindt sechs als der becker, vischmenger³⁸⁵, ferber, ledergerber, bierbräwer unndt metzger in so großem gunst undt ansehen bey den ihren, daß auß einer yeden alle jahr zwen rahtsherren gewehlet werden.“ Bei der Verarbeitung von Wolle zeichne man sich aber in Mechelen durch besondere Meisterschaft aus: „Im wollwerck, doch andere Brabänder unveracht, gibt man denen von Mechelen den höchsten preiß wie auch vor zeiten; dann ettwan an 300 000 webstulen in ihrem gebieth gewesen.“ Neben den Webern notierte Platter noch einige andere Handwerkszweige in Mechelen: „Gleichfahls macht man viel sergen³⁸⁶, decky, vorhäng, büchsen, schellen, allerley ehren geschirr u.s.w. da.“ (686)

Anlässlich seiner kurzen Visite der Stadt Vilvoorde beobachtete der Bildungsreisende eine Hochzeitsgesellschaft beim Tanz. Bei der dort getanzten Variante der Branle würden sich die Tänzer laut Platter in ungewohnter Weise bewegen und bisweilen sogar in die

³⁸⁵ „Fischhändler“, Keiser, 1968a, S. 686, Anm. 1.

³⁸⁶ „eine art wollenstoff, mit leinen oder seide gemischt; decke aus solchem Stoff“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 16, Sp. 623, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=S26941>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Hände klatschen: „Auf dem rahthauß dieser statt haben wier sehen ettliche hochzeit leütt dantzen, allerley branlen mitt handtschlachen undt seltzamen geberden.“ (690) In seiner Schilderung der in Spanien getanzten Sarabande schrieb Platter über „seltzame, lächerliche gebärden unndt bewegungen deß leibs, auch der händt“ (375) und nahm dies zum Anlass, die spanische Tanzkultur gegenüber der seiner Meinung nach vorbildhaften französischen Art abzuqualifizieren.³⁸⁷ Auch wenn es nicht explizit zum Ausdruck kommt, dürfte sich in Platters Schilderung der niederländischen Branle angesichts der Ähnlichkeiten in der sprachlichen Darstellung ebenso eine Geringschätzung der in den Niederlanden getanzten Tänze offenbaren. Abgesehen von seinen knappen Bemerkungen zu Antwerpen, wo die Bürger „yederzeit guter dinge“ sind und „dantzen“ (680), den dortigen Tanzdarbietungen durch Spielleute, die „seltzam dantzen“ (675) oder den „däntz unndt zusammen kunften“ in Brüssel finden sich im Reisebericht jedenfalls keine weiteren Textstellen, in der Platters Niederländer tanzen.

2.3.3.2.4 LÖWEN

Die „hauptstatt in Brabant unndt namhafte handelstatt“ (692) zur Zeit der Reise von Thomas Platter d.J. war Löwen. Obwohl er sie eine bedeutende Handelsstadt nannte, nahm der Verfasser des Reiseberichts jedoch nicht weiter zu den dort ansässigen Händlern und Kaufleuten Stellung. Sein Interesse galt vielmehr den alkoholischen Getränken, die dort hergestellt wurden. So hob er das weiter oben schon gerühmte, in Löwen gebraute Bier lobend hervor, dort würden aber auch aufgrund der Bodenbeschaffenheit Weinreben kultiviert. Der in Löwen gekelterte Wein sei zudem von hervorragender Qualität: Er mache weder schnell betrunken noch aggressiv und bekomme den örtlichen Geistlichen und Studenten bei ihren Studien sehr wohl.

Unndt mag man dise statt woll ein wohnung der Musarum nennen, welche auch wegen geschlachteit deß bodens rings herumb dem gantzen Brabant die ehr bringt, daß es sich berühen kan deß weinwachs, wie ich dann weinberg innerhalb ihrer ringmauren selbs gesehen: derselbig wein aber macht einen nicht baldt trunken, bringt einen auch nicht leichtlich in harnisch oder böse lüst, ist fein temperiert unndt den geweihten, welche die heilige schrift alzeit nüchter haben will, auch dem studenten gehirn sehr bequem. (694f.)

Ob es somit mit dem Wein der Gegend zusammenhing, dass die Stadt eine Heimstatt der Musen war, wie sie der in Montpellier ausgebildete Akademiker immerhin andeutete, sei

³⁸⁷ Vgl. den Abschnitt 2.2.3.4.

dahingestellt. Es gebe jedenfalls eine „weitberümpfte universitet oder hohe schul [...] in dieser statt“ (693). Laut Platter suche die örtliche Universität in Europa und der ganzen christlichen Welt hinsichtlich des Lehrpersonals, der Räumlichkeiten, der Finanzierung sowie der akademischen Rechte und Freiheiten ihresgleichen. Besonders beeindruckte ihn der Respekt, der den Akademikern in Löwen entgegengebracht werde, wie das Beispiel des Rektors der Universität demonstriert.

Es wöllen viel, daß in gantz Europa oder der christenheit kein ander ort zu finden, welcher tugentlicher zur wohnung der Musarum unndt studenten könne angesehen werden dann eben diser, da man nicht allein in allen faculteten geschikte profeßores habe, reichliche stipendia, kombliche wohnungen unndt sonsten alles, daß zu dem studieren erfordert wirdt, will geschweigen der großen ehren unndt freyheiten, so man da hatt. Dann wann der rector, welcher daß recht über die studenten spricht undt freyheiten schützt, außgehet, trittet der pedell vor ihme her, undt folgen ihme andere diener nach, unndt erzeigen die burgermeister undt andere rahtsherren mitt aufstehen unndt weichen dem rector stets große ehr. (694)

Es sei daran erinnert, dass Thomas Platter d.J. behauptete, dass die medizinische Fakultät seiner eigenen Universität in MontPELLiers „alle anderen in gantz Frankreich weit übertrifft“ (64), somit auch die Universität von Paris, die er als „eine der fürnembsten [...] in der gantzen christenheit“ bezeichnete und von der er nicht glaubte, dass „ihres gleichen gefunden werde heütigs tags“. (571) So gesehen macht es den Eindruck, als ob sich der Verfasser des Reiseberichts durch sein außerordentliches Lob der Universität in Löwen selbst widersprechen würde. Der Widerspruch lässt sich jedoch auflösen, wenn man betrachtet, worauf sich seine anerkennenden Worte genau beziehen. In Löwen hob er besonders die gute Organisation des akademischen und studentischen Lebens sowie die Wertschätzung hervor, welcher sich die akademischen Würdenträger in der Gesellschaft erfreuten. In Frankreich war das offenbar nicht immer im gleichen Maße der Fall, wo die Studenten mitunter recht respektlos auftraten und zuweilen durch wildes Lärmen das Ende einer Vorlesung erzwangen.³⁸⁸ Zudem bemerkte er in Frankreich von Seiten der gesellschaftlichen Elite eine frappierende Geringschätzung der humanistischen Bildung, was ihm sicherlich auch persönlich missfiel: „sagen gleich, es seye einer ein pfaff, so er latein redet.“ (453) Insofern dürften Thomas Platter d.J. der wohlgeordnete Bildungsbetrieb und die bedeutende soziale Stellung der Akademiker in Löwen der lobenden Worte wert gewesen sein, ohne an der akademischen Qualität seiner eigenen Fakultät in MontPELLier Zweifel wecken zu wollen. Vielmehr lässt sich diese Textstelle

³⁸⁸ Vgl. Abschnitt 2.1.3.8.1.

als Appell deuten, die humanistische Bildungselite nach dem Vorbild der Stadt Löwen generell sozial aufzuwerten und somit auch seiner Person die Ehre zu erweisen, die ihm seiner Ansicht nach zustehe.

Die Universität in Löwen sei jedenfalls „auch mit gelehrten mannen versehen“ (693), von denen er den Philosophen und Humanisten Justus Lipsius³⁸⁹, den er sogar zu Hause besuchte, besonders erwähnte. Vielleicht war Lipsius von Platters Interesse geschmeichelt und wollte sich erkenntlich zeigen, jedenfalls fand er lobende Worte für dessen Heimatstadt Basel, die er im Vergleich mit anderen Städten aus dem deutschen Sprachraum einen besonders angenehmen Ort nannte, um seinen Lebensabend zu verbringen.

wie ich dann in derselbigen statt den weitberümpften undt hochgelehrten mann Justum Lipsium in seinem hauß selber angesprochen hab. Über seine haußthüren wahre mitt großen buchstaben angeschriben: Moribus antiquis; under anderem gespräch saget er mir auch, wie ihme Basell für andere stett auß in Teütschland, Bisantz in Frankreich unndt Bolonien in Italien für sein wohnung, da er sein leben enden möchte, wollgefielen. (693)

Thema ihres Gesprächs waren auch religiöse Fragen. Worüber sie im Einzelnen sprachen, verschweigt der Reisebericht leider: „Es redet auch gemelter Lipsius viel mit mir von wegen der religion.“ (694) Er habe ihm zudem erklärt, warum der akademische Betrieb zur Zeit von Platters Besuch dispensiert worden sei: „Ferners zeigt er mir auch an, die studenten seyen mehrtheils damahlen von Loeven wegen der pestilentzischen sucht, die damahlen starck regieret, weg gezogen, also daß die professores nicht läsen können.“ (693) Der junge Baseler konnte die Zeichen der Seuche in der Stadt deutlich sehen.

Wie ich dann hab sehen [...] an vielen thüren weiße kreütz von latten angenaglet, dardurch anzuzeigen, daß pestilentzische leüt in denselbigen heüseren wohneten. Unndt die von ihnen kamen, trugen weiße stecklin in der handt, wann sie über die gassen gungen, damit man sich vor ihnen wüßte zehüten. (693f.)

Dies dürfte der hauptsächliche Grund für den nur eintägigen Aufenthalt Platters in Löwen gewesen sein, sodass er auch nicht mehr über das akademische Leben berichtete. Da es an der Universität gerade keinen Lehrbetrieb gegeben habe, musste er mit den Buchläden Vorlieb nehmen: „Sonst bin ich auch in ettlichen fürnemmen buchläden gewesen, hab frembde bücher, so zu Loeven getruckt worden, erkaufet.“ (694)

Ehe der Mediziner abreiste, nahm er noch wohlwollend Notiz vom örtlichen Spital, in dem sich insbesondere Frauen fürsorglich um das psychische wie physische Wohl der

³⁸⁹ Vgl. Dollinger, 1985.

Kranken kümmern würden: „Es hatt auch ein herrlichen, großen spital in diser statt, darinnen stehts ettliche weiblin bey den kranken sitzen, einen yeden trösten undt ihme zutragen, waß man ihme zu seiner gesundtheit dienlich sein weißt.“ (693)

2.3.3.2.3 FLANDERN

Die nächste Region, zu deren Bewohnern Platter etwas ausführlicher Stellung nahm, ist Flandern, das Platter folgendermaßen einteilte: „Die graffschaften Flandern werden in drey theil abgetheilet als [...] 1. Teütsch oder Niederländisch Flandern wegen ihrer sprach; 2. Frantzösisch Flandern [...], weil sie frantzösisch oder walonisch darinnen reden, unndt 3. Keyserisch [...] Flandern.“ (754)

Nach Platters Darstellung sei die herausragendste Eigenschaft der dortigen Menschen neben ihren soldatischen Fähigkeiten vor allem ihr Fleiß: „Die einwohner sindt vleißig an ihrer arbeit unndt gewerb, gute soldaten.“ Ihr emsiges Herstellen und Vertreiben von Stoffen und Tüchern aller Art sei daher der Grund für ihren Wohlstand: „unndt bestehet ihr reichthumb mehrtheils in wollen, tapisserien, barchet, bourat, bomosin unndt anderen linwott- unndt sonst tücheren, welche sie auß ihrem guten flachs, der bey ihnen wagßt, auch ihrer unndt spangischen unndt englischen wollen zubereiten.“ (753)

Darüber hinaus seien sie aber auch für ihre Redseligkeit und Prahlerei sowie ein unbeugsames Wesen bekannt: „Sie sindt sonst auch große schwetzer unndt rühmer“, aber auch „aufrührisch.“ (753) Die Reisebeschreibung liefert leider keine eindeutigen Belege für dieses Urteil. Ein gewisser Hinweis auf Großspurigkeit bzw. die Betonung einer eigenen flandrischen Identität findet sich in Platters Kommentar zum „Keyserisch Flandern“ (754), wo man besonders viel auf sich halte.

so man auch (Propietarium) nennet für sich selbst oder eigen darumb, daß es nye keinen anderen dann den fürsten von Flandern für sein fürsten erkennt hatt, welcher auch die freyheit vor anderen fürsten allen in der gantzen christenheit hatt, daß er sich von gottes gnaden ein graven in Flandern schreiben darff, welches er mitt dem könig allein gemein hatt, da man anderen fürsten in ihrem titul nur durch gottes gute, durch gottes hülff oder dergleichen pflegt hinzu zethun. (754)

Aus der Bemerkung eines Domherrn in Tournai, einer der Metropolen in „Frantzösisch Flandern“ (754), spricht zwar nicht gerade der Wille zum Aufruhr, aber doch eine deutliche Unzufriedenheit mit der spanischen Herrschaft. „Es führet uns ein thumbherr [...] herumb unndt zeigt uns an, wie sie woll wissen, daß der könig auß Franckreich noch ein ansprach an dieser statt habe; sie wolten lieber frantzösisch dann spangisch sein.“

(654) Anders als im Artois, wo man sich antifranzösisch zeigte, oder gar im kaisertreuen Brabant sei man somit in Flandern auf die eigene regionale Identität weit stolzer und – wenn vor die Wahl zwischen Pest und Cholera gestellt, möchte man hinzufügen – noch eher geneigt, die französische Herrschaft zu akzeptieren.

2.3.3.2.3.1 GENT

Platter selbst bezog seine Rede von flämischen Maulhelden und Aufrührern besonders auf Gent, eine der wichtigsten Städte in „Niederländisch Flandern“ (754): „Sie sindt sonst auch große schwetzer unndt rühmer, aufrührisch, sonderlich zu Gandt.“ (753) Zumindest für den Vorwurf einer Neigung zum Aufruhr lieferte Platter eine historische Begründung.

Diese statt ist yederzeit sehr volckreich gewesen [...], aber oft durch ihre graven selber, wegen der einwohneren stoltz unndt aufrur, auch zerstöret worden, derowegen keyser Carle der fünft anno 1540 ein schloß oder cita della an daß ort in der statt [...] gebauwen hatt, darinnen yederzeit 500 soldaten erhalten unndt vom könig auß Spangien besoldet werden, welche die burgerschaft in der gehorsame behalten, damitt sie nicht aufrüererisch werden. (747)

Trotz der Wirren und Zerstörungen in der Vergangenheit machten Gent und seine Einwohner auf Platter einen äußerst geordneten und wohlhabenden Eindruck.

Aber dennoch hatt es auch überauß viel schöne, lange, breite, woll mitt heüseren der schnur nach übersetzete, zierlich gaßen, sinderlich mitten in der statt, darinnen die burgerschaft, die sehr reich unndt zum guten theil auß ihren zins unndt gülden lebet, ihr wohnung haben, also daß sie ein wunder in der welt wegen ihrer größe unndt lustickeit. (748)

Die Bürger werden als äußerst fleißig und kommerziell umtriebig gekennzeichnet. Unter den zahlreichen Handwerkern würden nach Platter besonders die Weber hervorragen, von deren Handel mit Stoffen ganz Flandern profitieren würde.

Sonst sindt die einwohner sehr vleißig unndt embsig in gewerben; hatt auch viel handtwercksleüt undt besonder weber da, die allerhandt köstlichen leinwat unndt tücher machen, welches gantz Flandren sehr woll bekompt, unndt werden 52 handtierung zünfft da gehalten. (748)

Noch mehr seien die Genter Bürger nach Platters Darstellung für ihre Frömmigkeit sowie Armen- und Krankenfürsorge zu loben. In keiner anderen Stadt der Niederlande bemerkte er so viele Einrichtungen zur Versorgung von Bedürftigen wie alten Menschen, Waisenkindern, Kranken jeglicher Art und besonders auch Nervenkranken oder Aussätzigen.

In summa, es hatt siben fürnemme pfarrkirchen unndt fünf reiche apteyen in dieser großen statt Gendt. Auch zwey stiftt kirchern von thumbherren, 25 klöster unndt 7 gemeine spitäl. Ein groß undt reich hauß, da man die kranken curiert; 10 heüser, da man alters halben schwache männer undt weiber inn erhaltet. Zwey, da man vatterlose unndt fündlins kinder auferziehet. Zwey für dolle, unsinnige menschen. Eins für die außsetzigen, welches mitt jährlichen renten dermaßen versehen, daß es daher auch ein besondern nammen bekommen hatt. Zu disen stiftungen der vorälteren ist zukommen die freygebigkeit undt gottsförchtige gütekeit der yetzigen burger, welche mit dem gelt, daß sie in allen straßen undt kirchen erbitten, alletag mehr als 4000 haußarmen mitt aller nottdürftikeit erhalten. (752)

Platter ordnetet diese große Bereitschaft zur Mildtätigkeit und Sozialfürsorge der außerordentlichen Religiosität der Bürgerschaft zu. Immerhin verzeichnete er eine bedeutende Menge religiöser Stätten in dieser Stadt. „Es sindt yetz in Gendt 55 heilige örter.“ (751) Gent scheint zu dieser Zeit ein bedeutendes Zentrum des katholischen Glaubens in den spanischen Niederlanden gewesen zu sein: „es hatt siben fürnemme pfarrkirchen unndt fünf reiche apteyen in dieser großen statt Gendt. Auch zwey stiftt kirchern von thumbherren, 25 klöster.“ (752)

Dafür spricht auch die Anwesenheit der Jesuiten, die dort offenbar eine Schule betrieben und die für sie typischen Theaterstücke zur Aufführung brachten. Aus sicherer Entfernung von der Höhe eines Turms wurde er Zeuge eines solchen Jesuitentheaters. „haben wier in ein hof hinunder [...] gesehen, in welchem die jesuiter mitt ihren schuleren ein zierliche comoedien spileten.“ (752) Über den Inhalt des dargebotenen Stückes erfährt man in der Reisebeschreibung auch dieses Mal nichts. Es ist gut möglich, dass Platter aus religiösen Gründen kein weiteres Interesse hatte, denn das sogenannte Jesuitentheater stand hauptsächlich im Dienst der Gegenreformation und sollte die katholische Lehre im Sinne des Trienter Konzils vermitteln.³⁹⁰

2.3.3.2.3.2 BRÜGGE

Platter schilderte Brügge als eine einst berühmte internationale Handelsstadt, die diesen Rang aber an Antwerpen habe abgeben müssen.

Vor zeiten, ehe Antorff mitt dem gewerb aufgangen, ist mehrtheils handel deß gantzen Nederlandts in dieser statt verrichtet worden, dahäro man auch durch Vlandren bey den frembden gantz Nederlandt verstanden; dahäro sie in der gantzen

³⁹⁰ Vgl. Nebgen, 2010, Abschnitt 10.

welt ist bekannt worden. Wie man dann noch auß der Österlingen³⁹¹ hauß, der Englischen, Florentinern, Italienern unndt anderen außländischen kaufheüsern woll kan abnemmen, daß es vor zeiten muß ein fürtreffenliche (emporium) gewerbstatt gewesen sein. (756)

Sei der Ruhm der Vergangenheit an der Architektur zwar noch zu erkennen, so präsentiere sich die Stadt dem Besucher nun wegen des Krieges von einem guten Teil ihrer Bewohner verlassen.

In keiner statt hab ich niemahlen mehr große höf dann zu Bruck meines erachtens gesehen, von großen quaderstucken aufgebauwen, auch mitt schönen schnecken unndt lustigen altonen bezieret; wahren aber sehr viel solcher höfen allerdings beschloßen unndt die einwohner in andere stett, wegen großer auflagen deß kriegskosten halben, gezogen, daß auch in viel gemeinen gaßen lang groß wahre gewagen, unndt wahre die statt zimlich schwach an volck. (758)

Bei den Menschen, auf die Platter in Brügge traf, muss er sich aber außerordentlich willkommen und wohl gefühlt haben. Vor allen anderen Flamen lobte er überschwänglich ihre Freundlichkeit, Kunstfertigkeit, Güte, außergewöhnliche Gastfreundschaft sowie die örtliche Küche und Mode.

Die einwohner in Bruck sindt freündtlicher, höflicher, kunstreicher unndt nüchterer dann die übrigen Flanderer; dann neben ihrer gültikeit haben sie ein besondere hofflickeit der sitten, miltikeit, außlendische zuempfangen unndt zu beherbergen, guttwilligkeit, auch in kost unndt kleidung ein ehrliche herrlichkeit unndt reinikeit. (759)

Laut Platter spreche man dort auch das beste wie schönste Niederländisch, das auf ideale Weise die Schriftsprache verkörpere.³⁹² Nicht nur in ihrer Muttersprache würden sie die anderen Niederländer übertrumpfen, sie seien insgesamt weit sprachbegabter als andere Nationen.

Ihr redt ist auch, wie man mich berichtet, die beste, lieblichste unndt subtilste in Bruck, also daß dieselbige für die andere niederländische gelobt unndt in truck verfertigt wirdt. Auch hat das volck solche gelenk stimm, daß sie allerley sprachen ehe unndt besser dann andere nationen erlernen können. (759)

Des Weiteren hätten sie ein Herz für die Kinder armer Leute, die kostenfrei Unterricht in nützlichen Fertigkeiten und Moral erhielten. „Sie halten auch ein kinder schul, darinnen

³⁹¹ „besonders die nach der Ostsee handeltreibenden Hanseaten hieszen so“, Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 13, Sp. 1377, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=O02525>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

³⁹² Den Beginn des niederländischen Sprachraums verortete Platter bei dem Städtchen Ath. Vgl. Platter, *Reisen*, S. 655.

man die armen kinder ohne ihrer elteren umbkosten in guten künsten undt sitten auferziehen laßet.“ (759)

Besonders entzückt war der junge Baseler von den Damen in Brügge, wie oben schon vermerkt. Nirgendwo in den ganzen Niederlanden gebe es anmutigere, liebenswürdigere und schönere Frauen: „An lieblichen geberden unndt freündtlikeit wie auch schöne deß leibs übertrifft diser statt frauwenzimmer auch die anderen.“ (759f.) Gemessen daran, dass Platter nur wenige Tage in Brügge verbrachte, machten die Einwohner der Stadt einen ungeheuren Eindruck auf ihn. Wie gezeigt liefert Platters Narrativ der Niederländer insgesamt ein weitgehend sehr positives Bild, wobei die Menschen in Brügge jedoch idealtypisch hervorragen.

2.3.3.2.4 HENNEGOU: MONS UND VALENCIENNES

Diese Region verortete Platter folgendermaßen: „Die grentzen gegen mittnacht sindt Brabant unndt Flandern, gegen mittag die Picardey unndt Champaigne, gegen aufgang die graffschaft von Namur unndt ein theil des bistumbs [...] Lüttich, gegen nidergang die Scalden unndt [...] frantzösisch Flandern.“ (879f.) Sie sei nicht besonders groß, etwa „20 meyl lang unndt 16 meyl breit“ (880) und zu ihren Metropolen zählte er vor allem Mons und Valenciennes.

Abgesehen von der geografisch-politischen Zugehörigkeit unterscheide sich der Hennegou durch den Gebrauch der französischen, genauer gesagt wallonischen Sprache. Unterwegs in Richtung Mons passierte die Reisegesellschaft das Städtchen Brayne und Platter notierte: „unndt sind die einwohner Walonen, reden auch walonische sprach.“ (875) Sein allgemeines Urteil über die Wallonen im Hennegou lautete: „sehr viel edelleüt unndt gute soldaten hatt es in diser provintz.“ (880) Wie schon zuvor hinsichtlich der Tapferkeit der Brabanter vermeint man wieder ein fernes Echo von Hartmann v. Aues Lob der *ritter zu Hennegouwe* zu vernehmen.³⁹³

Die Einwohner der Stadt Mons, Platter nennt sie „auf niderländisch Bergen“, scheinen wieder typische Vertreter von Platters Niederländern zu sein. Sie sind reiche Kaufleute, die ihren enormen Wohlstand vor allem durch Herstellung und Handel von feinen Stoffen erwerben: „Die burger unndt einwohner sindt mechtig reich wegen der kaufmanschatz,

³⁹³ Vgl. Abschnitt 2.3.3.2.2.

so sie mit der (sayette oder sayes) sarge treiben, welche sie in großer menge weben unndt vertreiben, auch in die meßen ghen Frankfurt undt Antorff fahren.“ (877)

Hatte Thomas Platter d.J. schon die Bürger von Brügge für ihren Umgang mit Fremden außerordentlich gepriesen, so würden die Bewohner der Stadt Mons den Inbegriff an Gastfreundschaft verkörpern. Sie seien die freundlichsten, freigiebigsten und gütigsten Menschen, die man sich vorstellen könne. Ganz offenbar waren die Reisenden dort sehr zuvorkommend aufgenommen worden, denn Platter wunderte sich enorm über die außerordentliche Gastfreundschaft, die er bei Privatleuten erfahren habe. Höchst begeistert kommentierte er: „Aber mitt ansprechen im reden unndt gastereyen seindt die einwohner so freündtlich, daß man oftermahls an ettlichen heüseren zweiflet, ob sie für eigene burgersheüser oder vielmehr für gemeine werckstätt der freygebigkeit unndt gütigkeit zu halten seyen.“ (878)

Andererseits sei man dort auch sehr den weltlichen Freuden zugetan. Platter erwähnte das bekannte Ballenhaus und unterstellte den Bewohnern der Stadt, sich Lastern aller Art hinzugeben: „Es hatt auch ein lustig ballenhauß in der statt. Wie dann auch sonst alle laster da im schwang gehendt.“ (878) Auf welche Laster er sich bezogen haben könnte, erläuterte er jedoch nicht. Es drängt sich jedoch der Eindruck auf, dass die Nähe zu Frankreich und der Gebrauch der wallonischen Variante des Französischen auch die für die Franzosen vermeintlich charakteristische Liederlichkeit bei der Zeichnung der Bürger von Mons evozierte. Einen versteckten Rekurs auf die unterstellten Laster liefert wohl sein Bericht über ein Frauenstift, wo ehemalige Huren Zuflucht gefunden hätten, die sich nun der Krankenpflege widmeten.

Es hatt auch zu Berghen S. Magdalenen kirch sampt einem gemeinen hause darbey, welches darzu verordnet, daß die diernen darein aufgenommen werden, welche, gleich wie sie zuvor ihre glieder gebrauchen laßen zum dienst der unsauberkeit, zur ungerechtheit, also nun hergegen beschloßen, dieselbigen zu begeben auf die gerechtheit zur heilung. (879)

Angesichts ihrer früheren Sündhaftigkeit oblag es diesen Frauen, an der Pest Erkrankte zu pflegen: „derselben arbeit ist, daß sie denen, so mit der pestilentz behaftet sindt, beywohnen, ihnen aufwarten unndt darbey wachen, dem sie auch, wann dieselbige seüch durch göttliche verhengnuß ein reißt, mit ernst nachsetzen.“ (879) Die genannte „arbeit“

darf sicher auch in der älteren Wortbedeutung als „Mühsal“³⁹⁴ und im religiösen Kontext als Bußleistung³⁹⁵ verstanden werden.

Ganz ähnlich wie die Bewohner der Stadt Mons stellte Platter die Bürger von Valenciennes dar: „Unndt sindt die einwohner gemeinlich auf die kaufmanschatz geneiget, schaffen ein großen nutz mit ihrem tuch, daß sie tusseten nennen, auch mit dem gewandt, so sie halb ostad unndt invers heißen.“ (881) Dort, wo er ebenfalls ein „ballenhauß [...] in der statt“ bemerkte, ließ er sich allerdings zu höchstem Preis der außerordentlichen Schönheit der Frauen hinreißen, nicht ohne zu unterstreichen, dass seine Begleiter derselben Ansicht gewesen seien: „Auch haben wier uns beredt, wier haben in gantz Nederlandt kein schöner frauwenzimmer dann in diser statt gesehen, dann uns keine häßlichen under daß gesicht kommen sinndt.“ (882) Man erinnert sich an Platters Lob der Damen in Brügge, die ihm schöner als in allen anderen Städten erschienen waren. Offensichtlich musste er erst nach Valenciennes reisen, um sein Urteil zu revidieren. Er ließ es sich auch nicht nehmen, die öffentliche Ordnung und Reinlichkeit von Valenciennes anerkennend hervorzuheben: „Es ist ein solche ordenliche policey in diser statt, daß sich darob zeverwunderen ist. [...] Die gaßen sindt auch gar schön unndt lustig geseüberet.“ (882)

Dass die Bewohner in der Region auch heißblütig sein konnten, illustriert die Erzählung von einem Mord aus Eifersucht, worüber Platter misstrauisch berichtete, da ihn die Vorkommnisse am zügigen Weiterreisen hinderten: Wegen „einer jungfrauwen, die ihren zwen lieb hatten“, hatte „ein Walon [...] einen Spangier [...] erstochen unndt umb daß leben gebracht“. Viel Mitleid für das Opfer hatte Platter, der sich in erster Linie über die Verzögerung ärgerte, nicht übrig: „weil er sich verkrochen, daß man ihn nicht finden konte, hatt man denselbigen undt nachfolgenden gantzen tag kein statthor aufgethan, also daß wier mußten schier biß gegen abendt in der statt verbleiben.“ (884)

³⁹⁴ „mühe, mühsal; not, die man leidet oder freiwillig übernimmt“, Lexer, *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*, Bd.1, Sp. 88, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Lexer?lemid=A01950>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023

³⁹⁵ Vgl. die biblische Geschichte um Adam und Eva nach dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Garten Eden: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ (Gen 3,19).

2.3.3.3 *PERSONENGRUPPEN AM RANDE DER GESELLSCHAFT: HUREN UND HALUNKEN*

Wie an einigen Stellen und nicht zuletzt im letzten Abschnitt angedeutet, wird das Bild der redlichen, nüchternen niederländischen Bürger an einigen Stellen gebrochen. So hätten sich etwa die Brabanter insbesondere durch den Einfluss ausländischer Nationen mehr und mehr „den weltlichen wollüsten ergeben“ (679). Entsprechend wird die Existenz von Huren in Antwerpen von Platter zwar nicht geleugnet, aber mehr als notwendiges Übel angesichts der Anwesenheit ausländischer (spanischer) Soldaten gedeutet. Im Umfeld des Bereiches, wo die Soldaten logiert hätten, lokalisierte er „ettliche gassen, gleich vor dem großen platz, darinnen allein die unzüchtigen weiber ihre wohnung haben; werden ungestraft, den Spangeren unndt anderen soldaten zegefallen, da geduldet.“ (681)

Auch in Brüssel beäugte er kritisch und ein wenig gehässig die Lebensart und das Gewerbe der Dirnen, die er wieder im Zusammenhang mit Ausländern wie z.B. den Deutschen, nach denen sogar eine der Hurengassen benannt sei, erwähnte.

Als wier auf dem wall umb die statt herumb spatziereten, sahen wir [...] ettliche gassen [...], da allein kuplerin unndt metzen ihr wohnung haben, unndt sicht man yederzeit viel Spanier unndt soldaten umb dieselbige gegne; sie nennen eine von denselbigen gassen der Teütschen gassen. Es sindt alles schlechte faule heüser, unndt kan einer baldt jung da werden, wann einem die haar außfallen. (661)

Etwas indigniert nahm er zur Kenntnis, dass Prostitution geduldet werde, sofern sich die Beteiligten keine anderen Straftaten zu Schulden kommen lassen würden: „Sie achten es nitt für ein große sündt, unndt obschon die oberkeit solche leüt undt heüser kennet, so straffet man sie doch nitt, weder einen noch den anderen theil, sie verfallen dann ettwan sonst einen frävel.“ (661) Für solchen Pragmatismus der Stadtoberen hatte der Basler nur wenig Verständnis. Über die Lebenswirklichkeit der Huren, die ihn in Barcelona noch so sehr zu interessieren schien, erfährt der Leser des Reisetagebuchs jedenfalls nichts weiter.

Von Delinquenten jeglicher Art ist in der Beschreibung der Reise durch die Niederlande nur am Rande die Rede. Mit Kriminalität war Thomas Platter d.J. dort laut dem Reisetagebuch so gut wie nicht in Berührung gekommen. Über den oben erwähnten Mord aus Leidenschaft hinaus finden sich nur noch zwei Textpassagen zu kriminellern Verhalten. In der Nähe von Brügge vermuteten die Reisenden, dass in einem Wald Wegelagerer auf sie lauerten, denen sie aber wegen der Schnelligkeit ihrer Pferde mit

Leichtigkeit entkommen seien: „wie woll wir von weitem in einem dicken waldt freybeüter gespüreten; wier versahen uns anderst nicht, dann sie wurden uns angreifen; aber sie mochten uns nicht ereylen; dann wier alle zemahl sehr woll beritten wahren.“ (874) Die zweite Textstelle erzählt von einer Messerstecherei zweier Matrosen um die Gunst einer *metze* in Dünkirchen, die Platter mit eigenen Augen beobachtete und die für beide Beteiligten tödlich endet. Ob er vor allem empört über die brutale Gewalt oder mehr entsetzt über die Verschwendung jungen Lebens war, geht aus seiner Darstellung nicht eindeutig hervor. Immerhin gab er die Begebenheit recht ausführlich wieder.

Als wier auf dem statt waal, der seer breit ist, herumb spatzierten, kamen zwen (bootsknecht) schifknecht mitt meßeren an einanderen, die zevor auch mitt einanderen gezanckt, unndt ihre meßer zeschwach wahren; dieselbigen stachen mit ihren starken meßeren zesamen, unndt trafe der ein sein gesellen in die gurgel, der ander seinen in daß hertz, wendeten ihre meßer beyde in den wunden umb, damit sie desto größer wurden, unndt bliben also beydt gleich stein hert todt; lagen nicht über zehen schritt von einanderen; wier sahen es auf dem wall, giengen auch hinunder, den jamer zebesichtigen; da wahren sie noch gar warm, unndt hatt yeder nur ein große, weite wunden an gemeltem ort, undt wahre es wegen einer metzen zugangen, bey deren sie sich beyde auf ein zeit mitt einander erzürnet; wahren zwen junge, ledige, 25 jährige schifknecht, auß der statt bürtig. Dann es mehrtheils schifleüt oder fischer unndt kriegsleüt in dieser statt sindt, welche sehr rauwe unndt ruchlose leüt sindt, die ihr leben gar gering schetzen. (768)

Die Niederländer seien nach Platters Narrativ im Allgemeinen sehr rechtschaffene, mitunter leichtgläubige Menschen, die eher selbst übervorteilt würden, als andere zu betrügen: „glauben leichtlich, waß man ihnen fürbringet, dahäro sie so oft betrogen werden.“ (700) Über hinterlistige Machenschaften oder mangelnde Sicherheit auf den Straßen in und außerhalb der Städte wie zum Teil in Spanien oder Frankreich beklagte sich der Bildungsreisende jedenfalls nicht.

Wie gezeigt konstituierte sich die Bevölkerung der Niederlande nach Platters Darstellung hauptsächlich durch die Bürger in den Städten. Bedienstete weckten sein Interesse allem Anschein nach nicht und auch Bauern kommen in der Reisebeschreibung so gut wie gar nicht vor. Sie treten nur indirekt in Erscheinung, wenn Platter sich mit dem „acker bauw“ (753) und den landwirtschaftlichen Erzeugnissen der Regionen befasste, über ihre Lebensumstände erfährt der Leser seines Reiseberichts jedoch nichts.

2.4 Die Reise durch England

2.4.1 Reiseziel und Reiseroute

Nach seiner Tour durch die Spanischen Niederlande setzte der Bildungsreisende von Calais aus auf die Britischen Inseln über und betrat in Dover den Boden Englands. Der Reisebericht des Thomas Platter d.J. ist somit Zeugnis einer Entwicklung, die England im 16. und 17. Jahrhundert zunehmend ins Interesse der europäischen Reisenden rückte, während in den Jahrhunderten zuvor vor allem Italien, Frankreich, das Heilige Land oder auch Spanien bereist wurden: „Erst infolge des Epochenumbruchs im Zeitalter des Humanismus und der Reformation wurden die Englandreisen häufiger, die Reiseberichte gewannen an Sachlichkeit und Schärfe.“³⁹⁶

Im 16. Jahrhundert herrschte in England die Dynastie der Tudors, aus deren Linie zwei der vielleicht heute noch bekanntesten englischen Monarchen stammten: Heinrich VIII. (1509 – 1547) und Elisabeth I. (1558 – 1603), der zu Ehren die zweite Hälfte des Jahrhunderts auch das „elisabethanische Zeitalter“³⁹⁷ genannt wurde. Heinrich VIII. ist sicher v.a. durch seine außergewöhnliche Heiratspolitik ins kollektive Gedächtnis der Moderne eingegangen. Viele englische Schulkinder merken sich noch heute die Abfolge der sechs Ehefrauen dieses englischen Königs mittels des Lernreims „divorced, beheaded, died – divorced, beheaded, survived“, was auf Deutsch nichts anderes als „geschieden, enthauptet, gestorben – geschieden, enthauptet, überlebt“ bedeutet. Die bekannteste dieser sechs Ehefrauen ist aller Wahrscheinlichkeit nach Anna Boleyn, die zweite Gattin Heinrichs VIII., die des Ehebruchs für schuldig befunden wurde und den Tod auf dem Schafott fand. Ihre Tochter aber sollte schließlich den Thron besteigen und bekanntermaßen als Elisabeth I. jahrzehntelang das englische Königreich regieren.

Zumindest anfänglich war der Versuch Heinrichs VIII., durch einen männlichen Erben den Fortbestand seiner Dynastie zu sichern, ein entscheidender Faktor seiner Heiratspolitik. Seine erste Frau Katharina von Aragon hatte zwar fünf Kinder zur Welt gebracht, von denen aber nur eines der Mädchen, die spätere *Bloody Mary*, überlebte. Als Heinrich VIII. zur Auffassung gekommen war, dass aus der Verbindung zu Katharina wohl kein männlicher Erbe mehr entspringen würde, er also eine Neuverheiratung anstreben müsse, bemühte er sich beim Papst um die Annullierung der Ehe. Papst Clemens VII. weigerte sich jedoch, höchstwahrscheinlich aus Rücksicht auf den

³⁹⁶ Kroll, 2014, S. 15.

³⁹⁷ Vgl. Suerbaum, 2007.

mächtigen Neffen Katharinas, den Kaiser Karl V., diesem Wunsch nachzukommen. In der Konsequenz verfolgte Heinrich VIII. in den Jahren von 1532 – 1536 eine Politik, die durch eine Reihe von Gesetzgebungen den Bruch mit Rom und die Errichtung einer anglikanischen Nationalkirche mit dem Monarchen als geistlichem Oberhaupt an ihrer Spitze vollzog. Damit war es dem König möglich geworden, seine Ehe mit Katharina zu lösen und Anna Boleyn zu heiraten. Der Supremat der weltlichen Gewalt über die Kirche bedeutete zudem einen enormen Machtzuwachs für die Krone innerhalb von England. Die englische Reformation war also eine aus politischen Interessen staatlich gelenkte Reformation von oben.³⁹⁸

Die Vernetzung von Kirche und Staat bedeutete aber auch, dass der einheitliche Glaube der Bevölkerung grundlegend für den sozialen Frieden und die Sicherung der herrschaftlichen Strukturen wurde. Unter Heinrichs Erben Eduard VI. (1547 – 1553) wurde der Protestantismus zur Staatsreligion erklärt. Eduard VI. starb aber schon wenige Jahre später und seine Nachfolgerin Maria I., die Tochter Katharina von Aragon und überzeugte Katholikin, annullierte die dogmatischen, liturgischen und antipäpstlichen Reformen ihres Vaters und Halbbruders und unterstellte die englische Kirche wieder der Kurie in Rom. Außerdem ließ sie Anhänger des Protestantismus unnachgiebig verfolgen. In den nur wenigen Jahren ihrer Regierung (1553 – 1558) wurden um die 300 Protestanten als Ketzer verbrannt, während etwa 800 andere aufs europäische Festland flüchteten, was ihr im Bewusstsein der Nachwelt den Beinamen *Bloody Mary* eintrug. Nach Marias Tod gelang es schließlich Elisabeth I. während ihrer Herrschaft den Protestantismus in England endgültig zu etablieren.³⁹⁹

Nominell wurde England per Gesetzgebung durch die *Settlements* aus dem Jahr 1559 offiziell protestantisch. Dennoch war die elisabethanische Religionspolitik während der nächsten Jahrzehnte weiterhin von der Auseinandersetzung mit dem Katholizismus bestimmt. Zum einen wurden 1563 die 39 Artikel der Konvokationen erlassen, mittels derer die dogmatischen Grundlagen der anglikanischen Kirche definiert wurden.⁴⁰⁰ Zum anderen wurden die wichtigsten Positionen im Klerus mit überzeugten Anhängern der evangelischen Lehre besetzt. Über die weitere Ausübung des Katholizismus im privaten Raum wurde in der Anfangsphase aber weitgehend hinweggesehen.⁴⁰¹

³⁹⁸ Vgl. Haan/Niedhart, 2016, S. 122 – 125.

³⁹⁹ Vgl. ebd., S. 126f.

⁴⁰⁰ Vgl. ebd., S. 127f.

⁴⁰¹ Vgl. ebd., S. 130.

Diese relativ tolerante Haltung des anglikanischen Staats änderte sich, als mit Maria Stuart, der katholischen Königin von Schottland, ein neues Identifikationsangebot für katholische Loyalitäten in England zur Verfügung stand. Die Rebellion einiger Adelige, die 1569 die Restauration des Katholizismus und die Anerkennung Maria Stuarts als englische Thronerbin forderten, wurde zwar schnell niedergeschlagen, jedoch führte sie zum Eingreifen des Papstes, der sich mit den Aufständischen solidarisierte, Elisabeth I. exkommunizierte und die Fürsten Europas zum Kreuzzug gegen das protestantische England aufrief. In der Folge ging die englische Regierung systematisch gegen Anhänger des Katholizismus innerhalb des englischen Adels vor. Die Bewegungsfreiheit von Katholiken wurde eingeschränkt und die katholische Mission unter Strafe des Hochverrats gestellt. Von 1570 bis 1603 wurden insgesamt 169 Menschen wegen ihres Glaubens hingerichtet und viele andere inhaftiert. Diese Religionspolitik war durchaus erfolgreich, denn der Anteil der katholischen Bevölkerung verringerte sich in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts deutlich und innerhalb der adeligen Führungsschicht verblieb am Ende der Regierungszeit Elisabeths nur noch eine Minderheit katholischer Großgrundbesitzer, die jedoch meist loyal zur Krone standen.⁴⁰² Parallel formierte sich mit dem Puritanismus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine radikale Reformbewegung, die unter dem Einfluss der calvinischen Prädestinationslehre eine allgemeine „Verchristlichung des Alltagslebens und der Herstellung einer Gott wohlgefälligen Kirche und Gesellschaft“⁴⁰³ herbeizuführen versuchte.

Die konfessionellen Divergenzen überschatteten auch das Verhältnis Englands zum katholischen Spanien der Habsburger, der zum damaligen Zeitpunkt bedeutendsten Macht in Europa. Die auf eine katholische Restauration abzielende Politik des spanischen Königs Philipp II. war durch den frühen Tod seiner Gemahlin und englischen Königin Maria I. praktisch gescheitert.⁴⁰⁴ Hatte England in der ersten Hälfte der Tudor-Epoche meist an der Seite Spaniens gestanden, so nahm Elisabeth I. einen entscheidenden Kurswechsel vor. Sie forcierte den englischen Überseehandel nicht nur mit Asien, sondern auch mit Amerika und führte de facto von 1585 bis zu ihrem Tod 1603 Krieg gegen Spanien, indem sie u.a. die gegen Spanien gerichtete Piraterie unterstützte und

⁴⁰² Vgl. ebd., S. 130f.

⁴⁰³ Vgl. ebd., S. 132. Zum Aufstieg des Puritanismus, seiner Feindschaft gegenüber manchen Auswüchsen der Volksfrömmigkeit, aber auch seiner Aggression gegen die Volkskultur sowie seines demokratischen Potentials vgl. ebd., S. 132 – 136.

⁴⁰⁴ Vgl. Brendle, 2015, S. 51.

zugunsten der Protestanten in den Niederlanden intervenierte.⁴⁰⁵ 1588 eskalierte der schwelende Konflikt im Angriff der spanischen Armada, die aber von Stürmen und den englischen Verteidigern vernichtend geschlagen wurde, was die Grenzen der spanischen Hegemonie bereits andeutete.⁴⁰⁶ So lässt sich in der elisabethanischen Zeit auch der Beginn des englischen Imperialismus verorten, der im 17. Jahrhundert zunehmend Fahrt aufnahm und England im 18. Jahrhundert zur führenden Weltmacht werden ließ.⁴⁰⁷

In den Jahrzehnten um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert erlebte England außerdem eine literarische Blüte. Insbesondere die Dramen von William Shakespeare haben bis in die Gegenwart nichts von ihrer Faszination verloren und werden nach wie vor regelmäßig zur Aufführung gebracht.⁴⁰⁸

Als Thomas Platter d.J. in Dover von Bord stieg, glaubte er, auf der berühmtesten Insel der christlichen Welt angekommen zu sein: „Dieß königreich Engellandt sampt dem königreich Schottlandt [...] machen die verrümpteste unndt größtste insel der gantzen christenheit.“ (813) Das Ziel seiner Reise umriss er folgendermaßen:

Daß königreich Engellandt wirdt von vielen wunderbahrlich abgetheilet; etlich theilen sie nach ihren provintzen, deren 52 in der landtafeln gezeichnet sind, andere theilen es wegen der dreyen underscheidenen sprachen in drey fürnembste theil als Engellandt, Cornval unndt Walliam. Engellandt grenzt mitt dem teütschen meer, Cornval dem frantzösischen undt Wallia mitt dem irländischen. Undt hatt yegliches theil noch viel andere herrschaften under ihme. (813)

Bis nach Schottland, Wales oder Cornwall reichte seine Reise allerdings nicht, ebenso wenig erkundete er die genannten zahlreichen Provinzen. Die sogenannte Englandreise war im Wesentlichen ein eher kürzerer Besuch eines kleinen Teils des Südostens der Insel. Von Dover zog er über Canterbury, Sittingbourne, Rochester, Gravesend bis in die Hauptstadt London. Zudem besichtigte er die Königsschlösser Nonsuch, Hampton Court, Woodstock sowie Richmond und machte Abstecher nach Windsor, Oxford und Greenwich, das damals noch eine Gemeinde in der Nähe Londons war. Nach einem recht knappen, etwa fünfwöchigen Aufenthalt in England (16.09 – 23.10.1599) fuhr er wieder von Dover zurück auf das europäische Festland.

Dennoch war er der Meinung, mit London und den Königsschlössern den wichtigsten und repräsentativsten Teil des Landes kennengelernt zu haben.

⁴⁰⁵ Vgl. Haan/Niedhart, 2016, S. 100ff., 144.

⁴⁰⁶ Vgl. Brendle, S. 51.

⁴⁰⁷ Vgl. Haan/Niedhart, 2016, S. 226 – 230.

⁴⁰⁸ Vgl. Weiß, 1979, S. 11.

Ist die hauptstatt in Engellandt, so fürtreffenlich gegen anderen englischen stetten zerechnen, daß man sagt, Londen seye nicht in Engellandt, sondern Engellandt seye in Londen, weil die fürnembsten englischen sachen in unndt bey Londen gesehen werden, also daß welcher Londen recht besichtiget sampt der königlichen hof allernechst darbey, darf käcklich sagen, er habe Engellant woll erkundiget. (779)

Die Metropole London war laut Platter nicht nur der Nukleus der englischen Zivilisation sowie die größte und schönste Stadt des ganzen Landes, sondern auch eine der bedeutendsten Städte der gesamten christlichen Welt.

Diese stadt Londen [...] ist so groß, köstlich an gebeüwen, volckreich unndt fürtreffenlich an gewerben, kaufleüten undt reichtumb, daß sie nicht allein die fürnembste im gantzen königreich Engellandt, sondern auch für eine der verrümptesten in der gantzen christenheit billich solle gehalten werden. (782)

Im Folgenden werden nun Narrative des Reiseberichtes betrachtet, in denen der Verfasser Aussagen zu den Engländern im Allgemeinen traf.

2.4.2 Allgemeine Aussagen zur Bevölkerung

Obwohl Thomas Platter d.J. nur einen kleinen Teil Englands bereiste und somit nur begrenzte persönliche Erfahrungswerte aufzuweisen hatte, finden sich in seiner Reisebeschreibung auch Passagen, die vom „königreich Engellandt in gemein“ (812) handeln und in denen er die englische Bevölkerung in ihrer Gesamtheit zu charakterisieren versucht.

In ihrer Selbstwahrnehmung hielten sich die Engländer möglicherweise für gewitzter als Angehörige anderer Nationen, namentlich der Deutschen. Zumindest scheint dieses Autostereotyp in Platters Nachrichten über eine *comoedie* auf, in der ein listiger Engländer gegenüber einem so unvorsichtigen wie versoffenen Deutschen⁴⁰⁹ die Oberhand behielt.

Auf ein andere zeitt hab ich nicht weit von unserem wirdtshaus in der vorstadt, meines behaltens an der Bischofsgeet, auch nach eßens, ein comoedien gesehen; da presentierten sie allerhandt nationen, mitt welchen yederzeit ein Engellender umb ein tochter kempfete, unndt überwandt er sie alle, außgenommen den Teütschen; der gewan die tochter mitt kempfen, satzet sich neben sie, tranck ihme deßwegen mit seinem diener ein starken rausch, also daß sie beyde beweinet wurden, undt warfe der diener seinem herren den schu an kopf, unndt entschliefen beyde;

⁴⁰⁹ Auf das Klischee vom deutschen Trunkenbold ist schon verwiesen worden. Vgl. Abschnitt 2.3.2.4. So auch zeitgenössisch kolportiert von Shakespeare in *The Merchant of Venice* in der Figur des Neffen des Herzogs von Sachsen, 1. Akt, 2. Szene. „Very vilely in the morning, when he is sober, and most vilely in the afternoonn, when he ist drunk.“ Shakespeare, *The Merchant of Venice*, 2002, S. 35, Z. 63f.

hiezzwischen stige der Engellender in die zelten unndt entfuhrer dem Teütschen sein gewin, also überlister er den Teütschen auch. (791f.)

Jedenfalls sei die Bevölkerung so zahlreich, dass man die genaue Population nicht recht beziffern könne:

Die volckreiche dieses königreichs ist nicht woll zubeschreiben, aber daß hab ich woll gehöret, welcher yetzund Engellandt gantzlich bezwingen wolte, daß er mießte acht feldtschlachten thun, da er in yetwederer dreyßig biß in vierzig tausendt mann im haar haben würde. (820)

2.4.2.1 REICHTUM UND PHYSISCHE ATTRAKTIVITÄT

Thomas Platter d.J. schilderte die Engländer pauschal als physisch groß sowie schön⁴¹⁰ und stark gebaut: „Unndt sindt noch gemeinlich große, schöne, starcke einwohner im landt.“ (819) Des Weiteren bezeichnet Platter die Engländer als eine Nation reicher Leute. Dafür sei zum einem das milde Klima und die ertragreiche Landwirtschaft verantwortlich: „Dann es ist ein zimlich warme gelegenheit, unndt fangt der winter mit den schneen im decembri an, wehret biß in hornung, bleibt aber nicht lang ligen.“ (820)

Als das Goldene Vlies, also die hauptsächliche Ursache für den Reichtum der Engländer, bezeichnete Platter die Schafzucht des Landes, die aufgrund des Fehlens von Raubtieren auf der Insel besonders einfach zu bewerkstelligen und äußerst gewinnbringend sei.

Dieweil auch diß landt weder wölff noch andere reißende thier zeügt, sicht man die schaf herden nacht unndt tag in den bergen unndt thalen hin undt wider ihrer nahrung nachstellen [...], undt daß ist daß gulden vlüß, davon der inwohneren reichthumb härkomt, mehrtheils, weil durch solche kaufmanschaft viel gelt hinein gebracht wirdt daß nachmahlen auß dem landt anderst wohin zeführen verboten. (821)

Neben der Fruchtbarkeit des Landes sei der Reichtum der Engländer nicht zuletzt der Insellage und der Seefahrt geschuldet: „Die einwohner in der gantzen insel sindt vast alle reich, so woll wegen des meeres undt der schifffahrten, als deß lufts unndt fruchtbarheit deß landts.“ (820) Wie der Verlauf der Geschichte zeigte, war es v.a. die Eroberung der Meere, welche die weitere Entwicklung der englischen Nation bestimmte.

⁴¹⁰ Die schöne Gestalt vor allem der Engländerinnen wird in den ethnografischen Schriften des 16. Jahrhunderts wiederholt erwähnt. So von Johannes Böhme in *Omnium Gentium More, Leges, et Ritus* (1520), Sebastian Münzer in der *Cosmographia* (1544), von Abraham Ortelius im *Theatrum Orbis Terrarum* (1570). Vgl. Zacharasiewicz, 1999b, S. 212.

2.4.2.2 KRIEGERISCHE SEEFAHRER WIDER WILLEN

Mag die Landwirtschaft zwar ein wichtiger Zweig der englischen Wirtschaft gewesen sein, so ist es doch unwahrscheinlich, dass der Basler darin tatsächlich den wesentlichen Grund für den Wohlstand der Engländer ausmachte.⁴¹¹ Wichtiger dürfte die Seefahrt gewesen sein, die sicher auch dem Handel diene, die nach Platters Beobachtungen jedoch auch von sehr kriegerischem Charakter gewesen war.

Der Basler irrte sich hier sicher nicht. Man denke nur an die berühmten Freibeuter Walter Raleigh und Francis Drake, die im 16. Jahrhundert im Dienst der Krone regelmäßig zu Kaperfahrten aufbrachen⁴¹², oder auch an die 1600 gegründete Ost-Indien-Kompanie, die schließlich um 1815 etwa 150 000 Soldaten beschäftigte.⁴¹³

Schon bei seiner Ankunft in Dover bemerkte der Basler Schiffwracks, die er der berühmten Seeschlacht gegen die spanische Armada zuordnete, die im Jahr 1588 bekanntermaßen wider Erwarten zu Englands Gunsten ausgegangen war.

Unndt ist zwischen Calais unndt Dover die mächtige spangische Armada von der englischen, gegen ihnen zurechnen, geringe schiffmacht, angriffen, geschlagen unndt getrent worden, wie ich dann ettliche derselbigen schiff am ufer deß meerhafens zu Dover ligendt gesehen. (773)

In Rochester beobachtete er im Fluß Medway, „der nicht weit darvon in daß meer fleüßet“ (776), zahlreiche Kriegsschiffe, die dort vor Anker lagen und deren starke Bewaffnung deutlich auf ihren militärischen Gebrauch verwiesen.

unndt sahe ich ettliche kriegsschiff der königin damahlen in demselbigen fluß, die da im anker lagen. Ettliche wahren sehr woll armiert, die anderen rüset man widerumb zu. Auf dem einen, darinnen ich gewesen, hab ich auf die 54 große karthonen unndt darüber gezellet, deren yegliche an seinem ort auf daß meer hinauß gerichtet wahre; sindt sehr vest unndt dick, daß sie sich von weitem einem schloß vergleichen. (776f.)

In diesen schwimmenden Palästen hätten mehrere Hundertschaften von bewaffneten Soldaten Platz gefunden.

⁴¹¹ Die Herausgeberin der Reisebeschreibung wies auch darauf hin, dass seine Aussagen über die Bodenerzeugnisse etc. unoriginell und vor allem einer seiner Quellen (Rathgeb) geschuldet waren. Vgl. Keiser, 1968a, S. 820, Anm. 1.

⁴¹² „Die Vergabe von staatlichen Kommissionen an private Seefahrer war eine einfache Methode die maritimen Kräfte rasch auszubauen. Dabei war es manchmal ausschließlich diese staatliche Kommission, die einen illegalen Piraten zum legalen Freibeuter machte. Aus der folgenreichen kriegerischen Auseinandersetzung zwischen England und Spanien im 16. Jh. werden Freibeuter wie Francis Drake und Walter Raleigh zu herausragenden Persönlichkeiten und gefeierten englischen Helden. Beide wurden zur Belohnung für ihre kriegerischen Akte, die vornehmlich aus der Plünderung spanischer Schiffe und Siedlungen bestanden, zum Ritter geschlagen.“ Eppacher, 2012, S. 46:

⁴¹³ Ebd., S. 47.

In der mitten wahren sie ohngefahr zwentzig schritt unndt mehr breit, auch hatt es lustige gemach unndt zeüg heüser wie in einem woll erbauwenen schloß, mitt allerhandt nottwendigen wafen zum krieg woll versehen, daß man ettlich hundert konte darmitt bewafnen. (777)

Den oben an den Masten angebrachten „Krähennester“, die allgemein dem Ausguck dienten und so für die Navigation der Schiffe von wichtiger Bedeutung waren, gab er ebenso eine vornehmlich militärische Bedeutung: „Es hatt auch ettliche (hunes) körb auf den mastbeümen, dorab man sehr weit sehen konte unndt den feindt verkundtschaften.“ (777)

Auch die vielen neben der königlichen Flagge zahlreichen Banner, die ihm während der Erkundung eines der Schiffe aufgefallen waren, stünden im Zusammenhang mit der soldatischen Besatzung des Schiffes.

Zu allerobrist stunden allerley große fahnen, doran der kron Engellandt wapen unndt andere zeichen mit farben lustig angemahlet wahren, damitt man erkennen konte, wem es zustande. Sonst hatt es auch noch mehr fahnen, sonderlich nach dem viel kriegsvolck darinnen ligt. (777)

Während er die Niederländer als Seeleute zu Handelszwecken geschildert hatte, ließ er keinen Zweifel daran, dass es sich bei den englischen Schiffen um eine schlagkräftige Kriegsmarine handelte, die ihresgleichen suchte.

Sehr viel soldaten, auch pfeiffen unndt trommen unndt alles, was zum streit gehöret, ist yederzeit auf diesen schiffen. Unndt vermeint man, es seye kein potentat in der welt, der beßere unndt vestere kriegs schiff dann die königin in Engellandt habe, wie man woll kan abnehmen, wegen der großen spangischen Armada, die sie vor wenig jahren zertrennet unndt überwunden haben. (778)

Der Basler staunte zudem über die Geschicklichkeit der Matrosen, die flink an der Takelage hinauf- und hinabkletterten.

Es wahren fünf große mastbeüm unndt dreyzehen sägel doran; die mastbeüm wahren sehr dick unndt hoch, da an den fürnembsten schnierene leiteren wahren, auf welchen sie gar geschwindt auf unndt ab wie die katzen klädereten; sie zogen sich auch selber an den seilen gar artlich in großer eyl auf alle segelbeüm hinauf unndt fuhren widerumb als baldt hinunder. (777)

Größte Bewunderung zeigte er des Weiteren für das ihm völlig schleierhafte nautische Können, das nötig war, solche Segelschiffe sicher zu navigieren: „Unndt ist sich zum höchsten zeverwunderen, daß ein einiger mann oder patron ein solch groß schiff vermittlest deß windts, wohin er will, regieren unndt leiten kan.“ (777)

Interessant ist, dass Platter die Einstellung der Engländer zum Krieg trotz der eben dargestellten hochgerüsteten Kriegsmarine eher ambivalent zeichnete. Einerseits seien die Engländer als Soldaten so schlagkräftig wie hartnäckig: „Im krieg sindt sie mannhaft unndt starck, mögen woll hunger, kelte unndt nacht wacht leiden.“ (819) Dabei seien sie außerdem klug und berechnend. Sie würden zwar darauf abzielen, den Gegner physisch zu vernichten, schonten dabei aber die Städte und vermieden es nach Möglichkeit, die Ländereien zu verwüsten, um die Siegesbeute nicht zu verderben.

Sie verwüsten in kriegem die äcker oder stätt nicht, sondern ein parthey understehet die andere außzumachen⁴¹⁴; dann nachdem sie einmahl zur wher gegriffen, laßen sie nicht ab, biß sie wißen, welche parthey obsiget, weil alles dem, so daß veldt behaltet, underwürfig sein muß. (819)

Andererseits seien zumindest die einfachen Leute nicht besonders abenteuerlustig oder gar kriegslüstern: „Es gibt sonst gute soldaten im landt, ziehen aber nicht gern hinaus.“ (820) Daher sei es schwer, aus dem Volk Soldaten anzuwerben, sodass es Usus geworden sei, Truppen auch gegen ihren Willen zu rekrutieren. Damit sich dem niemand durch Landesflucht entziehen könne, müsse jeder Bürger vor Verlassen des Landes, eine entsprechende Reiseerlaubnis vorweisen. Aufgegriffenen Deserteure hatten laut Platter auf keinerlei Milde zu hoffen.

wann man soldaten begert unndt müßiggenger in den steten herumb ziehen sicht, gibt man ihnen gelt, sie wöllen oder nicht, müßen also fort wider ihren willen, oder wann man sie ereylet, ist ihr proceß unndt recht schon gemacht. Dann weil dieses königreich allenthalb mitt waßer umbringet, also daß man anderer gstat nicht dann auf den schiffen darein undt daraus kommen kan, ist die verordnung bey allen porten oder meerhäfen gethon, daß kein Engelländer ohne paßport fort kommen kan. (820)

Man möchte hinzufügen, dass sich im Allgemeinen die Interessen der kriegführenden Eliten und der einfachen Soldaten in den wenigsten Fällen decken, was womöglich eine Erklärung für die von Platter geschilderte ambivalente Haltung der Engländer zum Krieg sein könnte.

⁴¹⁴ „jn. (seelisch, moralisch, oder physisch) angreifen, schwächen, vernichten; jn. töten“, *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, <http://fwb-online.de/go/ausmachen.s.3v_1668768176>, zuletzt aufgerufen am 06.09.2023.

2.4.2.3 SPRACHE UND SPRACHENKENNTNISSE

Anders als in Frankreich, Spanien und den Niederlanden konnte Platter auf seiner Englandreise mit keinerlei Kenntnis der dort gesprochenen Sprache aufwarten. Aus seinen Bemerkungen geht zweifelsfrei hervor, dass er und seine Begleiter Englisch weder sprachen noch verstanden, sodass sie sich meist eines Dolmetschers behelfen mussten. So zum Beispiel beim Festbankett mit dem Bürgermeister von London, wo sie „sampt [...] dollmetschen [...] zetisch geseßen“ hatten: „unndt danket ihme auch unsertwegen der herr Boutton in englischer sprach hinwider, wie er dann auch in wehrendem eßen oft unß versprach, dann wier nichts verstunden.“ (784)

Dennoch nahm er an einer Stelle auch zu den in auf der britischen Insel gesprochenen Sprachen Stellung. Er nannte zum einen das von den Engländern und vornehmen Schotten gesprochene Englisch, das eine Mischung aus Altsächsisch und Französisch sowie die angesehenste Sprache sei. Darüber hinaus hätten die ungebildeten Schichten, aber vor allem in Schottland, *hibernisch* gesprochen. Eine dritte, in Wales gesprochene Sprache nannte er *brittanisch*.

Die englisch sprach ist ein gemischte sprach von vielen sprachen, besonders von sächsisch unndt frantzösisch zesamen getragen. Unndt sindt fürnemblich drey sprachen in Engellandt: Eine ist die gemein undt fürnembste sprach, deren sich die Engellender unndt hofliche Schottländer gebrauchen; die ander ist hibernisch, die braucht daß gemein baurvolck, sonderlich in Schottland; die dritt aber ist in Wallia, welche auch die brittanische genennet wirdt. (822)

Platter lag sicher richtig, als er die historische Entwicklung des Englischen durch das Zusammenspiel mehrerer (germanischer) Sprachen sowie des Französischen nach der Normannischen Eroberung darstellte. Das wird durch die einschlägige Forschungsliteratur bestätigt.⁴¹⁵

Was er mit *hibernisch* meinte, ist schon weniger klar. In der Antike bezeichnete *Hibernia*⁴¹⁶ das keltische Irland, wird von Platter aber auf Schottland bezogen, ohne zwischen der irischen und schottischen Variante der keltischen Sprachen zu differenzieren. Sein *brittanisch* ist das ebenso zu den keltischen Sprachen gehörige Walisische, wozu heute auch das Kornische in Cornwall und Bretonische auf dem europäischen Festland gezählt werden.⁴¹⁷

⁴¹⁵ Vgl. Baugh/Cable, 2002, S. 41 – 97.

⁴¹⁶ Vgl. Meyers Großes Konversationslexikon, Bd. 10, S. 117, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Meyers?lemid=H04542>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

⁴¹⁷ Zu den keltischen Sprachen auf den britischen Inseln vgl. Baugh/Cable, 2002, S. 30.

Er war sich immerhin dessen bewusst, dass auf den britischen Inseln eine Reihe von verschiedenen Sprachen gesprochen wurden: „Andere wellen, es seyen 6 underscheidene arten zereden in Engellandt; als englisch, gaulois, francois, shonois, irlandois unnd cornois, nach yeglicher gemelter provintzen art.“ (822) Allerdings interessierte er sich für diese Sprachenvielfalt nicht. Nur an einer Stelle lieferte er ein Beispiel für das Keltische. So sei der Name von Oxford „auff britannische sprach Carpenu Helgoit.“ (850)

Warum aber gerade das in Kent gelegene Oxford eine Bezeichnung in einer Sprache hatte, die seiner eigenen Aussage in Wales gesprochen wurde, bleibt ungeklärt. Sein Umgang mit englischen Bezeichnungen oder Eigennamen ist ohnehin sehr freizügig. Canterbury heißt bei ihm einmal „Canderburye“ oder „Canderberg“, dann wieder „Cantobery“ (775) oder auch „Candelburg“ (776), aus Anne Boleyn machte er „Anna Polenin“ (814) und Whitehall wird als „Vvitehal, daß ist: weiten saal“ (788) gedeutet, um nur ein paar Beispiele zu nennen.

Die nach seiner Darstellung wichtigste Sprache, die „fürnembste sprach, deren sich die Engellender unndt hofliche Schottländer gebrauchen“ (822), war das von den höheren Gesellschaftsschichten wie z.B. am Königshof gesprochene Englisch. Für das Queen's English seiner Zeit findet sich an einer einzigen Stelle ein jedoch wenig aufschlussreiches Beispiel. Bei seinem Besuch im Schloss Richmond wurde er Zeuge wie Elizabeth I. vom Fenster aus das im Hof versammelte Volk grüßte.

Wie sie auf einem gang zum fenster in hoff hinus ihr volck besahe, fulen sie alle mitt einander im hoff auf ihre knye zu boden nider, unndt sprach sie auf englisch zu ihnen: God bless mi people! daß ist: Gott segne mein volck. Unndt schruwen sie alle mitt einander hinwider: God save the Queen! daß ist: Gotte heilige die königin. (866)

Platters Übersetzung von *save* mit *heiligen* ist allerdings etwas frei geraten und ein weiteres Beispiel für seine mangelnde Sprachkenntnis.

Die ausführlichste Probe für das gehobene Englisch seiner Zeit lieferte der „paßport“ (868), den er und seine Reisebegleiter vom Bürgermeister Londons ausgestellt bekamen, als sie England wieder verlassen wollten.

Wheras the beares herof Jean Joachim Stuber, Petrus Julius, Andreas Pucher, Paulus Holtzbecher, Martinus Pissetius, Thomas Platerus, highe Almaynes gentilmen and schollers came latelie over, moved with à desier to see her Mayeste an[d] the conntry, and are novve disirous to passe over into Franncce to the like ende: Theise are ther fore to praye and requier you and everie of you whome it maye concerne, not on lie to sufer them with their clokebagg and other their necessarie carriage quietlie to asse with oute your or anye of your lette, hinderannce or impeachment. But also to yeelde them all lawfull favor and curtesie you maye and

they shall desier for their better expedicon; for seinge they carrie not inge with them contrarye to order nor behave them selves other wise then becommeth. And in so doinge this shalbe your warrannte. Ffrom my howse at Blackfriers the XXth of october 1599.

Henry Cobham

To my loving frends the maystre of Dover and to the reste of the commissioners for restraunte of passage there. (868f.)

Da Platter den Reisepass mit sich „ghen Basell gebracht“ (869) und bei der Endredaktion seines Reiseberichtes abgeschrieben hatte, dürfte es sich hier um ein authentisches Beispiel für die gehobene englische Sprache um 1600 handeln.

Nicht nur um Platters Sprachkenntnisse war es in England schlecht bestellt, laut seinem Reisebericht waren vor allem die Engländer im Gebrauch von Fremdsprachen alles andere als versiert. Während des oben angesprochenen Banketts im Haus des Bürgermeisters von London sei es ihm und seinen Begleitern unmöglich gewesen zu verstehen, „weder waß sie auf latein, frantzösisch oder spanisch mitt uns redeten.“ (784)

Mit den Kenntnissen in der lateinischen Sprache sah es offenbar selbst unter den Gebildeten nicht gut aus. Bei seinem Besuch im Eton College in Windsor versuchte der humanistisch geschulte Schweizer mit den Studenten auf Latein zu sprechen, was gründlich misslang: „Kein student konte ich antreffen, der nur mitt mir konte latein reden; die deüteten alle mit den fingern auf daß maul unndt schittleten die köpf.“ (849)

Es waren nur Studenten, die ihre Studien noch nicht abgeschlossen hatten, könnte man apologetisch einwenden. Aber auch von den Professoren der heute so berühmten Universität von Oxford seien gute Lateinkenntnisse nicht zu erwarten gewesen. Beim Essen mit dem „den englischen professor [...] erfuhren wier viel seltzame sachen von ihme, unndt bekennet er freywillig, daß er in den 16 jahren, die er professor gewesen, auf ein tag nicht so viel latein geredt habe als mit uns, unndt schluge auch deßwegen den Priscianum⁴¹⁸ erbärmlich.“ (859)

Von Latein oder Spanisch einmal abgesehen, konnten allem Anschein nach selbst Angehörige der englischen Oberschicht auch Französisch⁴¹⁹ nicht gut genug sprechen,

⁴¹⁸ „Priscianus [...] ist der bedeutendste der erhaltenen römischen Grammatiker [...]. Die 18 Bücher seiner Institutio grammatica sind das vollständigste Lehrgebäude der lateinischen Sprache und waren von der größten Nachwirkung.“ Keiser, 1968a, S. 859, Anm. 1.

⁴¹⁹ Schon bei Rudolf von Ems im „Guoten Gêrhart“ (um 1220) sind die englischen Ritter der französischen Sprache nicht mächtig: *in franzoys gruozt ich sî zehant. / diu sprâche was in niht erkant* (V. 1981-1983), vgl. Rocher, 1991, S. 27f.

um mit den Fremden zu kommunizieren. Darauf deuten Platters Aufzeichnungen anlässlich seines Besuches im königlichen Schloss Hampton Court ebenso hin.

[Dort] empfieng uns erst der verweser deß königlichen schloßes, so einer vom adel wahre [...] unndt [...] hatt er uns seiner frauwen unndt töchteren bevohlen, die uns solten in alle innere königliche gemach unndt cabinetlin führen [...] unndt hatten wier einen dollmetscher bey uns, der uns alles auf frantzösisch saget, waß uns daß weib unndt die töchteren anzeigten. (834)

Wie sehr sich offenbar die Zeiten geändert hatten! In der Epoche nach der Schlacht von Hastings (1066) war Französisch noch die Sprache der herrschenden Oberschicht, des Adels und des Königshofes gewesen: „For 200 years after the Norman Conquest, French remained the language of ordinary intercourse among the upper classes in England.“⁴²⁰

Im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts hatte die Bedeutung des Französischen nicht zuletzt im Kontext des Hundertjährigen Krieges (1337 – 1453) mehr und mehr abgenommen und Englisch konnte sich zunehmend in allen Bereichen als vorherrschende Kultursprache etablieren⁴²¹, wohingegen Französisch zu sprechen, mittlerweile als besondere Leistung galt: „By the fifteenth century the ability to speak French fluently seems to have been looked upon as an accomplishment.“⁴²² Am Ende des 16. Jahrhunderts waren laut Platter Französischkenntnisse nicht einmal mehr als kulturelles Bildungsgut innerhalb der Aristokratie eine Selbstverständlichkeit.

Trotz der weiter oben beschriebenen Zeichnung als Seefahrernation, was notgedrungen zahlreiche internationale Kontakte bedeutet haben musste, wirken daher selbst die gebildeten Engländer wenig interessiert an fremden Kulturen oder Sprachen. Sie sind jedenfalls alles andere als polyglott. Sie beherrschen weder Latein, die *lingua franca* des Mittelalters, das in Zeiten des Humanismus unter dem Motto *ad fontes* eine Renaissance erlebte, noch Französisch und damit die neue europäische Kultursprache der folgenden Jahrhunderte. Im 16. Jahrhundert war es vielmehr konsensfähig, die englische Sprache gegenüber anderen aufzuwerten, wie zwei Zitate von Richard Mulcaster, Head Master of the Merchant Taylors' School, deutlich machen:

„But why not all in English, a tung of it self both depe in conceit, and frank in deliverie? I do not think that anie language, be it whatsoever, is better able to utter all arguments, either with more pith, or greater planesse, then our English tung is,

⁴²⁰ Baugh/Cable, 2002, S. 103.

⁴²¹ Ebd., S. 98 – 143

⁴²² Ebd., S. 139.

if the English utterer be as skilfull in the matter, which he is to utter: as the foren utterer is.”

Großer Stolz auf das Englische spricht auch aus den folgenden Worten:

„For is it not in dede a mervellous bondage, to becom servants to one tung for learning sake, the most of our time, with losse of most time, whereas we maie have the verie same treasur in our own tung, with the gain of most time? Our own bearing the joyfull tittle of our libertie and fredom, the Latin tung remembring us of our thraldom and bondage? I love Rome, but London better, I favor Italie, but England more, I honor the Latin, but I worship the English.“⁴²³

Neben der Aufwertung der englischen Sprache unter den Gebildeten war laut Platter auch unter den gewöhnlichen Leuten ein gewisser Chauvinismus zu bemerken. Wie schon die Soldaten, von denen er schrieb „sie ziehen aber nicht gern hinaus“ (820), die also lieber zu Hause geblieben seien, stellt er Teile der englischen Bevölkerung als eher provinziell ausgerichtet, in der weiten Welt unerfahren und bei allem Stolz etwas borniert dar.

Heütigs tags ist daß gemein volck auch gleich sehr noch zimblich grob unndt unerfahren, sonderlich die niemahlen von hauß kommen; die vermeinen, die welt seye außerhalb Engellandt mitt bretteren verschlagen⁴²⁴ unndt möge kein nation mitt den Engellenderen an tugenden unndt schöner gestalt verglichen werden. Dohäro sie, alsbaldt sie ein schönen mann sehen, sagen, er seye ein englisch mann, oder vernemmen sie, daß er kein Engellender, sagen sie, es seye gar schadt, daß er kein Engellender seye.⁴²⁵ (819)

Die hier zitierte Textpassage im Reisebericht bezog sich zwar hauptsächlich auf die einfachen Leute, aber im Verein mit den dargestellten geringen Kenntnissen der Gebildeten muten Platters Engländer um 1600 insgesamt als wenig aufgeschlossen oder gar abenteuerlustig an. So konstatierte der Schweizer, der sich selbst auf der Reise seines

⁴²³ Beide Stellen zitiert nach Baugh/Cable, 2002, S. 191.

⁴²⁴ Platters Bild von der Welt, die außerhalb Englands mit *bretteren verschlagen* sei, erinnert sehr an noch heute gebräuchliche Redewendungen wie ein „Brett vor dem Kopf haben“ oder „vernagelt sein“, womit umgangssprachlich eine gewisse Voreingenommenheit, Engstirnigkeit und Ignoranz bezeichnet wird. Ähnlich will auch der umgangssprachliche Satz „Die Welt ist hier mit Brettern vernagelt.“ sagen, dass es hier nicht weiter gehe oder hier nichts los sei. Vgl. „Brett vor dem Kopf“, *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*, <<https://www.dwds.de/wb/Brett%20vor%20dem%20Kopf>>, zuletzt aufgerufen am 06.09.2023; „vernagelt“, *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*, <<https://www.dwds.de/wb/vernagelt>>, zuletzt aufgerufen am 06.09.2023; vgl. „Brett“, *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache*, <<https://www.dwds.de/wb/Brett>>, zuletzt aufgerufen am 06.09.2023.

⁴²⁵ Letzter Satz findet sich fast wörtlich in Paul Hentzners Beschreibung seiner Englandreise: „If they see a foreigner very well made, or particularly handsome, they will say, *It's a pity he is not an Englishman!*“, vgl. Walpole, 1779, S. 64. (Paul Hentzner hatte 1612 seine Reisaufzeichnungen unter dem Titel *Itinerarium Germaniae, Galliae, Angliae, Italiae, cum Indice Locorum, Rerum atque Verborum* auf Latein veröffentlicht. Der Herausgeber Horace Walpole lieferte eine Übersetzung ins Englische.)

Lebens befand, dass „mehrtheils Engellender nicht pflegen viel zereysen, sondern sich vergnügen, zehauß frembde sachen zeerfahren undt ihr kurtzweil zenehmen.“ (795) Von einer Nation, die sich anschickte, das größte Kolonialreich der Welt zu gründen und so die Geschichte der Menschheit in der Neuzeit wesentlich zu prägen, ist in Platters Narrativ noch wenig zu spüren.

2.4.2.4 *SPEIS UND TRANK*

An den Tischsitten in England fiel Platter auf, dass auf besondere Reinlichkeit Wert gelegt wurde. Schon auf seiner ersten Station, der Hafenstadt Dover, wurden er und seine Begleiter dazu angehalten, sich vor dem Essen die Hände zu waschen: „Man bracht uns ein zinnen beky voll waßer, darauß wier die hendt mußten weschen; demnach tractierte man uns auf englische manier.“ (744)

Ähnliches berichtete er auch anlässlich des festlichen Banketts, das man den Besuchern im Haus des Bürgermeisters von London bereitete.

Unndt weil der (maieur) stattmeister vernommen, daß wier doch ihm unbekante lust hetten, mitt ihme zeeßen, hatt er uns [...] durch der statt dieneren [...] zum imbiß eßen lassen betten [...]. Als wier in sein hauß kamen, empfienge uns der (porte espée) schwertrager [...] unndt führet uns in daß hauß hinauf in ein schönen saal; [...]. Demnach gabe man uns, mitt bisem unndt köstlichen sachen vermischet, wollriechendt waßer, die händt zeweschen. (783f.)

Solch eine Gewohnheit kommentierte er auf seinen Reisen durch Frankreich, Spanien und die Niederlande nicht. Dass er sie bezüglich der englischen Sitten für erwähnenswert hielt, legt nahe, dass sie auch in seiner Heimatstadt Basel nicht gepflegt wurde und für ihn ein Novum darstellte. Allerdings merkte er kritisch an, dass er und seine Begleiter in den „mäntlen zetisch geseßen“ (784) hatten, was er offenbar auch für ungewöhnlich hielt.

An der Qualität und Reichhaltigkeit der Speisen, die bei dem Festmahl im Haus des Bürgermeisters von London aufgetischt wurden, ließ er keinen Zweifel. Zudem beeindruckte ihn die kultivierte Art, wie die Speisen dargeboten wurden.

Alsbaldt truge man bey dem aller stattlichsten auf allerley köstliche eßen. Unndt wahren zwen credentzer oder fürschneder, die namen ein blatten nach der anderen ab der tafel auf einen anderen bedeckten disch darneben unndt thatten nichts anders dann zerschneiden unndt fürlegen. Sie legten die speysen in kleine, zinnene senfschisselin undt stallten sie yeglichem auf delleren vor, ein speiß nach der anderen, welche alle zum besten undt köstlichsten wahren zubereitet unndt mitt lieblichen soßen begößen, auch sonst allerhandt zum appetit reizenden trachten umbstellet. (784)

Zum Trinken ließ der Bürgermeister von London erst Bier und dann die erlesensten Weine auftragen, von denen in England angesichts des Seehandels kein Mangel herrschte.

Daß tranck wahre erstlich deß besten bieres; demnach truge man allerhandt starcke unndt anmütige wein auf als griechischen, spangischen, malvasier, languedokischen, frantzösischen unndt teütschen, wie dann in Engellandt allerley wein wegen der ringen fuhr auf em meer umb ein zimblichen pfenning wohl zebekommen sindt. (784)

Nach einem weiteren üppigen Gang, bei dem wohl vor allem Fleischspeisen jeglicher Art gereicht wurden, servierte man schließlich ein Dessert, das nach Platters Meinung aber nicht an die Qualität der Hauptmahlzeit heranreichte. Die angebotenen, vielleicht zu süßen Torten und Biskuits trafen seinen Geschmack offensichtlich nicht: „Nach dem man zweymahl beym stattlichsten von gebratenem, gesottenem unndt anderem aufgetragen, hatt man den nachtisch aufgestellet, welcher allein von zucker, darten unndt biscuit wahre; mochte sich mitt dem vortisch nicht vergleichen köstlickeit halben.“ (784)

Sicherlich war das Bankett ein besonderes Festmahl und nicht repräsentativ für die täglichen Mahlzeiten der Engländer. Man darf annehmen, dass es für gewöhnlich bescheidener zuging. Unter den in England im Allgemeinen kultivierten Nahrungsmitteln zählte Platter übliche Feldfrüchte wie Getreide, Bohnen oder Obst⁴²⁶ auf und er nennt Wild, Rinder und natürlich die oben angesprochenen Schafe.⁴²⁷ Zudem spricht er über „grosse unndt fischreiche wäßer“ und hebt besonders die Austern hervor: „Unndt werden sehr viel ostrien, die beßer dann in Italien und Frankreich sindt, in Engellandt gefangen; sindt klein, aber gar vollkommen.“ (822)

Der Genuss von laut Platter vorzüglichem hellen Bier, das in vielen Wirtshäusern selbst gebraut worden sei, wie er aus eigener Erfahrung versicherte, dürfte aber sehr weit verbreitet und eher alltäglich gewesen sein.

Sie trinken mehrtheils bier, welches so schön unndt lauter an der farb als ein alter elsaßer wein ist, sehr gutt unndt lieblich, welches auch in weite landt verführet wirdt. Unndt pflegen mehrtheils wirt ihren bier, den sie vertreiben, selber zusieden, wie auch andere, die große haußhaltungen haben, wie ich dann es gesehen [...] hab. (821)

Auch an der Universität zu Oxford scheint Bier das gängigste Getränk gewesen zu sein. Bei seinem Besuch wurde Platter jedenfalls mehrmals damit bewirtet: „In mehrtheil obgemelten collegijs gab man uns zu trincken, aber gemeinlich bier, unndt butter zeeßen.“

⁴²⁶ Vgl. Keiser, 1968a, S. 820.

⁴²⁷ Vgl. ebd., S. 821.

(856) Wie gewöhnlich der Bierkonsum war, lässt sich auch der großen Anzahl an Bierlokalen entnehmen, die Platter höchst erstaunt in London ausmachte: „Mein tag hab ich nie mehr wirdts- unndt bierheüser dann in Londen gesehen.“ (852)

In diesem Kontext merkte er ein Detail an, das die Engländer seiner Zeit als Menschen zeichnet, die ihre Privatsphäre schätzen. Offenbar war man in diesen öffentlichen Lokalen bemüht, sich nicht zu offen zu zeigen; lieber gab man sich in kleineren, durch Holzwände abgeschirmten Abteilen dem Biergenuss hin: „Unndt pflegen sie die tisch in den bierheüseren mitt aufgerichteten tafelen ze unterscheiden, daß man ab einem tisch nicht auf den anderen sehen könne.“ (825)

Viele Wirtshäuser habe es aber nicht nur in London, sondern auch in kleineren Städten wie z.B. Dover gegeben: „Die heüser sindt auf englische manier gebauwen, undt hatt viel wirdtsheüser in disem flecken.“ (775) Dennoch sei auch in England nicht überall Bier erhältlich gewesen, sodass die Reisenden an manchen Orten, wo sie Station machten, mit Milch Vorlieb nehmen mussten: „Unndt gabe man uns unterwegs an statt bier lauter milch in krausen zetrinken in ettlichen flecken.“ (776)

Wein sei seltener als Bier gewesen, da man ihn laut Platter in England klimabedingt nicht anbauen konnte. Im Klostergarten von Westminster entdeckte er einen Rebstock, der Trauben trug, die laut Platter aber sehr wässrig schmeckten und für das Keltern von Wein nicht geeignet waren:

In dem garten deß klostere, darinnen studenten undt prediger wohnen, hab ich ein landeren voll reben, sonst keine in gantz Engellandt, gesehen, unndt als ich die trübel versucht, welche zeitig wahren, bedunkten sie mich gar waßerig zesein, also daß man kein guten wein könnte darauß machen. (810)

Dennoch seien selbst die besten Weine käuflich zu erwerben gewesen, wenn es einen danach verlangte und man bereit gewesen sei, den verhältnismäßig angemessenen Preis zu bezahlen: „Kein weingewägs hatt es in diesem königreich, dann die trübel⁴²⁸ nicht mögen zur zeitigung kommen; man findet aber umbs gelt den herrlichsten, besten wein auß allerley nationen, wie mans nur begeret, umb ein zimblich pfenning.“ (821)

Ein „Trunk“ anderer Art, der sich nicht nur in den Wirtshäusern äußerster Beliebtheit erfreute, sei der Genuss von Tabak gewesen. Aus den Worten des Arztes aus Basel spricht deutliche Kritik an der unappetitlichen Gewohnheit des Tabaktrinkens sowie den gesundheitlichen Schäden, den der Konsum dieses „heidnischen Krauts“ verursachte.

⁴²⁸ Gemeint sind Trauben. Vgl. Lexer, *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*, Bd. 2, Sp. 1533, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Lexer?lemid=T01989>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

In den bierheüseren hatt man auch den tabac oder heidnisch wundtkraut, deßen man einem auch umb sein pfenning gibt; da zündet er das pulver im rörlin an, sauget den rauch in mundt unndt lasset also viel fluß auß dem mundt laufen; demnach trinkt einer ein guten trunck spangischen wein darauf. Daß brauchen sie für ein sonderbahre artzney zu den flüßen unndt zum lust; ist so gemein bey ihnen, daß sie daß instrument yederzeit mit sich tragen unndt an allen orten, in den comedien, den wirtsheüseren oder sonst feür ent schlagen, anzünden unndt trincken, welches sie einanderen wie bey uns den wein zu bringen, daß sie auch doll unndt lustig macht, daß sie drümlig werden, als wann sie beweinet seyen, vergehet ihnen doch baldt widerumb, unndt brauchen es so überflüßig wegen deß lustes, daß auch ihre predicanten dorüber schreyen, wie sie sich verderben, unndt sagt man mir, man habe bey einem nach seinem todt befunden, daß alle seine aderern innwendig wie ein kemy mit ruß seyen überzogen gewesen. Man bringet daß kraut auß Indien in großer menge an, unndt ist eins viel kreftiger dann das ander, welches man auf der zungen gleich merken kan; sie treiben seltsame geberden, in dem sie es trincken. Unndt haben sie diese artzney erstlich von den Indianeren gelehret. (795f.)

Dass es in den Bierhäusern mitunter auch teuer werden konnte, illustriert folgende Textpassage zur englischen Wirthauskultur. Zweifellos fühlte sich der Reisende von den Wirtsleuten gelegentlich übervorteilt und warf ihnen vor, mehr als die tatsächliche Zeche zu berechnen.

In den wirtsheüseren gibt man einem, was er fordert, umb seinen pfenning unndt rüstet es ihme seinem gefallen nach zu; wann er satt, als dann rechnet man erst mitt ein anderen von stuck zu stuck, unndt wellen sie keinen umb sein irten traktieren, kompt einer gar theür zu, wann er allein ist unndt woll eßen unndt trinken mag. (825)

Ein solches Verhalten beanstandete Platter in seiner Reisebeschreibung zwar nur an einer Stelle, jedoch schreibt er es den Wirten allgemein zu. Ob diese tatsächlich für gewöhnlich versuchten, ihre Gäste zu betrügen, oder ob die des Landes und der Sprache unkundigen Reisenden die Situation falsch beurteilten, lässt sich nicht mehr klären. Es kann aber festgehalten werden, dass in seinem Narrativ der Engländer ein betrügerisches Wesen kein besonderes Gewicht hat.

2.4.2.5 *GLAUBE UND ABERGLAUBE*

Im Unterschied zu Frankreich, Spanien und den spanischen Niederlanden hatte sich in England beginnend mit der Lossagung Heinrichs VIII. von der katholischen Kirche im Laufe des 16. Jahrhunderts gegen viele Widerstände eine reformierte Kirche herausgebildet: die anglikanische Kirche mit dem Monarchen an der Spitze. Offiziell gehörten somit alle Bürger des Landes der Church of England an. Insofern ist Platters

Behauptung, dass „man durch gantz Engellandt reformierter religion“ (824) sei, nicht falsch, auch wenn bekanntermaßen selbst im Zeitalter von Elisabeth I. nicht alle Engländer dem Katholizismus abgeschworen hatten.

Was ihr Ornat betraf, wirkten die anglikanischen Priester auf den Protestanten aus Basel jedenfalls noch ganz „papistisch“. Dies fiel dem Anhänger der reformierten Kirche sowohl beim Besuch der St.-Pauls-Kathedrale als auch der Kathedrale von Canterbury auf.

Den 21. septembris bin ich am morgen in Sant Pauli (kerck) kirchen gängen, da habe ich sehen unndt hören in englischer sprach die thumbherren in weißen hembderen unndt vierecketen hüblinen, wie sie bey uns pflegen im pabstumb zutragen, musizieren unndt die orglen darzu schlagen, gleich als wann sie meß sungen. (800)

Diese statt wirdt auch Canderberg oder Cantobery genennet; ist ein treffenlich schöne, große, stattliche kirchen, auf daß aller köstlichest außgezieret, in dieser statt. [...] Ich sahe ettliche thumbherren in dieser kirchen, allerdings wie bey uns im bapstumb mitt weißen chorröcken unndt vierecketen parretlin angethan. (775f.)

Überhaupt sei der anglikanische Ritus wenn auch nicht im Inhalt, so doch in seiner Erscheinung dem Katholizismus sehr ähnlich: „Demnach haben wir ein herliche music mitt orglen, zinken unndt zwerchpfeiffen sampt menschen stimm in diser kirchen bey der englischen vesper gehöret, weil sie in viel eüsserlichen cerimonien, wie obgemeldet, den papisten änlich sindt.“ (843)

An Gläubigen schien es der anglikanischen Kirche aber nicht gefehlt zu haben. Jeweils am Sonntag seien auf dem weiträumigen Platz vor der St.-Pauls- Kathedrale unter freiem Himmel Predigten zu hören gewesen, da selbst der größte Kirchenbau Englands nicht genug Platz für die Menge der Zuhörer geboten habe. Solche Predigten hätten für gewöhnlich mehrere Stunden gedauert und hätten dem Geistlichen, der ständig die Menge habe übertönen müssen, physisch einiges abverlangt.

Hart an Sant Paulus kirch vor der thür herausen ist ein kantzlen under dem heiteren himmel aufgerichtet, allein mitt einem kleinen tächlin bedecket, unndt sindt ettliche bedeckte gäng herumb, darinn der burgermeister von Londen sampt den fürnembsten herren sitzen unndt die predig hören. Dann alle sonntag ein prediger, welchen man auf daß landt oder in eins anderen statt brauchen will, da sein prob predig halten muß; so keiner vorhanden, bestellet man sonst einen, unndt sitzen unndt stehendt die zuhörer mehrtheils under dem blossen himmel, kommen herzu unndt gehendt hinweg, wann sie wöllen, dann die predig allezeit drey oder zum wenigsten zwo stundt an einanderen wehren muß. Deßwegen der prediger auch yederzeit ein kanten mitt wein unndt ein wenig brot hinder ihme neben der kantzlen hatt, da auf sein begeren man ihn mitt speiß undt tranck erlabet. Dann weil so viel zuhörer da sindt, daß sie nicht in die gemelte große kirchen kommen mögen, deßwegen man, wie ich berichtet worden, vor der kirchen prediget, muß er auch

desto stercker reden, damit es meniglich hören unndt verstehen könne, unndt ist ihm dalso die erlabung von nöten. (802)

Zudem war man nach Platters Darstellung in England in religiösen Angelegenheiten toleranter als in anderen Ländern, sodass insbesondere in London viele Ausländer Zuflucht gefunden hätten, die vor den Religionskriegen ihrer jeweiligen Heimat geflohen seien. Damit sei die ohnehin schon große Stadt noch einmal deutlich gewachsen.

sonderlich sitthäro der krieg in Niderlandt unndt Franckreich hatt sie umb ettlich tausendt (familias) haußgesindt zugenommen, die wegen der religion sich in diese statt begeben haben, wie man dieselbigen gern aufgenommen undt ihnen besonderer örter, da sie auf ihr sprach predigen können lassen, bestimpt hatt, als ich dann auch folgenden tag nach meiner ankunft [...] in die frantzösische kirchen gangen bin; da ich hab hören frantzösisch predigen. (782)

Mit einiger Verblüffung nahm Platter zur Kenntnis, dass es bei den Anglikanern seiner Zeit Sitte war, zweimal pro Woche und selbstverständlich auch während der üblichen Fastenzeiten gänzlich auf Fleisch zu verzichten. Für diesen seiner Ansicht nach für Angehörige der reformierten Kirchen unüblichen Brauch fand er jedoch eine einleuchtende ökonomische Erklärung: Man brauchte Pökelfleisch für die Seefahrt und konnte so die heimische Fischwirtschaft fördern.

Unndt obschon man durch gantz Engellandt reformierter religion ist, so pflegen sie doch zwen tag in der wochen, meines behaltens am Mittwoch unndt freytag oder freytag undt sambstag, durch das gantze jahr wie auch die gantze vasten durchauß kein vleisch zueßen, welches also von der weltlichen obrikeit angeordnet worden, damitt man daß vleisch nicht alles hinweg eße, sonderlich weil man gar viel auf die meerschiff einsaltzet. Unndt damitt die fisch auch ihren vertrieb haben, deren wegen deß umbligenden meers es sehr viel hatt, auch die fischer sonst mießten den kürzteren ziechen. (824)

Ebenso überrascht war er beim Besuch einer Kapelle im königlichen Schloss Woodstock. Der halbrunde Bau und die Trennung von Frauen und Männern während der Messe erinnerten ihn an die jüdische Kultur. Ob dies seiner Auffassung nach kritikwürdig war oder nicht, wird aus Platters Text nicht ersichtlich. Immerhin erschien ihm dieses Kuriosum bemerkenswert: „Demnach fuhret man uns in ein capellen, auf die jüdische art in einen halben zirckel gebauwen: Auf der einen seiten pflegen die weiber zestehen; gehet ein fenster in der mannen capellen.“ (860)

Wie in ganz Europa um 1600 grassierte auch in England der Glaube an Hexerei und Hexen. Das Ausmaß der Hexenverfolgung war nach Einschätzung der Forschung jedoch

weit geringer als im Deutschen Reich.⁴²⁹ Nach Platters Darstellung sei die mangelnde Verfolgung der Hexerei auch der Grund, warum es zu seiner Zeit in England so viele Hexen gegeben habe. Die Ursache für diese Milde im Umgang mit Hexen sei wiederum die von der Königin selbst bezeugte Erzählung von einer guten Hexe, von der einst die Monarchin gegen Schadenzauber verteidigt worden sei.

Es werden sehr viel hexen in Engellandt gefunden, weil, wie man mich berichtet, man sie da nicht am leben straffet auß ursach, daß als auf ein zeit die königin auf dem wasser gewesen unndt ettliche hexen sie gewölt durch böß wetter verderben, soll ein andere hex dafür gebetten unndt daß wetter aufgehaltet haben, wie sie selber bekennet; deßwegen, ob sie schon noch viel hagel, ungewitter u.s.w., wie man meint, bringen, man sie noch am leben nicht strafet. (824)

Der Glaube an Hexen und ihren schädlichen Zauber paarte sich mit der Angst vor Geistern. Platter selbst war es offenbar etwas mulmig geworden, als sie in der Nähe einer Richtstätte an einem Haus vorüberkamen, von dem allgemein angenommen wurde, dass darin Gespenster umhergingen, da nebenan die gehängten Delinquenten begraben lagen: „Demnach nimpt man sie von dem galgen hinunder unndt begrabt sie auf den kirchhof darneben, darauf ein haus ist, in welchem solch groß ungeheüwer gehet, daß niemandts darinnen wohnen kan, wie ich dann solches gesehen hab.“ (799)

Platter benannte sich hier selbst als Zeugen⁴³⁰, was vermuten lässt, dass er selbst nicht immun gegen die Furcht vor Geistern gewesen war. Dafür spricht auch, dass er dasselbe Geisterhaus an anderer Stelle seines Reiseberichts noch einmal erwähnte: „Den I. Octobris sindt wier durch [...] die flecken Heininken unndt Eekin neben dem galgen [...], bey welchem ein hauß, darinn so ungeheüwr gehet, daß niemandts da wohnen kan, fürüber gefahren undt widerumb, gott lob, nacher London kommen.“ (862)

⁴²⁹ „Francis Hutchinson geht 1720 von insgesamt 140 Hinrichtungen wegen Hexerei seit der Reformation aus. Mit dieser Zahl trifft er nicht exakt moderne Schätzungen, denn Ewen schätzte die Opferzahl auf ungefähr 1000 Tote. Diese Zahl wird wiederum von der neueren englischen Hexenforschung abgelehnt. James Sharpe nennt insgesamt 500 Hinrichtungen als Gesamtzahl für den Zeitraum zwischen 1542 und 1736.“ Jähnichen, 2021, S. 25. „Im Gegensatz zu England lässt sich für das Reich eine wesentlich höhere Opferzahl bei der Verfolgung von Hexen feststellen. Für Europa wird heute eine Gesamtzahl von 90000 Verurteilungen angenommen. Von diesen können ungefähr zwischen 30000 und 45000 den deutschen Territorien zugeordnet werden. Die noch in der alten Forschung genannte Zahl von 9 Millionen Hinrichtungen gilt mittlerweile als widerlegt, aktuell geht die Geschichtswissenschaft von 50000 Exekutionen aus. Davon wurden 25000 auf deutschem Gebiet vollzogen. Die englische Opferzahl von insgesamt 500 Toten erweist sich folglich im direkten Vergleich zum Reich als deutlich niedriger, besonders wenn ihr die Zahl der Exekutionen allein in Südwestdeutschland entgegengehalten wird. So starben dort im Zeitraum von 1561 bis 1670 insgesamt 3229 wegen Hexerei verurteilte Personen auf dem Scheiterhaufen.“ Ebd., S. 29.

⁴³⁰ Allerdings ist nicht klar, wofür er sich hier als Zeuge anbietet: für das gespenstische Treiben oder doch nur für das Haus? Wahrscheinlich ist, dass Platter zwar das vermeintliche Geisterhaus beim Vorüberkommen mit eigenen Augen sah, jedoch die Legende vom Spuk erzählt bekam.

Platters Stoßseufzer – *gott lob* – zeigt, dass er trotz aller humanistischen Bildung mitunter empfänglich für wunderbare Erzählungen war, wie auch folgende Episode von den Baumgänsen illustriert.

Der baumgänsen, wie ich naher Basel auß Langedock ein krug voller muschlen verschickt habe hatt es in Engellandt, sonderlich aber in Schottlandt auch viel. Unndt wagsen solche muschlen an alten beümen, schiffen, steinen unndt anderstwo, da sich der samen hinsetzet; werden erstlich kleine muschlen, die nach unndt nach zunehmen, biß endlich die muschlen aufgeht unndt wie auß einem ey ein baumgans (bernicle) herfür kompt unndt schön groß, halb weiß, halb schwartz oder eschenfarb wirdt, wie dann solches glaubwürdige leüt [vermelden?] unndt ich einen rechten kopf von solcher gans gesehen hab. (824)

Offenbar hing auch der Schweizer Bildungsreisende dem ehemals weit verbreiteten Glauben an, dass die aschfarbenen Wasservögel aus den Bernacle-Muscheln erzeugt würden.⁴³¹

2.4.3 Aussagen zu spezifischen Bevölkerungsgruppen

2.4.3.1 FRAUEN UND MÄNNER

Im Vergleich mit z.B. dem katholischen Spanien spielten die Frauen in England um 1600 eine bedeutendere Rolle im gesellschaftlichen Leben. So sei es etwa nach Platter durchaus unüblich gewesen, einen Herrn ohne seine Ehegattin zum Essen einzuladen: „wie dann in Engellandt gebreüchlich, daß man nicht baldt den mann ohne das weib zu gast bittet.“ (788) Entsprechend zitiert Platter ein Sprichwort, das besagt, „Engellandt seye der weiber paradeiß“. (819)⁴³²

Denn die Engländerinnen hätten weitgehende Freiheiten, die sie zu nutzen wüssten und wogegen ihre Männer keine Handhabe hätten und sie dafür nicht züchtigen dürften.⁴³³ Ganz im Gegenteil seien es vielmehr die Frauen, die mitunter in häuslichen Konflikten zu Gewalt greifen würden. Dem Opfer, so berichtete Platter, sei dann eine ganz besondere Form des Spotts zuteilgeworden, indem sein Nachbar öffentlich der unterlassenen Hilfeleistung beschuldigt worden sei.

⁴³¹ Vgl. *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Bd. 1, Sp. 762, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=B00740>>, zuletzt aufgerufen am 21.12.2023.

⁴³² So auch bei Thomas Lansius in *Oratio Contra Britanniam* (2. Aufl. 1620). Vgl. Zacharasiewicz, 1999b, S. 222.

⁴³³ Die Rede von den englischen Frauen als „Königinnen“, die allerdings „allzu frey“ und von Männern, die in der Ehe „knechtisch“ seien, findet sich noch bei Paul Ludwig Berckenmeyer im *Antiquarius* (1709). Vgl. Zacharasiewicz, 1999b, S. 213.

Unndt haben die weibsbilder, welche mehrtheils blauwe, mit grauw vermischte augen haben, auch weiß undt hüpsch sindt, in Engellandt viel mehr freyheit als ettwan an anderen orten, wissen sich auch deßen woll zegebrauchen, dann sie in kleideren überaus prächtig, mehrtheils müeßig spatzieren gehen oder auf gutschen fahren, unndt mießen es die mannen ihnen gar woll lassen gefallen, dürfen ihnen deßwegen nichts arges zufügen, sonder es schlagen woll oft die weiber ihre männer, welches so man es erfahret, setzet man den aller nechsten seinen nachbauren auf einen karren unndt führet ihn dem geschlagenen zu spott durch die gantze statt mitt vermeldung, daß seye sein straff darumb, daß er nicht seinem nachbauren seye zuhülf kommen, als ihn sein frauw geschlagen. (814)

Der Schweizer offenbarte hier auch wieder seine Vorliebe für helle Haut. Er findet die Engländerinnen nicht nur „weiß undt hüpsch“ (814)⁴³⁴, sie seien aber auch sehr eitel, so dass so manche prächtig gekleidet in der Öffentlichkeit auftrete, obwohl man zu Hause kaum etwas zu essen habe. „Sie legen sehr viel auf kröser, stercken sie blauw, damit sie desto weißer im angesicht scheinen; darf woll eine auf der gassen sammet, der bey ihnen gemein, tragen, die daheim im hauß, wie ich berichtet worden, ettwan daß trucken brot nicht gehalten mag.“ (814)

Bei den Frauen der bürgerlichen Schicht seien hohe Hüte und ausgeschnittene Röcke besonders beliebt gewesen. Wichtig sei ihnen zudem die aufrechte, stolze Haltung gewesen, wofür ein in die Kleidung integriertes Stück Holz sorgen sollte.

Die englische burgers weiber pflegen hohe hütt, mitt sammet oder seiden gemeinlich überzogen, auf ihren köpfen zutragen unndt mitt außgeschnittenen röcken auf die alte teütsche manier bekleidet dahär zu gehen. Tragen an statt des fischbeins über die brust ein breit, rundt geschnitten holtz, damit sie den leib desto gräder unndt aufrechter halten können. (814)

Die adeligen Damen jedoch hätten die französische Mode⁴³⁵ kopiert: „Die weibsbilder vom adel kleiden sich den frantzösischen vast geleich, allein haben sie gar überauß lange weichenen.“ (814, 819)

Dass in England etwas freiere Sitten herrschten, erlebte Platter auf einem Empfang beim Bürgermeister von London. Ganz verblüfft notierte er: „auch empfiengen uns die weiber mitt einem kuß“. (784) Noch deutlicher bemerkte er dies beim Besuch der Wirtshäuser, die sogar mehr von Frauen als Männern frequentiert würden. Dort würden die Engländerinnen sich nur zu gerne zum Wein einladen lassen und lustig zechen. Zudem

⁴³⁴ Die Schönheit der Engländerinnen und ihre helle Haut vermerkte u.a. auch Sebastian Münzer in der *Cosmographia* (1544). Noch Johann Heinrich Zedler bestätigte dies in *Grosses Vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste* (1732 – 1750). Vgl. Zacharasiewicz, 1999b, S. 212.

⁴³⁵ So noch in den Völkertafeln des 18. Jahrhunderts „auf Französischeart“. Vgl. Zacharasiewicz, 1999b, S. 213.

seien die Ehemänner den großzügigen Spendern, die die eigene Ehefrau so betrunken und lustig gemacht haben, dafür auch noch dankbar.

Sehr viel wirdtsheüser, bier heüser unndt gartkuchen hatt es hin unndt wider in der statt, darinnen man auch viel kurtzweil mitt eßen, trincken, seitenspiel unndt sonsten hatt, wie dann auch vast alletag in unser losament die spilleüt kommen sindt. Unndt ist sonderlich zu mercken, daß die weiber so woll als die mannen, ya öfter pflegen in die wirdst- unndt bierheüser zegehen unndt sich da zeerlustigen. Sie halten es für gar ein große ehr, so man sie dahin führet unndt ihnen wein mit zucker zetrincken gibt; so einer nur ein weib ladet, bringt sie drey oder vier andere weiber mit sich; da trincken sie einanderen dapfer zu, unndt danket demnach der mann dem, der sein weib also lustig gemachet hatt; ist ihnen ein ebener dienst. (795)

Insgesamt kann festgehalten werden, dass nach Platters Schilderung die englischen Frauen zwar eitel, aber attraktiv und lebenslustig gewesen seien, während die Männer im Umgang mit ihnen etwas schwächlich bis einfältig gezeichnet werden.

2.4.3.2 *ARISTOKRATIE*

Trotz des weiter oben erörterten Chauvinismus sowie der Reiseunlust der Engländer berichtete Platter aber auch von welterfahrenen Menschen, die wohl meist aus den höher gestellten Gesellschaftsschichten wie dem Adel stammten. Diese hätten sich durch erlesene Freundlichkeit gegenüber den Landfremden ausgezeichnet. Dass man sich bei der ehrerbietigen Begrüßung, nicht nur mit einem Kuss, sondern mitunter gegenseitig an den Knien berührte, war dem Schweizer als Kuriosum zumindest der Erwähnung wert.⁴³⁶

Die edlen aber unndt welche in andere länder gereyset, sindt vast ehrbietig unndt freündtlich gegen den frömbden, grüßen sie mitt entdecktem haupt unndt gebogenen knien, ettliche greiffen einander auch nach den kneyen, doch außwendig, unndt wegslen es zierlich ab. Die weiber aber grüßet man wie in Frankreich mit einem kuß. (819)

Ein besonderes Interesse hatte Platter aber an den Rittern des sogenannten Hosenbandordens, dessen Ursprung er ausführlich beschrieb.

Vom orden der ritteren des Hosenbendels, welcher der fürnembst in Engellandt ist, schreibt undt sagt man, daß als könig Heinrich der 8. meines behaltens in seinem frauwenzimer gewesen, seye einer under den hofjungfrauen ein hosenbendel empfallen, welchen der könig selber aufgehebt, geküsset unndt ihn ihren widerumb zugestellet solle haben, auch ettliche der rächten, so bey ihme wahren, gelachtet unndt

⁴³⁶ Die in England übliche Begrüßung mit einem Kuss sowie entblößtem Haupt und geneigtem Knie wurde seit Johannes Böhme in *Omniium Gentium More, Leges, et Ritus* (1520) ebenso immer wieder wiederholt. Vgl. Zacharasiewicz, 1999b, S. 213. Die gegenseitige Berührung an den Knien ist vermutlich eine eigene Beobachtung Platters.

die köpf zesamen gestoßen. Da habe er gleich überlaut gesprochen: Hony soit qui mal y pense. Daß ist: Der solle zu spott werden, welcher übelß gedencket. Unndt doran gehencket, er welle dieser sach zur gedechtnuß ein orden aufrichten, daß man in ewikeit solcher geschicht nicht solle vergeßen, unndt werde ein yeglicher ritter (de la Jarretiere) deß Hosenbendels umb den linken fuß ein hosenbendel, mitt gemeltem spruch überschriben, tragen mießen, wie es dann noch heütigs tags beschicht unndt ich es gesehen hab, daß die fürnembsten herren in Engelland solchen hosenbendel tragen, wie dann auch viel fürnemme herren unndt fürsten anderer nationen solchen orden angenommen unndt seinen eine große ehr haben, wie ich dann ihre nammen zu Winsort in der kirchen im chor angezeichnet gelesen hab. (822f.)

Allerdings ordnete Platter diese bekannte Legende zeitlich fälschlicherweise in die Epoche Heinrichs VIII. ein und nicht wie sonst üblich in das 14. Jahrhundert zur Zeit Eduards III. Überhaupt dürfte sich die Gründung des Ordens völlig anders abgespielt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach stiftete Eduard III. 1348 den Hosenbandorden aus politischen Gründen als eine Art ritterliche Artusrunde seiner Zeit.⁴³⁷

Der Schweizer Bildungsreisende war von dem Orden aber so fasziniert, dass er die Gründungslegende an anderer Stelle erneut wiedergab. Dieses Mal schrieb er das Ereignis richtigerweise Eduard III. zu.

Unndt obschon die ursach deß ursprungs disers ordens eigendtlch nicht bewust, weil die englischen geschichtschreiber darvon sonderlich nichts melden, so wirdt doch in gemein also darvon geredt: Daß eines mahls könig Eduard der 3. seines gemahels, oder, wie andere sagen, seiner hoff jungfrauwen oder, als ettliche melden, einer durchleüchtigen frauwen, welche der könig über die maß lieb hatte, hosenbendel, so ihr ohngefehr am tantz oder sonst entfallen, gefunden unndt von der erden aufgehoben, geküßet unndt ihren widerumb zugestellet, nicht, wie ettliche sagen, auß leichtfertiger liebe, sondern daß er ein ursach daruß bekeme, solche herrliche gesellschaft der herren undt fürsten aufzurichten, auch wie solches seine beystehende herren gesehen unndt darüber gelachtet, soll er zu ihnen gesagt haben: Liebe herren, es wirdt in kurzem geschehen, daß ihr diesem hosenbandt werdet große ehr erzeigen, unndt darauf ohnlangst darnach disen orden angestiftet habe. (841)

Wie meist um Vollständigkeit bemüht, vergaß er auch nicht, eine alternative Version des Gründungsmythos zu erwähnen, demnach der Orden zur Verehrung des Heiligen Georg gestiftet worden sei.

Andere sagen, er seye Sant Görgen als aller kriegsleüt unndt streitbarer helden patron zu ehren anfenglich gestiftet worden. Derhalben auch diese ritter dessen tag

⁴³⁷ Vgl. umfassend zum Thema Collins, Hugh E.: *The Order of the Garter 1348 – 1461. Chivalry and Politics in Late Medieval England.* Oxford Historical Monographs. New York: Clarendon Press 2000. Collins deutet den Hosenbandorden als Versuch des Königs, Teile der Aristokratie stärker an sich zu binden und spricht dem Orden im 14. und 15. Jahrhundert eine dezidiert politische Bedeutung zu. ebd., S. 86 – 154.

jährlichs in der kirchen zu Windsor [...] mitt grossen ceremonien feihrlich begehen unndt sich mit einer köstlichen mahlzeit ergötzen. Under sich haben sie gewisse gesetz unndt ordnungen, fürnemblich, daß einer dem anderen im notfall helfen, beystehen unndt bey verlust seines standts unndt ehren nicht verlassen noch auß de streit fliehen soll. (841f.)

Die typische Kleidung der Ritter vom Hosenband beschrieb Platter recht detailliert:

Die ritter deß Hosenbendels tragen ein violbraunfarben, sammeten thalar, innwendig mitt weißem attlaß gefüterer, an, wann sie in ihrer procession gehendt oder einer zum ritter geschlagen wirdt, auch haben sie ein seltsam hütlin auf, wie man uns dann solches alles sampt dem hosenbendel unndt buch, darinnen ihre gesatz aufgeschriben sindt, gewisen hatt. Under dem linken knie binden sie einen von goldt, perlin unndt edelsteinen gewürkten hosenbandt, davon der orden den nammen bekommen. Der spruch, so auf die hosenbendel mitt perlin gemeinlich auf schwartz sammet gesticket, lautet also: Honi soit, qui mal y pense, daß ist: Unehr seye dem, der deßwegen böses oder arges gedenckt. (840f.)

Beim Besuch des Schlosses Windsor erregte die königliche Fürsorge für alte oder verarmte, jedoch verdiente Ritter die Aufmerksamkeit des Baslers. Als Gegenleistung für die königliche Mildtätigkeit hätten solche Ritter nicht anderes tun müssen, als mindestens zweimal pro Tag für die Königin und das gesamte Königreich zu beten.

Es haben aber in obgmeltem vorhoff 17 oder 13 arme oder alte ritter ihre wohnungen, die sich in kriegem unndt schlachten zu wasser undt landt mannlich gehalten, haben also zu (remuneration) widergeltung ein pfrunde, auch zusamt ihrer wohnungen jährlichen yetweder einhundert kronen oder 18 pfundt sterling zuverzehren, welche ihnen die königin jährlich sampt einem kleidt gibt. Sie mießen aber täglichen wie thumbherren deßwegen zwei mahl, mit einem doppleten rock angethan, in die kirchen zu Windsort gehen. Gemelte sindt nur schlechte guldine (aurati) ritter. Unndt muß ein yeder über den dritten grad von gutem adel sein, unndt ist diese fundation darumb beschehen, daß sie vleißig für den könig unndt daß gantz königreich ihr gebet zu gott dem allmechtigen stürzen sollen. (843)

Es war vor allem der königliche Hofstaat, anhand dessen Platter die adlige Lebensart in England schilderte. Die Königin Elisabeth I. selbst konnte er sogar zweimal persönlich erleben. Ihre Regentschaft beurteilte Platter durchweg positiv und stellte sie etwas ahistorisch als Zeit des stetigen Friedens dar.

Die Elisabetha, könig Heinrichs deß 8. unndt Anna Polenin tochter, ist 1558, den 16. novembris, den zehenden tag nach Marie todt, ihres alters im 33. jahre, zur königin auß Engellandt erwehlet worden⁴³⁸ hatt daß landt noch bey 45 jahren im bestendigen friden woll regieret, biß sie entlich im hornung 1603 todts abgangen undt könig Jacob auß Schottlandt an ihr statt ist kommen. (814)

⁴³⁸ Platter irrte hier bei der Altersangabe. Bei ihrer Thronbesteigung war Elisabeth I. erst 25 Jahre alt. Vgl. Keiser, S. 814, Anm. 2.

An anderer Stelle unterstrich er noch einmal diese Einschätzung ihrer Regierungszeit und machte den göttlichen Beistand dafür verantwortlich, dass sie schon einige Attentate auf ihr Leben überstanden hatte.

Sie hatte ein gravitetisch königlich ansehen, unndt regieret, wie obgmeldet, ihre königreich mitt großer bescheidenheit in erwünschtem friden, glückseligkeit unndt gottesforcht, hatt ihren widerwertigen mitt göttlicher hülff unndt beystandt biß hero woll zu begegnen gewüst, wie deßen historien zeügnuß geben, unndt ob man ihren schon oft mitt gift unndt viel listen nach dem leben getrachtet, hatt sie doch gott yederzeit wunderbahrlicher weiß erhalten. (828)

Das erste Mal erblickte der Bildungsreisende die Königin während seines Besuches auf Schloss Nonsuch in der *presentz kammer*, wo sie mit ihrer Entourage erschien. Nach Platters Darstellung war sie eine prächtig gekleidete, junggebliebene Dame, die keine Stütze benötigte und deren wahres Alter ihr nicht anzusehen war.

da kamen ettliche mannen mitt weißen stäben, demanch sonst viel fürnemme, große herren auß einem inneren gemach heraus, unndt folget ihnen die königin, allein, ohngeführet, naher, gunge noch gar gradt unndt aufrecht. [...] Sie wahre bey dem aller köstlichsten außgezieret, in einem gantz weiß, atlißen, mitt goldt gestickten stuck, hatte ein gantzen paradiß vogel für ein federposchen vornen auf den haupt, mitt köstlichen edelgesteinen allenthalben versetzt, truge ein schnur von überauß großen, runden perlinen am hals, hatt auch stattliche hendschu unndt köstliche ring darüber an. In summa, sie wahre auf daß allerköstlichsten außgezieret, unndt ob sie schon damahlen 74 jahr alt wahre, scheint sich doch noch zimblich jung geschaffen, als wann sie nicht über zwentzig jahr⁴³⁹ alt seye. (Keiser: 827f.)

Ein weiteres Mal traf Platter wenige Wochen später während seines Besuches des Schlosses Richmond auf Elisabeth I. und wieder merkte er an, dass sie beim Gehen keine Hilfe brauchte, also noch sehr rüstig sei: „Gleich darnoch kame die königin allein auß ihrer presentz kammer, ohngeführet, mitt allen ihren herren, rächten, guardyknechten unndt hoffgesindt; gunge aller nechst bey uns fürüber.“ (866)

Ein anderer deutscher Englandreisender, Paul Hentzner, der etwa ein Jahr vor Platter die Königin erlebte, schilderte das Aussehen Elisabeths I. weit weniger schmeichelhaft.

„next came the queen, **in the sixty-sixth year of her age**, as we were told, very majestic; **her face** oblong, fair, but **wrinkled**; her eyes small, yet black and pleasant; her nose a little hooked; her lips narrow, and **her teeth black**; (a defect the English seem subject to, from their too great use of sugar) she had in her ears two pearls, with very rich drops; **she wore false hair**, and that red; upon her head

⁴³⁹ Auch hier irrte Platter bei der Altersangabe. „Die Königin war damals gerade 66 Jahre alt.“ Keiser, S. 828 Anm. 1:

she had a small crown, reported to be made of some of the gold of the celebrated Lünebourg table: **her bosom was uncovered, as all the English ladies have it, till they marry.**”⁴⁴⁰ [Herv. d. V.]

Nach Hentzners Darstellung war Elisabeth I. eine ältere Dame mit Falten, roter Perücke und schwarzen Zähnen, die trotz ihres Alters, der Mode der Zeit für unverheiratete Frauen folgend, ein sehr tiefes Dekolleté präsentierte. Unterschiedlicher könnten die beiden Berichte nicht sein, jedoch dürfte die Schilderung Hentzners angesichts des tatsächlichen Alters der Königin weit näher an der Realität sein.

Dies wirft die Frage auf, wie Platter zu seiner Beschreibung Elisabeths kam. Hatte er sie von seiner Position aus nicht richtig sehen können? Dagegen spricht seine Behauptung, besonders gute Sicht gehabt zu haben: „Baldt fuhrte man uns hinauf in die presentz kammer, stellet uns woll herfür, damitt wier die königin desto beßer sehen konten.“ (827) War es in der genannten Kammer zu dunkel gewesen, als dass man Details hätte erkennen können? Ließ sich der junge Basler etwa von Schminke auf dem Gesicht der Königin täuschen? Der Text lässt darauf keine Rückschlüsse zu. Wollte Platter die Königin in einem besseren Licht erscheinen lassen? Welchen Grund hätte er dafür haben sollen? Immerhin war sein Text nicht für die allgemeine Öffentlichkeit bestimmt und ist Elisabeth I. sicher nie unter die Augen gekommen. Allem Anschein nach kann dieser Widerspruch zwischen den physischen Beschreibungen Elisabeths I. nicht geklärt werden. Es muss aber festgehalten werden, dass Platters Bericht hier nach aller Wahrscheinlichkeit keine Authentizität für sich in Anspruch nehmen kann.

Bei seinen Begegnungen mit der Königin und während seiner Besuche der verschiedenen Königsschlösser, die der Basler Reisende wie immer wissbegierig besichtigte, aber auch in der Art eines Touristen „abklapperte“, bekam er einen recht guten Eindruck von der adligen Lebensart sowie einiger Eigenheiten der Königin. Auf Schloss Nonsuch wurden die Gäste nach den königlichen Audienzen standesgemäß zum üppigen Essen mit musikalischen Einlagen geladen, während Elisabeth I. es allerdings vorzog, geschützt vor fremden Blicken in ihrem Gemach zu speisen.

Man hieße uns noch lenger in der presentz kammer verharren, damitt wier sehen, wie man der königin wurde daß imbißmahl auftragen; man thate uns alle ehr an. [...] Wann also die eine lange tafel gantz übersetzet unndt credentzet wahre, da man dann gleiche reverentz unndt ehr der tafelen erwise, als wann die königin selber do säße, enbotte man der königin in ihr gemach hinein, waß für speysen da seyen undt

⁴⁴⁰ Walpole, 1797, S. 34f. 1598 war Hentzner im königlichen Schloss zu Greenwich zugegen, als die Königin erschien.

waß gattung die darvon begere. Dieselbigen schicket man ihren hinein, unndt aße sie, waß ihren gelustet, doch heimlich, dann sie überauß selten vor frömbden leüten pflaget zeeßen; [...] unndt sahe ich woll, daß überauß große stuck so woll rindtfleisch als allerhandt wildtprett, pasteten unndt darten darunder wahren. Nach dem man zum dritten mahl also aufgetragen, credentzet unndt widerumb abgetragen hatte, auch den nachtisch zugerichtet unndt widerumb hinauß getragen, hatt sich der königin music von trommeten unndt schalmeyen in diser presentz kammer presentieret, welche nachdem sie ihr music versehen, ist yederman widerumb mitt gleichförmiger reverentz wie hinein, also auch hinaus gangen, unndt haben die tafelen auch widerumb hinweg getragen. (828ff.)

Platter betonte, welch hohes, gottgleiches Ansehen die Königin bei ihrem Volk genossen habe. Seine Erzählung verrät aber auch einen von Misstrauen und Missgunst, wenn nicht gar Narzissmus geprägten Charakter.

Dann daß ist einmahl gewiß: die Engellender hulten sie schier nicht allein für ihr königin, sondern auch für ihr gott. Deßwegen sie auch drey ding bey leibstraff verboten hatten. Erstlich daß niemandts dorfte fragen, ob sie noch ein jungfrau wahre, hulten sie so heilig, daß man nicht darüber zweiflen dorfte. Fürs ander dorfte niemandts grundtlich von ihrer regierung unndt ständen nachfragen, also woll trauweten sie ihren. Unndt für daß letste wahre es auch bey leibstraf verboten zeerforschen, wer nach ihrem todt regieren solte, auß forcht, so man es wußte, dieselbig person möchte der königin ettwan auß begirdt deß regierens nach ihrem leben trachten. Dann sie die königin sehr lieb hatten unndt mechtig forchteten, weil sie so lange jahr daß königreich wider so viel pratiken im friden erhalten; wie sie dann auch nicht mochte leyden, daß irgendt ein andere fürnemme person neben ihren von dem volck geliebet werde. (867)

Zur weiteren Zeichnung der Königin zitierte und übersetzte Platter ein Gedicht, das Elisabeth I. der Überlieferung nach während ihrer Gefangenschaft auf dem Schloss Woodstock (Mai 1554 – April 1555) mit Kohle auf den Fensterladen geschrieben hatte und in dem sie heftig ihre ungerechte Strafe beklagte.

In der vordristen oder ersten kammer zeigte man mir an einem fensterladen diese nachfolgende englische reimen, welche die königin selber mitt kolen, weil man ihren weder papir, federen noch dinten vergonnet, doran geschriben solle haben:

A Woorlstock mannor. 1555.
 Oh fortune thy wresting wanering state
 Hath fraught with cares my troubled witt.
 Whose witnes this present prison late
 Coude beare where ouce, was joy flowne quite
 Thon cansedst the guiltie to be losed
 From bandes where innocents were in closed
 And cansed the guilthes to be reserned
 And freed those that death had well deserned
 But all herein cun be nothing wronghte

So god sent to my foes as they have thoughte.
Finis Elizabethe the prisoner 1555.

Daß ist auf teütsch:

Zu Wodstock (am laden) auf dem königlichen sitz. 1555.
O glück, dein krummer, wankelmütiger standt hatt mit sorg mein angsthaftig
gemüt gantz unndt gar zerschlagen; welches diese letste gefencknuß hatt können
ein zeügnuß geben, do einest die freüdt gantz ist zerflossen gewesen. So hastu
verursachet, daß anklage loß zumachen von den banden, in welche die
unschuldigen ettwan sindt eingeschloßen gewesen, unndt hast gemacht, daß daß
unschuldig ist erhalten worden, unndt gefreyet diese, welche den todt woll
verdient hatten. Daß aber alles were nicht beschehen, wenn gott meinen feinden
hette zugelassen, was sie in sinn genommen hatten.
Endt. Elizabetha die gefangene. 1555. (859f.)

Wie schwer die Gefangenschaft die damals noch junge Frau traumatisiert haben musste, unterstrich der Arzt aus Basel durch die Wiedergabe der damals recht bekannten⁴⁴¹ Anekdote von den Viehmägden, nach deren Freiheit sich Elisabeth gesehnt habe.

In der dritten kamer konte sie auf daß feldt hinaus sehen, da sie dann gar oft, wann sie die viehmägd auf dem feldt hatt sehen daß vieh melken, gesprochen solle haben, sie wolte sich glückseliger nicht wünschen dann allein, daß sie möchte ihr lebtage nur ein viehmagdt sein wie die, welche sie auf dem feldt sahe, also beschwehrlich unndt gefährlich lage sie gefangen. [...] Es sagt uns der verwalter deß haußes, daß als die königin letstlich vor sibem jahren zu Wotstock in gemelten 3 kammeren gewesen, habe sie mit weinenden augen gesagt, wie man ihren damahlen so streng gewesen seye, daß sie weder papier noch dinten bekommen habe können. Auch do sie in garten kommen, hab sie widerumb geweinet unndt gesprochen, wie deß gartners kneblin ihren ettliche mahl blumen auß dem garten in die gefengnuß gebracht, habe man ihme es auch alsbaldt undersagt, ohnangesehen daß er nur ein unverstendig kindt noch wahre. (860)

Sollten in Platters Zeichnung der Königin von England noch eben negative Charaktereigenschaften angedeutet worden sein, so werden sie durch den Hinweis auf die traumatischen Erlebnisse der Vergangenheit zumindest erklärt, wenn nicht entschuldigt.

Thomas Platter d.J. ergänzte seine mehr als wohlwollende Darstellung Elisabeths I. noch um einige Details. Mit Respekt vermerkte der Bildungsreisende anlässlich seines Besuches im Tower die für eine Engländerin außergewöhnlichen Sprachenkenntnisse Elisabeth I.: „Man zeigt uns auch der königin bibliothec, in welcher viel bücher wahren, die sie mit eigener handt in lateiner sprach gar sauber geschriben hatte. Wie sie dann dieselbige neben frantzösisch, italienisch und spangisch woll konnte reden.“ (790) Zudem sei sie musikalisch gewesen und habe mehrere Instrumente beherrscht.

⁴⁴¹ Vgl. Keiser, 1968a, S. 858f. Anm. 4.

Sonst sahen wier noch viel andere köstliche spineten, instrument, positif unndt orgeln, deren ihr königliche mayestät ein sonderbahre liebhaberin wahre unndt sich woll darauf verstunde. Wie man uns dann neben anderen auch ein instrument oder spinet zeigt, deßen seiten von klarem goldt undt silber wahren, darauf, wie man uns berichtet, die königin gar oft lieblich schlagen solle. (837)

Unter anderen Aktivitäten, mit denen sich nicht nur die Königin, sondern auch der restliche Adel die Zeit vertrieb, nannte Platter z.B. das Würfelspiel. Wollte man mit der Königin spielen, musste selbst der Hochadel knien: „wie auch gleichfahls der admiral⁴⁴² unndt millord Cobhan [...] zu gegen wahren. Man berichtet mich, daß sie ettwan knyendt mitt der königin in der karten gespilet haben.“ (828)

Zur adeligen Lebensart in England um 1600 gehörte selbstverständlich auch das ritterliche Turnier. „Vor dem schloß⁴⁴³ bey dem eingang ist der turnier platz, auf welchem in der mitte ein schrancken aufgeschlagen, ettwan pferdts höhe, da die thurnierenden zu beyden seiten rennen.“ (788) Auch Brettspiele wie etwa Schach seien bei der Aristokratie beliebt gewesen.

Auf demselbigen tisch stunde ein gar schön schachspil, da die bilder von helfenbein gar kunstlich formieret wahren. Deßgleichen lage ein gar schön brettspiel auch auf dem tisch, in welchem die stein von schönen, gebismeten⁴⁴⁴ bilderen unndt wapen bezieret unndt die wirfel gantz silbern, dorinnen andere kleinere lagen, wahren. (837)

Ebenso hatte das *palamary spil* in England Einzug in die Freizeitkultur gefunden.

In den aller dicksten wälden, die es umb dieselbige gegne hatt, sindt viel beüm außgereüet unndt allerdingen hingenommen [...], daß man von einem endt biß an daß ander sehen kan, unndt sindt auch bißweilen zu beyden seiten mitt bretteren zimblich hoch verschlagen, daß man die kugelen wie in einem umbmaurten palamary spil in denselbigen gengen gar lustig am schatten schlagen unndt andere kurtzweilige spil treiben kann. (831)

Auch auf Schloss Windsor sei das Ballspiel eifrig gepflegt worden: „gegen mittag hatts ein schönen spilplatz, alda sie mitt dem racket den ball treiben undt sich sonst belustigen.“ (844) Allerdings erwähnte es Platter nur im Kontext der adeligen Lebenswelt. Von öffentlichen Spielstätten für jedermann berichtete er jedenfalls nichts. Andererseits wurde es ihm nicht verwehrt, als er sich selbst an eine Partie wagte, sobald sich im Schloss

⁴⁴² Lord Charles Howard von Effingham, Großadmiral und Besieger der spanischen Armada. Vgl. Keiser, 1968a, S. 827 Anm. 1.

⁴⁴³ Whitehall

⁴⁴⁴ Parfümiert von Bisam. Vgl. Keiser, 1968a, S. 837 Anm. 1.

Richmond die Gelegenheit ergab: „Wier gungen hinaus in hoff in ein lustig ballenspiel; da spileten wier ein parthey oder ettliche vor dem imbiß.“ (867)

In England traf er auch zum ersten Mal auf künstlich angelegte Irrgärten. In Frankreich, Spanien und den Spanischen Niederlanden hatte er solche Labyrinthe nicht bemerkt: „Von dannen sindt wier in ein labyrinthen oder irrgarten kommen, welcher von hohen gewegsen umbsetzet, daß man nicht darüber oder dardurch gehen kan.“ (831)

Dennoch habe die englische Adelskultur in vielem den Verhältnissen geglichen, wie sie Platter z.B. in Frankreich vorgefunden hatte. Nicht zuletzt in Sachen Bekleidung hätten sich die Damen⁴⁴⁵ und Herren der gehobenen englischen Gesellschaft an der französischen Mode orientiert⁴⁴⁶, wenn auch mit eklektischen Einsprengseln: „Die herren unndt junkeren deß königlichen hoffs hulten sich gantz stattlich, yehdoch mehrtheils auf frantzösische tracht, allein daß sie kurtze mäntel, zum theil mitt spanischen kappen, und nicht so breite hüth wie die Franzosen tragen.“ (828)

Einen anderen Aspekt der Mentalität mancher Angehöriger der englischen Aristokratie vermerkte Thomas Platter d.J. angesichts der auf der London Bridge gehängten und zur allgemeinen Warnung ausgestellten zahlreichen Hochverräter von adeligem Geblüt. Etwas irritiert berichtete er, dass die Nachkommen derer, die sich angemaßt hätten, einen Staatsstreich gegen die Krone zu unternehmen, sich keineswegs für ihre Ahnen schämen würden, sondern vielmehr auf deren Taten äußert stolz gewesen seien. Es wird suggeriert, dass die Bereitschaft zum Ungehorsam gegenüber der Königin als legitimer Ausdruck von edler Geburt und entsprechenden hochstrebenden Ambitionen gedeutet worden sei. Auf jeden Fall zeigt die folgende Passage historisch korrekt, dass der englische Adel der Königin längst nicht immer ergeben war, sondern durchaus rebellisch werden konnte.

Auf dem einen thurn, fast mitten auf der brucken, steckten über die dreyßig todten köpf zu öbrist auf hohern stangen vornemmer herren, die vor diesem umb angestifften aufruhr unndt anderer ursachen willen gericht unndt geköpft worden. Unndt pflegen sich ihre nachkömbling deßen zurühen, zeigen einem ihrer vorelteren köpf selber auf gemelter brucken, vermeinendt, sie werden deßwegen desto für stattlicher sollen gehalten werden, weil ihre vorelteren so von einem hohen stammen gewesen, daß sie auch nach dem königreich haben trachten können, aber

⁴⁴⁵ Vgl. Abschnitt 2.4.3.1.

⁴⁴⁶ Die Tracht der Engländer wird noch in den Völkertafeln des 18. Jahrhunderts als „Auff französisch“ bzw. „auf Französischeart“ bezeichnet. Dies wurde als eine in ganz Europa anzutreffende Nachahmungssucht angesichts der kulturellen Dominanz des französischen Hofes und seiner Mode um 1700 gedeutet. Vgl. Grieshofer, 1999, S. 49f. Laut Platter war in England die Orientierung an der französischen Mode aber schon 100 Jahre zuvor der Fall und etablierte sich nicht erst nach Regierungsantritt Ludwigs XIV.

weil sie zeschwach gewesen, für aufrührer dahin gerichtet worden; machen ihnen also daß zu einer ehr, welches zu einer schmach unndt exempel ist aufgerichtet worden. Wie mir dann erst jüngst alhie zu Basell auch der junge grave von Suffolck, enkel deß hertzen von Norfolck, sein geschlecht darmitt zeerheben, angezeigt, er seye von solchem stattlichen hauß, daß auch seiner vorelteren köpf auf dem thurn der brucken zu London stehen, weil sie nach der kron in Engellandt getrachtet unndt deßwegen hingerichtet seyen worden. (781)

Somit bricht diese Episode mit Platters Narrativ von der langen Friedenszeit der elisabethanischen Epoche. Wie schon im Kontext der oben erwähnten Attentatsversuche scheint der Bildungsreisende diesen Widerspruch nicht bemerkt oder zumindest ausgeblendet zu haben.⁴⁴⁷

2.4.3.3 BÜRGER

2.4.3.3.1 KAUFLEUTE UND HÄNDLER

Platters Informationen über die bürgerliche Klasse Englands beruhten vor allem auf seinen Erlebnissen in der Hauptstadt London, deren enorme Größe ihn beeindruckte: „Diese statt Londen ist nicht allein mit viel seltsamen sachen außgespicket, sondern auch so volckreich, daß einer schier auf der gassen vor dem gedreng nicht gehen kan.“ (798)

Die politische Macht sei hier in der Hand der Bürger gewesen, die ihren Bürgermeister selbst wählen durften. Voraussetzung für das Amt war allerdings ein stattliches Vermögen, um standesgemäß repräsentieren und täglich eine offene Tafel für alle Interessierten zu unterhalten.

Die stadt wirdt fast wie ein (respublica) freystatt von den burgeren ohne deß königs rhätt guberniert, wegen vieler diensten, so sie dem könig bewisen haben, unndt sindt herren über viel einkommen der statt. Ihr öbrister wirdt (le millort maieur echevin), der öbrist herr oder statt meister genennet, welchen man alle jahr erwehlet auß der burgerschaft, unndt muß derselbig auf daß wenigst ein hundert tausendt englische pfundt in seinem vermögen haben [...]. Unndt beschicht daß deßwegen, damitt sie sich desto stattlicher können verhalten, auch ihre nachkommen, welche alle seinet wegen geadlet unndt er über daß zum ritter geschlagen wirdt, ihren standt besser führen können. [...]. Hingegen muß einer alle tag ein offene tafelen halten, dahin die einwohner unndt frömbde, mann unndt weibspersonen, auch ohngebeten gehen mögen. (783)

⁴⁴⁷ „Die neu erwachte humanistische Darstellungsfreude verband sich mit der Sympathie evangelischer Theologen für jenes Land, das zusehends als ein Vorposten im Kampf gegen die katholische Papstkirche empfunden und entsprechend gepriesen wurde.“ Kroll, 2014, S. 15. Gut vorstellbar ist, dass Platter dem anglikanischen England als Reformierter ebenso wohlgesinnt war.

Das Bürgertum habe sich nach Platters Darstellung vor allem aus reichen Kaufleuten zusammengesetzt, die ihr Geld mit internationalen Geschäften oder auch dem reinen Devisenhandel verdienten.

Mehrtheils einwohner bemühen sich mitt kaufmannschatz, kaufen, verkaufen unndt handeln baldt in alle eck der welt, all die weil ihnen daß waßer hiez zu gar taugenlich, angeshen daß die schiff auß Franckreich, Nederlandt, Teütschlandt unndt anderen königreichen in diese statt fahren, alda wahren anbringen unndt wider im gegenwechsel andere laden unndt wegführen. Dahäro man auch da zulaßet, biß in die zehen vom hundert zenemmen, weil man durch die schiffarten gar viel mitt gelt kan außrichten unndt erobern. Sehr reiche kaufleüt unndt (banquiers) wegßler sindt auch in dieser statt, welche zum theil köstliche wahren veil haben, zum theil allein mitt gelt oder großen stucken handeln. (782)

Die Tower Bridge wirkte auf ihn wie eine lange Einkaufsstraße: „Auf gemelter bruck sindt, wie gemeldet, viel stattliche, hohe kaufleüt heüser unndt köstliche läden, darinnen man allerhandt wahren zekaufen findet, vergleichet sich einer langen gaßen.“ (781) Dem enormen Reichtum der Cheapside wiederum, glaubte er nur mit dem Unsagbarkeitstopos gerecht werden zu können: „An einer sehr langen gaßen, die Schepsgassen genennet, wohnen vast eytel goldtschmidt unndt wegsler, zu beyden seiten, da einer unausprechlich große schätz unndt menge gelts beysamen sehen kan.“ (783)

Den Mittelpunkt dieses frühkapitalistischen Treibens habe, wie in Antwerpen, die Börse gebildet, wo man Handel jeglicher Art habe treiben, aber auch nicht nur für das Geschäft wichtige Neuigkeiten erfahren können.

Die Bourse ist ein großer vierecketer platz, auf die manier, wie der zu Antorff [...] erbauwen, doch ettwas kleiner, unndt hatt nur zwen eingäng; gehet nur ein gassen dardurch, unndt pflegt man auch allerhandt schöne wahren darauf zefinden; auch weil die statt sehr groß undt weitleüfig, bescheiden die kaufleüt, welche mitt einander zuhandeln, einander auf solchen pallast, deren man dann alle tag zweymahl vor dem imbiß eßen umb eilf unndt nach eßens umb sechs uhren ettlich hundert beysamen findet, die kaufen, verkaufen, zeitungnen tragen unndt sonst ihre gescheft da verrichten. (782f.)

Ein weiterer wichtiger Zweig der englischen Ökonomie sei der Handel mit Fischen gewesen. Über die Themse schrieb der Bildungsreisende: „Sehr viel salmen unndt stoeren fanget man in diesem fluß mitt garnen.“ (780) Auf dem Fischmarkt der Stadt habe es nicht nur ein sehr vielfältiges Angebot gegeben, Platter berichtete auch von der Sitte, die Qualität des Fisches an den Innereien abzulesen. Sei der Käufer nicht zufrieden gewesen, habe man den am Bauch aufgeschnittenen Fisch einfach wieder zugenäht und zurück zu Schleien ins Wasser geworfen, wo er sich an deren Schleimhäuten gerieben und dadurch zuweilen noch Monate weitergelebt habe.

Auf dem fischmärckt an einer langen gassen hab ich gesehen sehr viel hecht veil haben, den sie hoch achten unndt pike nennen, welchen sie mitt (aguilles) nodlen, älen unndt anderen kleinen fischlinen speysen. Unndt hab ich gesehen, daß yeglicher solcher fischer oder fischerin ein kipferine oder messine nodlen undt faden im zimber sampt einem scharpfen messer stecken gehept hatte. Unndt nach dem die keüfer umb einen hecht gefelset, haben die verkeüfer oder verkeüferin denselbigen auf ihr begeren am bauch aufgeschnitten, die därm auf die handt hinauß gelegt, zezeigen, ob der hecht fett genug seye oder nicht, undt demnach widerumb zugenedet: wahre der hecht fett genug, so name ihn der kaufman, zeigten aber die därm an, daß er ze mager seye, so behulten ihn die fischer undt thaten ihn widerumb in den weyer zu ettlichen schleyen, an welchen sie sich streichen unndt dermaßen zuheilen, daß sie auf daß wenigest noch acht tag, ya wie sie sagten, ettliche monat konten frisch bleiben. (800)

Platter war sich der Ungeheuerlichkeit dieser Geschichte offenbar bewusst, denn er fügte wohl nicht zufällig an, dass er alles selbst gesehen habe und an der Wahrheit der Erzählung nicht gezweifelt werden könne: „Daß hab ich mit meinen augen zu Londen gesehen; ist ihm auch nicht anderst.“ (800)

Der Bildungsreisende erwähnte auch die Buchhändler, deren Läden hauptsächlich in der Nähe der St. Paul's Kathedrale zu finden gewesen seien und wo man allerlei Bücher habe kaufen können: „Rings umb die kirch herumb wohnen die buchführer undt buchbinder, da einer allerhandt schöne bücher zekauffen findet.“ (801f.) Noch geschäftstüchtiger schien es in Westminster zugegangen zu sein, wo die Händler Bücher und Stoffe in der Abtei selbst zum Verkauf angeboten hätten: „In dem großen vorderen saal haben auch ettliche kaufleüt bücher unndt linwott veil.“ (810)

Darüber hinaus wusste der Schweizer über die Lebensumstände, Kultur oder Mentalität des englischen Bürgertums nichts zu berichten, wenn man vom Bankett⁴⁴⁸ beim Bürgermeister von London einmal absieht.

2.4.3.3.2 AKADEMIKER UND STUDENTEN

Der Humanist und Bildungsreisende war stets an den Bildungseinrichtungen und Universitäten der von ihm bereisten Länder interessiert. Nach seiner Visite im Schloss Windsor nahm er auch das Eton College in Augenschein, das heute als Schmiede der englischen Elite weltbekannt ist: „Als wier obgemeldtes königlich schloß woll beschauwet [...] haben, sindt wier den berg hinunder in die universitet, daß collegium,

⁴⁴⁸ Vgl. Abschnitt 2.4.2.4.

Eitonae oder Aetona genennet gegangen, welche könig Heinrich der sechste hatt gestiftet.“ (849)

Zwar scheint das College schon zur Zeit von Platters Reise auch von Angehörigen der Oberschicht besucht worden zu sein: „Unndt sagt man uns, es wohneten auch viel vom adell in disem collegio.“ (849) Von der Qualität der Bildung, die den Schülern am Eton College zuteilwurde, war Platter aber sehr enttäuscht: „In disem collegio sahen wir nichts sonderbahres, denn allein viel ungeschickte stipendiaten, mitt schwartzen, langen röcken bekleidet, welchen die königin ihr underhaltung genugsam gabe. Kein student konte ich antreffen, der nur mitt mir konte latein reden.“ (849)⁴⁴⁹

Einen solchen Mangel an Bildung hatte er offenbar nicht erwartet. Wer des Lateins nicht fähig war, konnte in den Augen des Humanisten nicht zu den Gebildeten gezählt werden. Platter sah keinen Grund sich bei den *ungeschickte[n] stipendiaten* unnötig lange aufzuhalten: „Also saumbten wier uns nicht lang da, besahen nur ettliche (classes) säl darinnen unndt ein stattliche kirchen.“ (849)

Noch bekannter als das Eton College ist heute sicher die Universität von Oxford, die im internationalen Vergleich bei sogenannten Rankings für gewöhnlich einen Spitzenplatz einnimmt.⁴⁵⁰ Oxford gilt als die älteste Universität des Vereinigten Königreichs und damit als die nach Bologna und Paris drittälteste Universität Europas. Der älteste Nachweis einer rudimentären Lehrtätigkeit datiert zwar auf das Jahr 1096, es wird aber heute allgemein angenommen, dass sich die Universität erst im 12. Jahrhundert aus den Klosterschulen entwickelte. Die erste Charta der *Universitatis Oxoniensis* datiert jedoch erst auf das Jahr 1214.⁴⁵¹

Nach Platters Informationen sei die Universität aber schon viel älter. Einem etwas absurden Gründungsmythos zufolge sei sie schon 1015 v.Chr. entstanden. Eine andere Version datiert die Stiftung der Universität auf das 9. Jahrhundert durch den angelsächsischen König Alfred den Großen.

Die hohe schul zu Ochsenfurt, als man pflegt zusagen, ist auß gott seeliger miltikeit Alfradi, deß frommen königs in Engellandt, im jahr Christi 872 gestiftet worden. Andere vermeinen, sie seye 1015 jahr vor Christi geburt aufgebracht [...]. Heütigs tags ist sie eine der fürnembsten universiteten in der gantzen christenheit; man bedenke gleich die herrlikeit der stattlichen gebeüwen, die würde der professoren

⁴⁴⁹ Vgl. Abschnitt 2.4.2.3.

⁴⁵⁰ Vgl. The Times Higher Education, 2023, <<https://www.timeshighereducation.com/world-university-rankings/2023/world-ranking>>, zuletzt aufgerufen am 07.09.2023.

⁴⁵¹ Vgl. Sager, 2008, S. 49.

unndt studenten oder gelegenheit der lustigen undt gesunden landsart, darin sie ligt.
(851f.)

Insbesondere die Gründungsfabel um König Alfred, die wohl im 14. Jahrhundert entstanden war, erfreute sich großer Beliebtheit und wurde wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb immer wieder bis ins 19. Jahrhundert kolportiert, um so die große Rivalin, die Universität von Cambridge, bezüglich des Alters deutlich zu übertrumpfen.⁴⁵² Jedenfalls dürfen sämtliche Erzählungen, welche die Gründung der Universität von Oxford vor dem 12. Jahrhundert verorten, ins Reich der Mythen verbannt werden:

It is no longer necessary in writing the history of the University of Oxford to discuss or even to record the mythical accounts of its origin. [...] It is now generally agreed that the University had no founder, and that its rise was due to causes which in the 12th century were operating in other parts of Europe. The intellectual activity which at length converged in the University of Paris was already being felt in England although in too slight a degree to make itself manifest.⁴⁵³

Platter beschrieb die Gliederung der Universität in 16 Colleges, von denen er 10 persönlich aufsuchte.

Als ich da wahre, sagte man mir, sie begreiffe under ihren 16 collegien unndt stifften, so die studenten von gemeinem einkommen erhalten, darinn auch viel ihr läben gleich als in klösteren verschleissen. Neben disen hatt es noch acht aulas oder höffe, darinn die studierenden auß ihrem eignen oder der eltern unndt freündten beütel leben. [...] von obgmelten 16. Collegijs hab ich zehne gesehen unndt bin hin unndt wider in den sälen, küchen, keller, estrig, gärten unndt allenthalben umb einander gangen. (852)

Die Reisenden wurden an der Universität freundlich empfangen: „In mehrtheil obgmelten collegijs [...] führten sie uns in ihre gärten, säl unndt kammeren; beweißten uns viel ehr undt freündtschaft.“ (856) Besonders beeindruckt zeigte sich Platter aber von der Bibliothek und ihrem Bestand an Büchern.

Ferner hatt uns auch der englische professor, so bey uns wahre, in der (theologorum) heiligen geschrift studenten saal geführet [...]. Auf disers saals büne erbauwet man ein ort für die neüwe bibliothec oder libery, da albereit viel grosse bücher an kettenen angeheftet gesehen werden. Die büne ist gar schön außgetheilet unndt mitt der universitet wappen, als nemblich einem offenen buch, [...] übermahlet. Im buch stehet geschriben (sapientiae et foelicitas) der weißheit und glückselickeit. Under dem buche wahre geschriben: dominus illuminatio mea, daß

⁴⁵² Keiser gibt zudem zu bedenken, dass Oxford „zur Zeit Alfreds des Großen ein unbedeutendes Nest“ gewesen sei. Keiser, 1968a, S. 851f. Anm. 1.

⁴⁵³ Salter/Lobel, 1954, S.1.

ist: der herr ist meine erleuchtung. Die alte bibliotec, darinnen viel geschribene bücher undt 2 schöne (globi) kugelen, habe ich im Neüwen Collegio gesehen. (856f.)

Es darf angenommen werden, dass viele der Bücher in der Bibliothek der Universität von Oxford in lateinischer Sprache verfasst waren. Umso erstaunlicher ist, dass der genannte Professor, der die Reisenden betreute, die Lateinische Grammatik nur „erbärmlich“ (858) beherrschte und es offenbar nicht gewöhnt war, Konversation auf Latein zu betreiben.⁴⁵⁴ Auch wenn Platter die Universität als eine „der fürnembsten universiteten in der gantzen christenheit“ (852) bezeichnete, muss er von den eher minderen Lateinkenntnissen an dieser Bildungsanstalt enttäuscht gewesen sein.

Ursprünglich war es der Plan des Bildungsreisenden gewesen, auch die Universität von Cambridge aufzusuchen. Jedoch wurde ihm vom Kutscher mitgeteilt, „der weg seye gar sumpfechtig unndt irrig [...], auch hab es nun ein zeitlang geregnet, daß er ihme nicht dörfe trauen, hindurch zukommen, fürnemblich weil daß ein radt von seiner gutschen schadhaft seye.“ (850f.) Notgedrungen und widerwillig musste Platter auf den Besuch von Cambridge verzichten, sodass nicht überliefert ist, ob es in Cambridge seiner Meinung nach um die Lateinkenntnisse vielleicht besser bestellt gewesen sei. Von der ab dem frühen 18. Jahrhundert in der ethnografischen Literatur vorzufindenden Rede von England als dem „Sitze der philosophiae sobriae“⁴⁵⁵ und dem Engländer als einem „Welt-Weis“⁴⁵⁶ ist im Reisetagebuch des Thomas Platter d.J. jedenfalls noch gar nichts zu spüren.

2.4.3.3.3 DIENER UND BEDIENSTETE

Mochte England zwar, wie oben beschrieben⁴⁵⁷, das sprichwörtliche Paradies für Frauen gewesen sein, so habe das für die Menschen niederen Standes ganz und gar nicht gegolten: „Unndt ist ein sprüchwort von Engellandt, daß man sagt, Engellandt seye [...] der knecht gefengnuß, weil sie herren unndt frauwn streng dienen mießen.“ (819) Platter lieferte keine Belege für dieses Sprichwort. Über die Dienstleute finden sich auch nur wenige Stellen in der Reisebeschreibung. An den Menschen der niederen Stände hatte er mit wenigen Ausnahmen für gewöhnlich kein großes Interesse. Eines der Beispiele

⁴⁵⁴ Vgl. Abschnitt 2.4.2.3.

⁴⁵⁵ So bei Christoph August Heumann *Acta Philosorum* (1715ff.). Vgl. Zacharasiewicz, 1999b, S. 217.

⁴⁵⁶ So auf der Völkertafel. Vgl. Zacharasiewicz, 1999b, S. 217.

⁴⁵⁷ Vgl. Abschnitt 2.4.3.1.

markiert Platters Notiz über die Wasser- und Speiselieferanten in London, die schwer zu tragen hätten, in der Großstadt aber eine wichtige Rolle spielten.

Dieweil nun die statt so groß unndt volckreich, pflaget man allerhandt nottwendige essige speysen unndt wahren durch die gantze statt, wie zu Paris [...] zetragen unndt außzurüffen [...]. Daß brunn- oder trinckwasser [...] wirdt [...] durch die armen tagelöhner in sonderbahren hültzinen, unden weiten unndt oben sehr engen, mit eysen beschlagenen geschürren auf den achßlen hin unndt wider in die heüser getragen unndt verkauft. Oder sie verdingen es besonderen leüten. (799f.)

Ein für den Reisenden unerfreuliches Erlebnis hatte er mit dem Kutscher, der ihn nach Cambridge hätte bringen sollen, der sich aber aufgrund des schlechten Weges und der damit verbundenen Gefahr für seine Kutsche und damit seiner Lebensgrundlage weigerte, die Abmachung zu erfüllen. Der Basler hatte für die Sorgen des Kutschers nicht das geringste Verständnis und unterschied sich hier nicht von den von ihm postulierten, vermeintlich strengen englischen Damen und Herren. Er wandte sich stracks an die örtlichen Autoritäten, die aber im Sinne des Kutschers entschieden: „Unndt nach dem sie die schmidt besichtigt, haben sie erkant, er könne uns ohn große gefahr seiner gutschen nicht nacher Cantabry führen, wegen obenerzelten ungelegenheiten deß wegs, aber ghen Londen werde er uns woll mögen liferen.“ (851)

Anlässlich seiner Besichtigung des Towers von London echauffierte sich der Reisende deutlich über die Pflicht, den Bediensteten ständig Trinkgeld geben zu müssen. Die Besucher wurden durch die verschiedenen Räumlichkeiten geführt und jedes Mal sei eine *verehrung* erwartet worden, wie Platter pikiert notierte:

Erstlich kamen wir in ein rüstkammer. [...] in dieser kammer gaben wier einem darzu bestellten zeügknecht die erste verehrung: 3 englische schilling. Demnach fuhrte man uns in ein andere kammer, darinnen nur hocken⁴⁵⁸, feüstling⁴⁵⁹ und dergleichen wahren. [...] Da gaben wir die andere verehrung. [...] Von dieser führet man uns in [ein] andere kammer, darinnen rüstungen wahren. [...] da gaben wir die dritte verehrung. [...] Als wier in ein andere kammern kamen [...] sahen wier viel klein feldgeschütz [...]; da gaben wier die vierte verehrung. [...] Demnach zeigt man uns in einer anderen kammer ein sehr alten teppich [...]; da gaben wier die fünfte verehrung. Demnanch stigen wier auf den thurn [...]. Da gaben wier die sechste verehrung. Als wier widerumb hinunder kamen, gungen wier in die Müntz [...]. Da gaben wier die sibende verehrung. (785ff.)

⁴⁵⁸ „mantel, überwurf.“ Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 10, Sp. 1649, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=H10728>>, zuletzt aufgerufen am 21.12.2023.

⁴⁵⁹ „Faustbüchse (Faustrohr, Fäustling, Puffer), im 16. und 17. Jahrh. ein meist mit Radschloß versehenes kurzes Schießgewehr (Pistole).“ Meyers *Großes Konversationslexikon*, Bd. 6, Sp. 359, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Meyers?lemid=F01028>>, zuletzt aufgerufen am 21.12.2023.

Außerdem seien im Tower auch wilde Tiere wie Tiger oder Stachelschweine gehalten worden. Ein Löwe habe fast einen der Bediensteten der Reisegesellschaft mit den Krallen zu fassen bekommen, wofür ebenso ein Trinkgeld zu entrichten gewesen sei: „Undt fehlet nicht weit, es hette ein leüw meiner geselschaft dieneren einen erwüschet, weil er in einem schranken stunde, da er die klauwen konnte hinuß bringen [...]. Nach dem wir da für daß achte mahl auch die soldaten begabet, sindt wie nach unserer herberg gangen.“ (788)

Platters Schilderung entbehrt an dieser Stelle nicht einer gewissen Komik, wenn er penibel aufzählt, wie oft sie hätten Trinkgeld geben müssen, was ihm sicher nicht gefallen hatte. Allem Anschein nach konnten die Bediensteten im Tower Geld gut gebrauchen. Es ist auch vorstellbar, dass sie im Umgang mit „Touristen“ erfahren waren und wussten, von wem man Geld verlangen und bekommen konnte.

2.4.3.4 PERSONENGRUPPEN AM RANDE DER GESELLSCHAFT

2.4.3.4.1 SCHAUSPIELER UND SCHAUSTELLER

Im September 1599 war der Bildungsreisende in London sogar Zeuge der Aufführung eines Dramas von William Shakespeare. Platters Reisebeschreibung lieferte damit nicht nur die erste überlieferte Erwähnung des berühmten Globe-Theaters⁴⁶⁰, sondern auch die erste Referenz auf Shakespeares Tragödie „Julius Caesar“.⁴⁶¹

Allerdings schien der junge Basler von Shakespeare und damit einem der bedeutendsten Vertreter der englischen Literaturgeschichte absolut nichts zu wissen. Er nannte dessen Namen nicht und war sich ganz offensichtlich der literarischen Bedeutung des Autors und seines Werkes nicht bewusst. Zudem sprach er kein oder kaum Englisch, sodass er auch nicht besonders viel von der Aufführung verstanden haben dürfte. Entsprechend dürftig, wenn auch wohlwollend, fiel sein Kommentar über die schauspielerische Leistung aus: *gar artlich*.

Den 21. Septembris nach dem imbißeß eßen, ettwan umb zwey uhren, bin ich mitt meiner geselschaft über daß waßer gefahren, haben in dem streüwinen dachhaus die tragedy vom ersten keyser Julio Caesare mitt ohngefahr 15 personen sehen gar artlich agieren; zu endt der comedien dantzeten sie ihrem gebrauch nach gar

⁴⁶⁰ Jedoch nannte er den Namen des Theaters nicht.

⁴⁶¹ „It is the first mention not only of the Globe, but also of *Julius Caesar*. (We are very much indebted to Platter and his diary for a large part of what we know about Elizabethan theatrical performances in London).“ Bryson, 2009, S. 124. Vgl. auch Matt, 2010, S. 35.

überauß zierlich, ye zwen in mannes undt 2 in weiber kleideren angethan, wunderbarlich mitt einanderen. (791)

Immerhin bemerkte er, dass es in London einen recht regen Theaterbetrieb gab. Je nach Sitzplatz hätten die Zuschauer unterschiedliche Preise bezahlen müssen, wobei es nicht nur um das Sehen, sondern auch das Gesehen-Werden gegangen sei. Zudem seien während der Aufführung auch Getränke und Speisen verkauft worden.

Unndt werden also alle tag umb 2 uhren nache mittag in der statt Londen zwo, bißweilen auch auch drey comedien an underscheidenen örteren gehalten [...]. Die örter sindt dergestalt erbauwen, daß sie auf einer erhöchten brüge spilen unndt yederman alles woll sehen kan. Yedoch sindt underscheidenen gäng unndt ständt, da man lustiger unndt baß sitzet, bezahlet auch deßwegen mehr. Dann welcher unden gleich stehn beleibt, bezahlt nur 1 englischen pfenning; so er aber sitzen will, laßet man ihn noch zu einer thür hinein, da gibt er noch I δ.; begeret er aber am lustigen ort auf kißen zesitzen, da er nicht allein alles woll sihet, sonder auch gesehen kan werden, so gibt er bey einer anderen thüren noch I englischen pfenning. Unndt tragt man in wherender comedy zu eßen unndt zutrinken under den leüten herumb; mag einer umb sein gelt sich also auch erlaben. (792)

Platter vermerkte die zum Teil prächtigen Kostüme der Schauspieler, die aus dem Nachlass verstorbener Adelige stammen würden.

Die comedienpiller sindt beym aller köstlichsten unndt zierlichsten bekleidet; dann der brauch in Engellandt, daß wann fürnemme herren oder ritter absterben, sie ihren dieneren vast die schönsten kleider verehren undt vergaben, welche, weil es ihnen nicht gezimpt, solche kleider nicht tragen, sondern nachmahlen den comoedienspilleren umb ein ringen pfenning zukaufen geben. (792)

Jedenfalls sei das Theater ein bei den Londonern sehr beliebter Zeitvertreib⁴⁶² gewesen: „Was für zeit sie also in den comedien lustig alle tag können zubringen, weißet yeglicher woll, der sie ettwan hatt sehen agieren oder spilen.“ (792)

Platter selbst schien sich aber mehr für die Unterhaltung der etwas derberen Art zu interessieren. Er berichtete recht ausführlich über die allseits beliebten Hahnenkämpfe, bei denen die Tiere aufeinandergehetzt worden seien und sich mitunter tödlich verletzten.

⁴⁶² Bill Bryson erwähnt eine Geschichte um eine junge Dame, die ein etwas frivoles Licht auf den damaligen Theaterbesuch wirft: „In a story a young wife pleads with her husband to be allowed to attend a popular play. Reluctantly the husband consents, but with the strict proviso that she be vigilant for thieves and keep her purse buried deep within her petticoats. Upon her return home, the wife bursts into tears and confesses that the purse has been stolen. The husband is naturally astounded. Did his wife not feel a hand probing beneath her dress? Oh, yes, she responds candidly, she had felt a neighbour's hand there – ‘but I did not think he had come for *that*.’“ Bryson, 2009, S. 72.

Dabei hätten die Zuschauer *mitt sonderem lust* zugesehen und zum Teil sehr hohe Wetten auf die jeweiligen Hähne abgeschlossen.

Es ist auch in der statt London nicht weit vom roßmärckt, der ein großer platz ist, ein hauß, in welchem man yährlich drey viertheil jahr (dann im übrige, sagten sie, wehrden die federen voll blut, daß man es nicht könne thun) den hanen streit haltet, wie ich dann den platz gesehen hab, der wie ein (theatrum) schauwplatz erbauwen. Mitten im selbigen im bode ist ein runder tisch mitt strauw überleget unndt hohen listen umgeben, auf welchen man die hanen an einanderen hetzet unndt reizet, unndt sitzen die, so mitt einander wetten, welcher han den anderen erlegen werde, zu aller nechst umb die runde scheiben herumb; die zuseher aber, so umb ihren pfenning da sindt, sitzen oben herumb, sehen auch mitt sonderem lust, wie eyferig unndt zornmütig die zwen hanen mitt ein ander kempfen, mitt den sporen unndt schnäblen ein ander biß auf den todt verletzen. Unndt welcher han sich ergibt oder gleich stirbt, deßen parthey verleüret daß gewett; sie wetten oftermahlen, wie ich berichtet worden bin, auf ettlich tausendt kronen umb einen hanen, sonderlich wann sie die hanen selber lassen auferziehen unndt sie mit ihnen bringen, unndt wehret solches spil gemeinlich 4 oder 5 stundt. (792f.)

Angesichts der Aussicht, einen möglichst großen Gewinn einzustreichen, sei offenbar auch immer wieder versucht worden, die Hähne mit unlauteren Mitteln zu aggressiveren Kämpfern zu machen. Laut den Worten eines Züchters solcher Kampfhähne sei es eine probate, aber streng untersagte Methode gewesen, die Schnäbel der Tiere mit Knoblauch einzureiben. Wieder andere hätten versucht die Hähne mit Alkohol zu enthemmen, was aber wenig erfolgversprechend gewesen sei. Immerhin, habe der Züchter versichert, sei es ein enormer Spaß, solchen Kämpfen zuzusehen.

Dann sonst hatt der meister, der im hauß wohnet, viel hanen, die er in besonderen kefinen speyset unndt erhaltet zu solchem spil, da er uns angezeigt, er habe ettliche hanen, da er keinen under 20 kronen wolte hin geben; sindt schön groß, doch nur der gattung, wie bey uns auch sindt. Er saget uns auch, so man könne gespüren, daß der hanen schnäbel mitt knoblauch angestrichen seye, habe man fug unndt macht, sie gleich zu töden. Sonst saget er auch, es seye nichts, daß man ihnen branten wein einschütte, ehe sie anheben zu kempfen; saget uns, wunder waß kurtzweil darbey seye, wann man zusehe. (793)

Platter hatte solch einen Hahnenkampf offenbar nicht selbst erlebt, da er nur erwähnte, den Kampfplatz in Augenschein genommen zu haben (*wie ich dann den platz gesehen hab*), und von ihm zugetragenen Berichten erzählte (*wie ich berichtet worden bin*).

Bei einem weiteren im Volk sehr populären Schauspiel, in dem es darum gegangen sei, englische Doggen auf Bären zu hetzen, war er aber angesichts seiner detaillierten Schilderung gewiss selbst unter den Zuschauern gewesen.

Man pflaget auch alle sonntag unndt mittwochen zu Londen, yenseits deß waßers, den berenhatz zu halten, wie ich dann [...] am sonntag mitt [...] meiner gesellschaft [...] den beren- unndt stierhatz gesehen hab. Der schauwplatz ist in die ründe gebauwen, sindt oben herumb viel geng, darauf man zusicht, unden am boden, under dem heiteren himmel, ist es nicht besetzt. Da bande man in mitten deß platzes einen großen beeren an ein stock am langen seil an, unndt brachten ihren ettliche viel große englische docken; die zeigten sie erstlich dem beeren; baldt hetzeten sie einen nach dem anderen an den beeren. (793f.)

Gut möglich, dass Platter von dem nach heutigen Maßstäben tierquälerischem Spektakel wenig angetan war. Zumindest kommentierte er mit einigem Sarkasmus den Bluttausch der Kampfhunde. Außerdem seien den Bären die Klauen gestutzt gewesen, sodass sie die Hunde, von denen immer wieder neue eingesetzt worden seien, sobald die alten ermüdeten, nicht ernstlich haben verletzen können.

da sahe einer die güte unndt freüdickeit solcher hunden. Dann ob sie schon von dem beereb übel geschlagen unndt getruckt worden, ließen sie doch nicht nach, sondern man mußte sie mit gewalt hinder sich ziehen unndt ihnen die meüler mitt langen stecken, an welchen zu vordrist ein breit eysen wahre, aufbrechen. Die beeren hatten keine scharpfe zeen, damit sie die hundert nicht verletzen könnten; man ließe sie ihnen abbrechen. Wann die ersten docken ermüdet, brachte man frische herfür unndt hetzet sie auch [an] den beeren. (794)

Als der erste Bär erschöpft gewesen sei, habe man einen anderen in die Arena geführt und frische Hunde auf ihn losgelassen. Der neue Bär habe sich lange mit den Tatzen erfolgreich gewehrt, bis ihn die Übermacht der Hunde schließlich besiegte.

Nach dem auch der erst beer gar müedt worden, hatt man ein frischen gebracht unndt frische hundert an ihn gehetzt; erstlich nur einen, demnach ye lenger ye mehr, biß sie den beeren ermeisteret; als dann ist man ihm erst zehülf kommen. Dieser ander bär wahre gar groß unndt alt, konnte mitt den tapen die hundert so artig weg schlagen, daß sie ihm nichts mochten angwinnen, biß ihren gar viel wahren. (794)

Nachdem schließlich auch diesem Bären die Kräfte ausgegangen waren, habe man das Spektakel variiert. Jetzt seien die Hunde auf einen Stier gehetzt worden, der zwar in der Mitte des Kampfplatzes angebunden worden sei, der sich aber sehr wohl zu verteidigen gewusst habe.

Als dieser bär woll ermüdet wahre, brachte man ein weißen, großen, starcken stier; den bande man auch in mitten deß platzes an, unndt hetzet yederzeit nur ein hundert an ihn; den konte er so meisterlich mitt den hornen under graben unndt in die höhe werfen, daß sie ihme nichts möchten angewinnen, unndt wann die hundert widerumb auf den boden fielen, hulten ettliche mannen die stecken under, daß sie daruf fielen, damitt sie nicht umbkämen. Nachmahlen hetzet man mehr hundert an ihn, die ihn doch nitt konten meisteren. (794)

Als sich gezeigt habe, dass die Hunde dem Stier nicht gewachsen gewesen seien, sei wieder auf Bären zurückgegriffen worden. Allerdings hätten die Hunde der dicken Haut des nächsten Bären nichts anhaben können, sodass man schließlich ein altes, blindes Tier in der Mitte des Schauplatzes angebunden habe. Dieser blinde Bär habe aber offenbar wenig Lust darauf verspürt, sich von *buben* mit Ruten und Stecken schlagen zu lassen. Geschickt habe er seine Fesselung gelöst und sei wieder seinem Stall entgegengetrottet.

Demanch brachte man widerumb ein frischen, starken beeren, an welchen man auf yedes mahl sechs oder siben hundert hetzet, die ihn wacker herumb zogen, aber wegen der dicken haut nichts mochten angewinnen. Letztlich brachte man ein alten blinden bären; den schlugen die buben mitt ruten unndt stecken; er aber konte die schnur woll auflösen unndt lufe also seinem stal widerumb zu. (794)

Platter ließ es sich nicht nehmen, auch die Ställe zu besichtigen, wo die Hunde und Bären allein zu dieser *kurtzweil* gehalten worden seien. Wenn ihn nicht schon die vulgäre Lust am Leiden der Tiere angewidert hatte, dann gewiss der Gestank, den die Zwinger der Doggen verströmten. Diese seien nämlich mit Fleischabfällen gefüttert worden, um – wie man hinzufügen darf – ihre Lust auf Blut zu fördern.

Wie wir die stegen hinunder kamen, gungen wir hinder den schauwplatz, besahen die englischen docken, deren bey 120 in einem bezirck beysamen, yedoch yetwederer in einem sonderbahren ställin an einer kettin angeheftet waren. Undt wahre ein böser gestanck am selbigen ort wegen deß eingeweidts undt fleisches, darmitt die metzger gemelte docken speysen. Es waren auch woll bey 12 großer bären in einem anderen stall darneben wie auch ettliche stier in einem besonderen, die man alle zu gemelter kurtzweil allein da aufhaltet. (794)

Nach Platters Darstellung seien solche vulgären Spektakel wie auch der regelmäßige Theaterbesuch integrale Bestandteile der englischen Freizeitkultur sowie bei Männern und Frauen gleichermaßen beliebt gewesen.⁴⁶³ Nicht zuletzt habe man durch die *comedien* auch Neuigkeiten aus der Welt erfahren können⁴⁶⁴: „Mitt solchen unndt viel anderen kurtzweilen mehr vertreiben die Engellender ihr zeit, erfahren in den comedien, waß sich in anderen landen zutrage, unndt gehendt ohne scheüchen mann unndt weibspersonen an gemelte ort.“ (794)

⁴⁶³ „That an audience that could be moved to tears one day by a performance of *Doctor Faustus* could return the next day to the same space and be just as entertained by the frantic death of helpless animals may say as much about the age as any single statement could.“ Bryson, 2009, S. 71.

⁴⁶⁴ „Eine heute ziemlich vergessene, aber vielleicht gar nicht so abwegige Funktionsbestimmung der Kunst.“ Matt, 2010, S. 36.

2.4.3.4.2 HUREN UND HALUNKEN

Von Prostituierten in England berichtete Thomas Platter d.J. nur im Zusammenhang seines Besuches in London. Obwohl die Prostitution streng verfolgt und geahndet worden sei, habe es besonders in den Wirtshäusern und bei Theateraufführungen⁴⁶⁵ viele Huren gegeben. Deren Kunden seien, sofern man ihnen habhaft werden konnte, zu einer Geld- oder sogar Gefängnisstrafe verurteilt worden. Die *unzüchtigen weiberen* hätten die Strafe aber am eigenen Leib spüren müssen: Sie seien nackt und in aller Öffentlichkeit ausgepeitscht worden, was Platter mit dem Gütesiegel *gute ordnung* versah.

Es hatt auch gute ordnung in der statt wegen der unzüchtigen weiberen; sindt sonderbahre commissar darzu bestellet, welche, so sie einen betreffen, straffen sie ihn mit der gefangenschaft unndt an gelt. Daß weib aber führen sie in daß hauß Bridouel⁴⁶⁶, daß ist deß königs hauß [...]; da geißlet sie der nachrichter im selbigen hauß nackendt in beysein vieler leüten. Unndt obschon gute achtung auf sie geben wirdt, so lauft doch ein groß geschwirm gemelter weiberen in der statt hin undt wider in die bierheüser unndt comoedien plätz. (799)

Überhaupt habe es in England eine Reihe von strengen und mitunter merkwürdig anmutenden rechtlichen Vorschriften gegeben. So sei z.B. der Totschlag im Affekt, wenn der Täter lesen konnte und deshalb in der Zukunft womöglich *noch waß guts außrichten* würde, nur mit dem Abhacken der Hand bestraft worden. Illiteraten hätten in so einem Fall jedoch keine Gnade gefunden und seien hingerichtet worden. Lesen bildet nicht nur, im elisabethanischen England brachte es offenbar noch weitere, mitunter lebensverlängernde Vorteile mit sich.

Es sindt viel seltzame gesetzen unndt gebreüch in Engellandt, wie dann deren alle bücher voll; allein will ich vermelden, daß man mir angezeigt. So einer den anderen im zorn umbbringt undt der thäter lesen kan, beweisset man ihme gnadt, daß man ihme allein die handt abhauwet, so er läsen kan, der hofnung, er könne noch waß guts außrichten; kan er nicht läsen, so verleüret er daß leben. (823)

⁴⁶⁵ Platter gab hier eine Meinung wieder, die zumindest von den Puritanern geteilt wurde. „Es versteht sich von selbst, daß [sic!] den Puritanern die Theater eine Stätte moralischer Greuel und sündiger Lustbarkeit schienen, und daß [sic] sie die dort gezeigten Dramen für Beispiele des Lasters, der Lüsternheit und der Sünde hielten.“ Schwanitz, 1997, S. 48. „It was also an age that gave rise to the Puritans [...]. They considered theatres [...] a natural haunt for prostitutes and shady characters, a breeding ground of infectious diseases, a distraction from worship, and a source of unhealthy sexual excitement [...]. In consequence, the Puritans believed that the theatres were hotbeds of sodomy [...] and wanton liaisons of all sorts.“ Bryson, 2009, S. 71f:

⁴⁶⁶ „Bridewell“, Keiser, S.799, Anm. 2.

Der Tod habe auch auf diejenigen gewartet, der Pferde oder Schafe stahl. Bei Rinderdieben sei man wiederum gnädiger verfahren, auch wenn Platters Begründung für diese Differenzierung einiges an Rätseln⁴⁶⁷ aufwirft.

Wann einer ein roß oder schaf stillt, tödet man ihn; so er aber ein oxen oder kuh entwehret, schenckt man ihm fürs erst daß leben, der ursach, weil ein roß unndt schaf leichtlich können geraubt werden, ein ochs oder kuh aber mitt großer mühe, weil sie gemeinlich mitt gräben in ihrer weidt umbfangen sindt, dann weil es keine wölff in Engellandt hatt, darf man ihren ferner nicht hüten. (823)

Alle drei Monate sei in London die Gerichtsbarkeit ausgeübt worden, wozu man sich aus ganz England eingefunden habe, um Rechtshändel aller Art auszufechten. Da habe es ausreichend Gelegenheit gegeben, diverse Delinquenten auf dem Richtplatz außerhalb der Stadt durch den Strang zum Tode zu befördern. Es sei nichts Ungewöhnliches gewesen, wenn an einem Gerichtstag bis zu 30 Frauen und Männer erhängt worden seien.

Sonderlich wann man alle viertheil jahres daß gericht zu Londen besetzt, so kommen auß allen enden gantzes Engellendts (aux termes) auf bestimpte zeit dahin unndt berechtigten allerhandt sachen, die sich hiezzwischen zugetragen, dann man alles dahin spahret; da gehet es dann an ein metzgens unndt henckens; werden auß allen gefengnußen, (deren sehr viel in der statt hin unndt wider sindt, die dann den fürübergehenden daß almusen fordern und bißweilen so viel erbettlen, daß sie sich können loß kaufen), herfür geforderet unndt berechtiget; wann man fertig mitt ihnen, so setzet man die zum strangen verurtheilet auf einen karren, leget yeglichem ein strick an hals, unndt fahret der hencker mitt ihnen für die statt hinuß zum galgen, Tiborn⁴⁶⁸ genennet, ist vast ein stundt wegs von der statt; da leget er einem nach dem anderen den strick an galgen, unndt fahret er mitt dem karren under dem galgen hindurch, welcher gar nider vom boden ist; da kommen der erhenckten freünd unndt ziehen sie bey den füeßen, daß sie desto ehe sterben. [...] Es vergehet selten ein rechtstag viermahl im jahr, daß man nicht zu Londen von 20 biß in 30 personen, mann unndt weib, mitt einander aufknipfet. (798f.)

Der Basler berichtete nicht davon, solche Hinrichtungen selbst miterlebt zu haben. Stumme Zeugen der englischen Gerichtsbarkeit waren ihm aber sicher die weiter oben erwähnten auf der Tower Bridge auf langen Lanzen ausgestellten Köpfe adeliger Hochverräter.⁴⁶⁹

Zum Schluss der Analyse der Englandreise soll nicht unerwähnt bleiben, dass Platter die Bauern Englands fast gänzlich ignorierte. Sie finden nur indirekt Erwähnung, wo er

⁴⁶⁷ Es ist unverständlich, warum die leichter zu bewerkstelligende Straftat milder geahndet worden sein soll. Auch Platters Verweis auf die in England nicht vorhandenen Wölfe wirft kein erhellendes Licht auf den Sachverhalt.

⁴⁶⁸ „Tyborn“, Keiser, 1968, S. 799, Anm. 1.

⁴⁶⁹ Vgl. Abschnitt 2.4.3.2.

über Schafzucht oder die Haltung von Nutztieren schrieb. Das einfache Volk Englands schien dem Bildungsreisenden jedenfalls nur weniger Bemerkungen wert.

3 Schlussbetrachtung

Thomas Platter d.J. lieferte mit seinem Reisebericht ein vielfältiges Panoptikum über die Bevölkerungen der von ihm bereisten Länder. Nach der detaillierten Analyse des Reiseberichts ist es nun angebracht, einen kursorischen Überblick über einige der wichtigsten Ergebnisse anzubieten.

Im Rahmen dieser Arbeit wurde die These vertreten, dass Thomas Platter d.J. der Auffassung war, beim Verfassen seines Reiseberichts ein nach bestem Wissen und Gewissen wahrheitsgetreues Bild zu liefern. Der Konditionierung seiner Fremdperspektive und des Umstandes, dass er durch seine sprachliche Gestaltung literarische Narrative konstruierte, die zwischen Fiktion und Realität oszillieren, war er sich aller Wahrscheinlichkeit nicht bewusst. Dieser Befund basiert auf dem Umstand, dass sein Reisetagebuch zumindest nicht auf das Gegenteil schließen lässt, wie es bei manchen anderen Autoren mitunter der Fall zu sein scheint. So finden sich in einigen vormodernen Reiseberichten Passagen, in denen sich die Reisenden „Gedanken über die erkenntnistheoretischen Probleme ihrer Wahrnehmung und insbesondere über deren spätere schriftliche Fixierung machten“.⁴⁷⁰

Im Text von Thomas Platter d.J. konnten solche Reflexionen nicht aufgefunden werden, sein Verfasser macht vielmehr den Eindruck, darum bemüht gewesen zu sein, die Authentizität seiner Angaben immer wieder zu betonen. Im Folgenden werden daher zuerst die sprachlichen Strategien vorgestellt, mittels derer er seinen Anspruch auf Wahrhaftigkeit zu untermauern versuchte. Im Anschluss wird eine Auswahl der wichtigsten Narrative und Fremdbilder über die Bevölkerungen Frankreichs, Spaniens, der Niederlande und Englands am Ende des 16. Jahrhunderts, die aus dem Reisetagebuch extrapoliert werden konnten, vergleichend betrachtet.

⁴⁷⁰ Hupfeld, 2007, S. 12. Hupfeld ist der Ansicht, in fünf französischsprachigen Reiseberichten über Reisen auf den amerikanischen Kontinent im 16., 17. und 18. Jahrhundert einen Metadiskurs, also Reflexionen über die Bedingungen von Wahrnehmung und Darstellung fremder Wirklichkeit, nachweisen zu können. Vgl. ebd., S. 425f.

3.1 Sprachliche Beglaubigungsstrategien

Thomas Platter d.J. war daran gelegen die größtmögliche Glaubwürdigkeit für seine Narrative zu beanspruchen, indem er mit unterschiedlichen sprachlichen Strategien die Herkunft seiner Fremdbilder zu belegen versucht.

Zum einen speisten sich die von ihm literarisch konstruierten Bilder aus eigenen Beobachtungen, wie der Verfasser des Reisetagebuchs seine Leser immer wieder versichert. Die Tatsache, selbst Augenzeuge gewesen zu sein, behauptet er an zahlreichen Stellen u.a. mit folgenden Formulierungen: „Ich hab auch da gesehen“ (368), „wie ich dann [...] gesehen hab“ (699), „dann oftmahls ich [...] hab gesehen“. (380)

Oft sind die Fremdbilder eingebettet in persönliche Erlebnisse, die sprachlich entsprechend eingeleitet werden: „Alsbaltd wier für die statt hinaus kamen, sahen wier [...]“. (334), „Wie wir für die porten hinus auf die bruck kamen, begegnet uns [...]“. (393) In solchen fast anekdotenhaften Schilderungen tritt der Verfasser des Reiseberichts nicht nur als Betrachter, sondern als an den Ereignissen unmittelbar Beteiligter auf.

Zum anderen bezog Thomas Platter d.J. seine Informationen aus nach seinem Verständnis allgemein bekannten Erzählungen, die ihm während seiner Reise zu Ohren gekommen waren: „sagt man breit unndt weit“ (327), „wie oftmalen obgemeldet“. (385). An mehreren Stellen seines Textes zog er außerdem Sprichwörter zur Beglaubigung heran, wie um zu betonen, dass seine Darstellungen nicht nur der subjektiven Anschauung geschuldet waren, wie z.B.: „von welchem ein sprichwort also lautet“ (327), „dahäro daß sprichwort entstanden“ (697), „Unndt ist ein sprüchwort“. (819).

Des Weiteren wies der Verfasser darauf hin, dass sein Wissen mitunter den Berichten anderer vertrauenswürdiger bzw. persönlich beteiligter Gewährsleute entstammte: „wie mir einer sitthar angezeigt hatt, der es gesehen“ (343), „Wie dann solches unndt andere sachen mehr die einwohner uns oft [...] erzellet haben“ (346), „wie ich selber von ihnen es gehöret“. (644) Darüber hinaus berief sich Thomas Platter d.J. auch auf die Lektüre schriftlicher Quellen, die seinen Narrativen mitunter zu Grunde gelegen hätten bzw. diese bestätigen könnten: „wie man auß ihren geschriften [...] sehen kann“. (369)

Solche und ähnliche Stellen des Reiseberichts legen die Schlussfolgerung nahe, dass sein Verfasser davon überzeugt war, mit seiner schriftlichen Darstellung die erlebte Wirklichkeit angemessen repräsentieren zu können. Eingangs dieser Arbeit wurde der

„Anspruch auf Wahrhaftigkeit“⁴⁷¹ als Aspekt der Textsorte historischer Reisebericht bereits erwähnt. Sollte Thomas Platter d.J. an der Möglichkeit derartiger Wahrhaftigkeit irgendwelche Zweifel gehegt haben, so ist das seinem Text nicht zu entnehmen. Der Gedanke, dass er Fremdbilder bzw. Narrative über ihn fremde Menschen durch seine Art der schriftlichen Fixierung literarisch konstruierte, scheint Thomas Platter d.J., den jungen Arzt aus Basel, nicht beunruhigt zu haben. Offenbar war ihm vielmehr daran gelegen, seinen möglichen Lesern sämtliche denkbaren Zweifel an den von ihm präsentierten Narrativen zu nehmen und von der Wahrhaftigkeit seines Berichtes zu überzeugen.

3.2 Vergleichende Zusammenschau der Narrative und Fremdbilder

3.2.1 Allgemeines zur Mentalität und Kultur

Die Franzosen schilderte Platter im Allgemeinen als Menschen von cholerischem Charakter, die schnell bereit waren, Konflikte gewalttätig auszutragen und dabei ohne Rücksicht auf Verluste auch den eigenen Tod in Kauf nahmen. Er attribuierte ihnen generell eine gewisse unstete Leichtfertigkeit, die sich nicht zuletzt in ihrer Liebe zu Spiel, Wettstreit sowie zu den sich schnell ändernden Modetrends äußerte.

Darüber hinaus zeichnete er die Franzosen zwar als wissbegierige und weltoffene, aber auch zur Hinterlist neigende Menschen, die sich trotz maßvollen Alkoholkonsums lebensfroh und ausgelassen bei Festivitäten mit Musik, Tanz und üppigen Mahlzeiten amüsierten.

Thomas Platter d.J. registrierte auch die tiefen Spuren, welche die Hugenottenkriege hinterlassen hatten, und verzeichnete ein tiefes gegenseitiges Misstrauen von Protestanten und Katholiken, selbst wenn sie in konfessionellen Fragen weniger leidenschaftlich auftraten als noch in der Vergangenheit. Die Hugenotten werden als eine Glaubensgemeinschaft dargestellt, die bei aller Strenge und Disziplin besonders den egalitären Aspekt im religiösen Leben betonte.

Bei aller Kritik am Glaubensverständnis sticht im Narrativ von den französischen Katholiken v.a. die ungeheure Prachtentfaltung bei religiösen Festen und die Kostbarkeit der zahlreichen Kirchenschätze hervor. Neben seiner zaghaft um Differenzierung bemühten Darstellung der sogenannten Marranen und einer von Vorurteilen triefenden

⁴⁷¹ Gutiérrez Koester/García-Wistädt, 2021, S. 26.

Beschreibung der Juden konstatierte Thomas Platter d.J. zudem einen weit verbreiteten Glauben an Wunder, Magie und Teufelsbeschwörung in der französischen Gesellschaft.

Die Spanier werden allgemein schon aufgrund einer resilienten Physis als sehr kriegerisch und zudem als hochmütig, prahlerisch sowie stets nach Geltung strebend beschrieben. Des Weiteren werden sie als noch weniger vertrauenswürdig als die Franzosen dargestellt.

Das Bild, das Thomas Platter d.J. von der Bevölkerung Spaniens in seinem Reisetagebuch lieferte, ist allerdings sehr ambivalent: Es oszilliert zwischen der Schilderung von temperamentvollen, geselligen Menschen, die sich in Wirtshäusern bei geringem Alkoholgenuss, beim Schauspiel oder auch im Bordell vergnügten, und der Zeichnung eines melancholischen, verschlossenen bis heimtückischen spanischen Charakters.

Thomas Platter d.J. wies den Spaniern insbesondere ein geiziges Wesen zu, das sich in einer im Vergleich mit den Franzosen weit genügsameren Esskultur, aber auch in einer kargen Gastronomie manifestierte. Zumindest gegenüber Fremden konnte sich dies zu einer schroffen Ungastlichkeit steigern, zu der sich ein ausgesprochener Sinn für den eigenen finanziellen Vorteil gesellte. Gegenüber Freunden wird den Spaniern jedoch höchste Vertrauenswürdigkeit zugeschrieben.

Darüber hinaus schilderte er die Spanier als tiefgläubige Katholiken, die sich zum einen – befördert durch eine allgegenwärtige und gnadenlose Inquisition – durch Ignoranz und rigide Intoleranz gegenüber allen Andersgläubigen, zum anderen durch eine bewundernswerte Mildtätigkeit auszeichneten. Den Glauben an Wunder, der bisweilen in naiven Aberglauben abgleiten konnte, vermerkte Platter besonders im Kontext der Heiligenverehrung, die mitunter zu drastischen bis makabren künstlerischen Abbildungen führte.

Die Bevölkerung der Niederlande wird im Vergleich mit den Franzosen und Spaniern als physisch deutlich attraktiver gezeichnet. Sie erscheint als Inbegriff einer kühnen Seefahrernation, die ihr enormes nautisches Geschick sowie ihre außerordentlichen Fremdsprachenkenntnisse in erster Linie in den Dienst des internationalen Handels stellte, auch wenn sich besonders die Bewohner Brabants durch hervorragende soldatische Fähigkeiten auswiesen.

Platter hob zudem ihre Liebe zur Musik, ihre Fähigkeiten im Kunsthandwerk sowie die Bedeutung der Malerei im Kontext der selbstbewussten Vergewisserung der eigenen bürgerlichen Lebensart hervor. Allgemein werden die Niederländer als fleißige und

pragmatische Bürger dargestellt, die ihre Kinder nicht nur auszubilden, sondern zum Wohl der gesamten Gesellschaft schon früh in den Arbeitsprozess miteinzubeziehen verstanden.

In ihrer Esskultur wirken sie äußerst bescheiden und anspruchslos. Bei aller pragmatischen Nüchternheit im Alltag wird den Niederländern aber auch eine ausgesprochene Feierlaune anlässlich besonderer Festivitäten zugeschrieben und zumindest der männliche Teil der Bevölkerung wird als im Konsum von Alkohol bzw. Bier als exzessiv bezeichnet.

Der katholische Glaube der Menschen in den südlichen Niederlanden, der Armenfürsorge aber auch Intoleranz und u.a. Verfolgung von Ketzern oder vermeintlichen Hexen mit sich bringen konnte, tritt v.a. in Form von besonders fabulös anmutenden regionalen Legenden und Wundergeschichten zu Tage.

Auch die Engländer stellte Thomas Platter d.J. allgemein als Seefahrernation dar. Allerdings ließ er keinen Zweifel daran, dass es sich im Falle Englands im Unterschied zu den Niederlanden hauptsächlich um eine hochgerüstete und effektive Kriegsmarine handelte. Er wies den Engländern zudem einen ausgesprochenen Chauvinismus zu, der sich mit einem besonders auffälligen Mangel an Fremdsprachenkenntnissen paarte.

Hinsichtlich ihrer Esskultur betonte er die Reinlichkeit der Engländer und konstatierte ein breites Angebot allerlei Speisen. Darüber hinaus vermerkte er eine in England ausgeprägte Wirtshauskultur, den weit verbreiteten Genuss vorzüglichen Bieres sowie den beliebten Konsum von Tabak.

Das anglikanische Bekenntnis erschien ihm in Ritus und Habit dem katholischen zwar äußerst ähnlich, er attestierte ihm aber weit mehr Toleranz gegenüber abweichenden religiösen Vorstellungen. Entsprechend gestand er den Engländern auch deutlich weniger Eifer bei der Verfolgung von vermeintlichen Hexen zu.

3.2.2 Frauen und Männer sowie ihr Verhältnis zueinander

Die Frauen und Männer Frankreichs waren nach der Darstellung von Thomas Platter d.J. gleichermaßen begeistert von Spiel und Wettstreit aller Art. Sie unterschieden sich auch nicht in ihrer Liebe zur Mode und treten im Reisetagebuch häufig prächtig geschmückt und gekleidet in Erscheinung. Ihre Eleganz und feinen Sitten, die Galanterie im Umgang miteinander wie auch die Abneigung gegen Trunkenheit werden gerühmt, in ihrer

Sexualmoral werden sie jedoch als zu freisinnig bis licherlich kritisiert und insbesondere den Männern wird ein frivoler Charakter attestiert.

Den Frauen und Männern Spaniens bescheinigte der Autor des Reisetagebuchs die mitunter übersteigerte Neigung, durch möglichst prachvolles Auftreten Eindruck schinden zu wollen. Besonders die Damen, zeichneten sich hier u.a. durch den exzessiven Gebrauch von Schminke, einer so unpraktischen wie beeindruckenden Schuhmode oder dem maßlosen Wetteifern mit ihren Geschlechtsgenossinnen aus. Im Umgang der Geschlechter miteinander wird besonders den Männern ein eifersüchtiges Wesen zugeschrieben, sodass zumindest in der Öffentlichkeit die Frauen in ihrer Freiheit sehr eingeschränkt waren. Dabei konstatierte Platter eine gewisse Bigotterie in der Sexualmoral. Während die Frauen nur heimlich agieren konnten, wurde der Bordellbesuch der Männer aufgrund ihres leidenschaftlichen Charakters entschuldigt, wenn nicht gar als notwendig begriffen.

Die Frauen der Spanischen Niederlande werden emphatisch als Inbegriff weiblicher Attraktivität, die ihres gleichen sucht, gezeichnet. Ihnen werden zudem eine außerordentliche Klugheit, Bildung und geschäftliche Fähigkeiten sowie im Unterschied zu den Männern ein maßvoller Alkoholgenuss zugewiesen. Nach Platters Darstellung spielten sie eine bedeutende Rolle in der niederländischen Gesellschaft und waren sowohl in privaten wie in wirtschaftlichen Angelegenheiten die entscheidenden Instanzen.

Auch die Frauen Englands werden als attraktiv, wenn auch als bisweilen zu eitel gezeichnet. In ihrer Stellung innerhalb der englischen Gesellschaft treten sie mit weitgehenden Freiheiten ausgestattet in Erscheinung, was sich u.a. dadurch äußerte, dass sie bei Einladungen ausdrücklich hinzugebeten wurden oder nicht weniger als die Männer die öffentlichen Wirtshäuser frequentierten. Zumindest in Andeutungen werden die englischen Frauen zudem als sehr dominant im privaten Bereich geschildert.

3.2.3 Aristokratie

Die französische Aristokratie wird außerordentlich positiv als großzügig und freundlich gegenüber in der Hierarchie niedriger gestellten Gesellschaftsschichten dargestellt. Ein solcher Mangel an ausgeprägten Standesdünkel wird auch dem Monarchen selbst attestiert. In ihrer Lebensart zeichnete sich der Adel Frankreichs idealtypisch durch Eleganz, Pracht und Stilbewusstsein, aber auch durch das galante Spiel zwischen Damen

und Herren aus. Negativ fiel dem Autor des Reisetagebuchs vor allem ihre Ignoranz gegenüber jeglicher humanistischen Bildung auf.

Der Adel Spaniens wird nur am Rande als äußerst begütert und politische Herrschaftselite Spaniens bezeichnet. In der Darstellung ihrer Lebensart verschwimmt die Aristokratie jedoch mit der Schilderung der vornehmen Bürger Barcelonas. Thomas Platter d.J. verzeichnete dort die exzessive Neigung, den eigenen Wohlstand auf den Straßen öffentlich zur Schau zu stellen, auch wenn man in Sachen Eleganz und feinen Sitten nach seiner Meinung den Franzosen unterlegen war. Positiv vermerkte er die Mildtätigkeit der wohlhabenden Elite, durch die das städtische Spital unterhalten werden konnte.

Der Adel der Spanischen Niederlande wiederum spielt im Reisetagebuch so gut wie keine Rolle. In England stellte Platter die Aristokratie v.a. im Umfeld des königlichen Hofs dar, der sich in Mode und Lebensart an Frankreich orientierte. Die Königin selbst wird nicht nur als äußerst gebildet und von ihren Untertanen gottgleich verehrt beschrieben, sondern vollkommen entgegen ihrem tatsächlich fortgeschrittenen Alter als jung und schön geschildert. Darüber hinaus treten aber auch Adelige in Erscheinung, die ihr Selbstbewusstsein gerade aus ihrer Rebellion gegen die Monarchin zogen.

3.2.4 Bürgertum: Akademiker, Kaufleute und Handwerker

Das Bürgertum der von ihm bereisten Länder nahm Thomas Platter d.J. v.a. in ihrer Zugehörigkeit zu den verschiedenen Berufsständen in den Blick. Die Universitätslandschaft Frankreichs, v.a. die Ausbildung der Mediziner und Apotheker, wird trotz des mitunter wilden Studentenlebens als im damaligen Europa maßgeblich charakterisiert, wobei Platters eigene Fakultät in Montpellier den Spitzenplatz einnimmt. Auch die akademische Welt Spaniens bzw. Barcelonas wird wohlwollend beurteilt und insbesondere die vorzüglichen Lateinkenntnisse der Professoren werden lobend hervorgehoben. Die Universität von Löwen und damit die um 1600 einzige Universität in dem von ihm bereisten Teil der Spanischen Niederlande wird besonders aufgrund des wohlgeordneten Bildungsbetriebs und des sozialen Status der Akademiker als idealer Studienort dargestellt. Das akademische Milieu Englands erscheint jedoch v.a. wegen der dort bei Studenten wie Professoren kaum vorhandenen Lateinkenntnisse von sehr minderer Qualität.

Die französischen Kaufleute und Händler treten hauptsächlich durch ihren außerordentlichen Wohlstand und das reichhaltige Angebot ihrer Waren in Erscheinung. Jedoch werden besonders die Pariser Händler als betrügerisch in die Nähe von vermeintlichen jüdischen Wucherern gerückt und zum Teil mit fast identischen Worten als unlauter gezeichnet. Der Handelsstand Spaniens bzw. Barcelonas erscheint als nicht weniger wohlhabend, wobei die Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit der diversen Handwerker auffällig hervorgehoben wird. Die Darstellung der Niederländer der verschiedenen Regionen ist dominiert durch den Typus des gastfreundlichen, redlichen, international handeltreibenden, meist weltoffenen Bürgers, der sich als Handwerker vor allem im Textilgewerbe auszeichnete. Die reichen Bürger Englands bzw. Londons werden knapp als Teilhaber der politischen Macht und Akteure eines nicht weniger international ausgerichteten Handels geschildert.

3.2.5 Menschen am unteren Ende und Rand der Gesellschaften

Die Bauern und Dienstleute aller bereisten Länder nehmen im Reisetagebuch nur sehr geringen Raum ein und treten oft nur in spezifischen Kontexten auf, meist wenn sie dem Reisenden Unannehmlichkeiten bereiteten.

In Bezug auf Frankreich, Spanien und England wird von einer schon recht weit entwickelten Theaterkultur berichtet. Es ist die Rede von Stücken der *comedia del arte*, des beginnenden französischen Hoftheaters, des sich etablierenden spanischen Nationaltheaters und sogar des heute noch so berühmten elisabethanischen Theaters, ohne dass sich der Autor der Bedeutung seiner Erlebnisse bewusst war. Auch in den Niederlanden bemerkte Thomas Platter d.J. theatralische Aufführungen in der Landessprache sowie zu niederländischen Themen, ohne Näheres darüber zu verlauten. Mehr Raum nehmen in der Darstellung aller Länder die Schausteller, Spielleute und Gaukler aller Art ein, deren Können und Geschicklichkeit immer wieder mit großer Bewunderung geschildert wird.

Kriminelle werden in Bezug auf Frankreich besonders im Kontext des urbanen Zentrums Paris und als dauernde Bedrohung während der Reise in Spanien über Land thematisiert. In England treten sie als selbstbewusste adelige Rebellen gegen die Herrschaft Elisabeths I. auf und in den Niederlanden wirken sie wie eine Randerscheinung in einer wohlgeordneten bürgerlichen Welt.

Prostitution gab es laut dem Reisetagebuch in allen vier Ländern, was niemanden überraschen kann. Jedoch wird sie hinsichtlich der verschiedenen Länder unterschiedlich gewertet. In Frankreich wird sie zum Beleg der ohnehin als licherlich gebrandmarkten Sexualmoral der Franzosen. In Spanien erscheint sie bestens organisiert und wird zugleich als Hinweis auf die Bigotterie einer Gesellschaft gedeutet, die den Männern weitreichende Freiheiten gewährt und die Frauen zu kontrollieren versucht. Die Prostitution in den Niederlanden wird hauptsächlich dem ausländischen Einfluss, insbesondere den Spaniern oder Deutschen angelastet. In England wird sie vor allem als Begleiterscheinung des (unmoralischen) Theaterbetriebs erwähnt.

3.3 Der Verfasser des Reiseberichts im Spiegel seines Textes

Wie in der Einleitung diskutiert wurde, werden Fremdbilder „immer aus dem Wahrnehmungshorizont des Eigenen“⁴⁷² konstruiert. Aus den beschriebenen literarischen Narrativen des Reiseberichts lässt sich somit zwar keine objektive Zeichnung der fremden Kulturen im Sinne einer faktischen Realität ablesen, sie verraten aber einiges über den Verfasser selbst.⁴⁷³ Als Ausklang der vorliegenden Untersuchung soll nun der Frage nachgegangen werden, welche Rückschlüsse anhand der von ihm gestalteten Narrative auf die Person des Autors, auf Thomas Platter d.J. gezogen werden können.

In seiner Darstellung der Bevölkerungen der verschiedenen Länder war der Verfasser des Reiseberichts meist um Differenziertheit bemüht und bemerkte durchaus diverse regionale Eigenheiten, wie z.B. das Bewusstsein der Menschen im Languedoc um ihre eigene kulturelle Identität, die nicht zuletzt in einer eigenen Sprache zum Ausdruck kam. Ähnliches verzeichnete er hinsichtlich der Katalanen, für deren Streben nach einer politischen sowie kulturellen Sonderstellung innerhalb des habsburgisch beherrschten Spaniens er aber keinerlei Verständnis zeigte. In seiner Zeichnung der Niederländer enthält er sich auch jeglicher Sympathiebekundungen für den Widerstandsgeist mancher Flamen gegen das Haus Habsburg oder für den Kampf der protestantischen Generalstaaten um Unabhängigkeit von der katholischen Großmacht.

Dieser Befund ist doch einigermaßen verblüffend, wenn man Platters Herkunft aus der Schweiz berücksichtigt, die ihre politische Identität gerade aus der Ablehnung habsburgischer Herrschaftsansprüche zog und befeuert durch die Reformation in

⁴⁷² Krümmer, 2005, S. 27.

⁴⁷³ Vgl. Wolf, 1991, S. 198.

erbitterter Opposition zu dem nicht zuletzt vom Katholizismus getragenen feudalen Großmachstreben der Habsburger stand. Mag der Mythos vom alteidgenössischen Freiheitskampf zwar eine wichtige Rolle im historischen Nationalverständnis der Schweiz gespielt haben⁴⁷⁴, so scheint diese geschichtliche Erfahrung Thomas Platter d.J. selbst dann nicht zur Solidarität mit anderen um Freiheit ringende Bevölkerungsgruppen bewogen zu haben, wenn es sich zudem um einen Konflikt der Konfessionen handelte. Der Verfasser des Reiseberichts wirkt in politischen Angelegenheiten neutral bis indifferent und vor allem an geordneten Verhältnissen interessiert. Insofern bezog er auch nicht für die reformierten Franzosen Partei, sondern kritisierte Katholiken und Protestanten gleichermaßen für ihre Zerstörungswut während der Hugenottenkriege.

In Bezug auf die Religion zeigt er sich zweifellos überzeugt, dem einzig richtigen Glauben anzugehören, aber bei aller Abwertung der katholischen Glaubensvorstellungen, seiner mehr als hässlichen antijüdischen Vorurteile und aus protestantischen Quellen gespeister, unreflektierter Verdammung der Inquisition gewiss nicht als Fanatiker. In Glaubensfragen wirkt Thomas Platter d.J. meist wie ein für die Epoche unüblicher Pragmatiker: interessiert an, aber gewiss nicht getrieben oder gar besessen von der Frage nach der richtigen Ausübung der christlichen Konfession. An nicht wenigen Stellen der Reisebeschreibung scheint zudem ehrlicher Respekt vor der Mildtätigkeit und Armen- wie Krankenfürsorge frommer Katholiken oder Bewunderung für die Prachtentfaltung der katholisch geprägten Kulturen durch.

Thomas Platter d.J. war Teil der reichen bürgerlichen Elite der Stadt Basel und Mitglied einer Familie, die diesen Status erst eine Generation zuvor erreicht hatte. Seine mangelnde Sympathie für rebellische Bestrebungen und die Wertschätzung guter Ordnung mag daher dem Wunsch geschuldet gewesen sein, diesen Status nicht zu gefährden und bestmöglich zu konservieren. Seinem Reisebericht ist jedenfalls ein ausgeprägtes Standesbewusstsein, wenn nicht gar Standesdünkel abzulesen. Dies äußert sich in einer eklatanten Ignoranz gegenüber den weniger privilegierten Schichten, zu denen er oft nur Stellung bezog, wenn sie ihm Unannehmlichkeiten bereiteten oder nicht die Gastfreundschaft an den Tag legten, die er aufgrund seiner sozialen Stellung wohl glaubte, erwarten zu können. Hier reihen sich auch seine wiederkehrenden Klagen über schlechte Bewirtung oder Unterbringung sowie in seinen Augen unangemessene Behandlung durch die Einheimischen auf seinem Reiseweg ein. So ungnädig er sich

⁴⁷⁴ Vgl. Kreis, 2011, S. 2.

zuweilen gegenüber den niederen Ständen der Gesellschaft zeigte, so sehr wahr er andererseits geschmeichelt, wenn sich ihm die Aristokratie wohlwollend zuwandte und an ihrer Lebensart teilhaben ließ.

Der soziale Aufstieg der Familie Platter bis in die höchsten Kreise des Basler Bürgertums war durch Bildung ermöglicht worden, zu deren Zweck Thomas Platter d.J. auch seine Reise unternommen hatte. Aus vielen Stellen des Reiseberichts spricht ein gehöriger Stolz auf seine humanistische und medizinische Ausbildung, die ihn seiner Ansicht nach befähigte, die Welt mit realistischeren Augen zu sehen. Dennoch war selbstverständlich auch er ein Kind seiner Zeit⁴⁷⁵ und zweifelte nicht prinzipiell an der Existenz des Teufels, Hexen oder Magie.

Die eigene *alma mater* schilderte er sicher nicht uneigennützig als Stätte der akademischen Elite Europas und die hohe Kenntnis der lateinischen Sprache, wie er sie selbst mitbrachte, stellte nach seiner Auffassung den Gradmesser für Gelehrsamkeit und akademische Qualität dar. Gehöriger Stolz auf den eigenen hohen Bildungsstand offenbart sich sicher auch darin, dass er etwa über den lateinunkundigen Adel die Nase rümpfte oder die wallonische Variante gegenüber dem in Frankreich gesprochenen Französisch, das er selbstverständlich beherrschte, zur Abart degradierte.

In seinem Kunstgeschmack wirkt der Verfasser des Reiseberichts eher wie ein Freund der seichteren Unterhaltung, der sich z.B. bei dressierten, tanzenden Affen gut amüsieren konnte. Mögen vielleicht in Spanien, den Niederlanden und besonders in England seine Sprachenkenntnisse nicht ausgereicht haben, um die Qualität der Theaterkultur angemessen einzuschätzen, so zeigte er sich doch auch in Frankreich mehr von burlesken schauspielerischen Darbietungen angetan. Die bildende Kunst oder Malerei nahm er kaum zur Kenntnis und oft nur dann, wenn sie ihm prächtig erschien. Ein ausgeprägtes Interesse an Musik lässt sich dem Reisebericht ebenfalls nicht entnehmen. Er honorierte, wenn es harmonisch zuing, klagte aber schnell über allzu lautes Lärmen und wusste darüber hinaus nicht viel hinzuzufügen.

Thomas Platter scheint allgemein ein eher biederer Charakter gewesen zu sein, dem es auch bei Feierlichkeiten rasch zu wild, zu laut sowie zu bunt wurde. Gelegentlich tendierte er mitunter dazu, die andere Kultur allein aufgrund ihrer ihm fremden Andersartigkeit negativ zu beurteilen. Hinsichtlich der Moral mahnte er für gewöhnlich Sittsamkeit an und mokierte gerne die Laster oder das liederliche Treiben mancher von

⁴⁷⁵ Für die Epoche wurde allgemein ein magisches Weltbild konstatiert. Vgl. Klueting, 2007, S. 260 – 264.

ihm geschilderten Bevölkerungen. Diesbezüglich mögen die Intention seines Reiseberichtes sowie seine Herkunft aus einem streng protestantischen Hause eine Rolle gespielt haben, sodass der Verfasser bemüht war, seinen Lesern möglichst seriös entgegenzutreten. Entsprechend finden sich im Bericht seiner viereinhalb Jahre dauernden Reise keine persönlichen Erlebnisse amouröser Art. Bei allem Anstrich der Rechtschaffenheit konnte er dennoch sein Interesse am nach seiner Darstellung so lasterhaftem Treiben in den spanischen Bordellen nicht verhehlen. Generell waren ihm die Frauen der von ihm bereisten Länder immer wieder der Erwähnung wert, wobei er eindeutig eine Vorliebe für den vor allem im nördlicheren Europa anzutreffenden Typ offenbarte.

Insbesondere in seiner Schilderung der Bevölkerung von Paris wirkte er vom Trubel, Schmutz und Lärm der Großstadt sowie dem Geschäftsgebaren der Händler hin und wieder etwas überfordert. Sein Leben im vergleichsweisen eher beschaulichen Basel hatte ihn darauf offensichtlich nicht vorbereitet. So lässt sich dem Bericht, als die große Bildungsreise schließlich ein Ende gefunden hatte, wenn nicht gar Erleichterung, dann doch zumindest die Zufriedenheit mit dem Umstand entnehmen, wohlbehalten in die vertraute Heimat zurückgekehrt zu sein. Nachdem er Metropolen wie Paris, Barcelona, Brüssel oder London kennengelernt hatte, rühmte Thomas Platter d.J. nun seine Heimatstadt Basel angesichts der „guten lufts, viele der springenden brunnen, weiten lustgärten, höfen unndt offenen plätzen, auch reinen gaßen“ und nannte sie „eine der schönsten“ (925) unter den Städten.

3.4 Schlusswort

Nach allem, was über Thomas Platter d.J. bekannt ist, begab er sich nie wieder auf eine größere Reise und verbrachte den Rest seines Lebens in Basel, wo er schließlich im Alter von nur 54 Jahren als hochgeehrter Professor für Medizin und Stadtarzt verstarb. Er betätigte sich auch nicht weiter als Schriftsteller, sodass der Bericht über seine Reise nach Frankreich, Spanien, die Niederlande und England der einzige überlieferte Text von seiner Hand ist.

Die Erforschung und Analyse dieses Reiseberichts sind mit der vorliegenden Untersuchung aber gewiss nicht erschöpfend zu Ende gebracht. Angesichts der Fülle von Informationen, die der Text liefert, bieten sich zweifellos noch weitere Anknüpfungspunkte für die historische und literaturwissenschaftliche Forschung. Dem

im Rahmen dieser Arbeit unternommenen Vorhaben, literarische Fremdbilder und Narrative über Mentalität(en) und Kultur(en) der Bevölkerungen der von Thomas Platter d.J. bereisten Länder aus dem Reisebericht zu extrapolieren, zu kategorisieren und kritisch zu kommentieren, ist aber womöglich hinreichend Genüge getan worden.

Sicherlich von Interesse wäre es, die Narrative im Reisebericht des Thomas Platter d.J. mit den Fremdbildern in zeitgenössischen Berichten anderer Reisender in dieselben Länder zu vergleichen. Neben einer solchen synchronen Kontrastierung wäre auch ein diachroner Analyseansatz vorstellbar, der die Entwicklung einzelner Narrative im Laufe der Jahrhunderte untersucht. Dergleichen Forschungsvorhaben müssen aber einem anderen Zeitpunkt vorbehalten bleiben und können im Rahmen der vorliegenden Arbeit, nicht mehr berücksichtigt werden.

4 Literaturverzeichnis

4.1 Quelleneditionen

4.1.1 Hauptquelle/Text der Analyse

Platter, Thomas: *Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595 – 1600*, Bd. 1 u. 2, hrsg. v. Rut Keiser, Basel/Stuttgart: Schwabe und Co Verlag 1968.

4.1.2 Weitere Quelleneditionen

Hecht, Hans (Hrsg.): *Thomas Platters des Jüngerer Englandfahrt im Jahre 1599. Nach der Handschrift der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel*, Halle a. d. Saale: Niemeyer 1929.

Jenett, Seán (Hrsg.): *Journal of a younger brother. The life of Thomas Platter as a medical student in Montpellier at the close of the sixteenth century*, übers. v. Seán Jenett, London: Frederick Muller 1963.

Le Roy Ladurie, Emmanuel (Hrsg.): *De reis van Thomas Platter 1595-1599*, übers. v. Théo Buckinx, Amsterdam: Bakker 2003.

Le Roy Ladurie, Emmanuel (Hrsg.): *Le voyage de Thomas Platter 1595-1599. Le siècle des Platter*, Bd. 2, übers. v. Emmanuel Le Roy, Paris: Fayard 2000.

Platter, Felix: *Tagebuch (Lebensbeschreibung)*, hrsg. v. Valentin Lötscher, Stuttgart: Schwabe 1976.

Platter, Thomas: *Lebensbeschreibung*, hrsg. v. Alfred Hartmann, Basel: Schwabe 1944.

Williams, Clare (Hrsg.): *Thomas Platter's travels in England 1599*, übers. v. Clare Williams, London: Cape 1937.

Razzell, Peter (Hrsg.): *Thomas Platter and Horatio Busino: The Journals of two travellers in Elizabethan and Early Stuart England*, London: Caliban Books 1995.

Walpole, Horace (Hrsg.): *Paul Hentzner's Travels in England, during the Reign of Queen Elizabeth*, London: Edward Jeffery 1797.

4.2 Primärliteratur

- Hartmann von Aue: *Gregorius der gute Sünder*, Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, nach der Ausgabe v. Friedrich Neumann, Übertragung v. Burkhard Kippenberg, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1963.
- Ders.: *Der arme Heinrich*, Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hrsg. v. Ursula Rautenberg, übers. v. Siegfried Grosse, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1993.
- Hebel, Johann Peter: *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes*, hrsg. v. Winfried Theiss, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1981.
- Die Bibel* nach der Übersetzung Martin Luthers, revidierte Fassung, Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 2017.
- Schiller, Friedrich: *Wilhelm Tell*, hrsg. v. Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert in Verbindung mit Herbert Stubenrauch, 2. durchgesehene Auflage, München: Carl Hanser 1960.
- Shakespeare, William: *The Merchant of Venice*, hrsg. v. M. Lindsay Kaplan, Boston/New York: Bedford/St. Martin's 2002.

4.3 Sekundärliteratur

- Alberdingk, Thijm: „Albrecht VII.“: in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 1 (1875), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd11864436X.html#adbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 12.11.2022.
- Arnold, Klaus: „Kindheit im europäischen Mittelalter“, in: Martin, Jochen/Nitschke, August (Hrsg.): *Zur Sozialgeschichte der Kindheit*, Verlag Karl Alber: Freiburg/München 1986, S. 443 – 467.
- Asche, Matthias: „*Peregrinatio academica* in Europa im Konfessionellen Zeitalter. Bestandsaufnahme eines unübersichtlichen Forschungsfeldes und Versuch einer Interpretation unter migrationsgeschichtlichen Aspekten“, *Jahrbuch für Europäische Geschichte*, Bd. 6 (2005), S. 3 – 33.
- Baechtold, Jakob: „Platter, Thomas“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 26 (1888), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd118594923.html#adbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Baugh, Albert C./Cable, Thomas: *A history of the English language*, 5. Auflage, Routledge: London 2002.
- Bauer, Josef: *Geschichte der Aderlässe*, München: Fritsch 1966.

- Beller, Manfred/Leerssen, Joep (Hrsg.): *Imagology. The cultural construction and literary representation of national characters. A critical survey*, Amsterdam/New York: Rodopi 2007.
- Benz, Wolfgang: *Vom Vorurteil zur Gewalt. Politische und soziale Feindbilder in Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt/Basel/Wien: Herder 2020.
- Benz, Wolfgang/Werner Bergmann (Hrsg.): *Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus*, Freiburg i.Br.: Herder 1997.
- Berger, Günter: „Vorwort“, in: Ders./Kohl, Stephan (Hrsg.): *Fremderfahrung in Texten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 1993, S. 7 – 12.
- Bernecker, Walther L.: *Spanische Geschichte. Vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, 3. Auflage, München: C.H. Beck 2003.
- Ders.: *Spanien-Handbuch. Geschichte und Gegenwart*, Tübingen: A. Francke 2006.
- Bertheau, Carl: „Menno Simons“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 21 (1885), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd118580884.html#adbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Bloch, Ernst: *Tübinger Einleitung in die Philosophie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.
- Bloch, Marc: *Die wundertätigen Könige*, mit einem Vorwort von Jaques Le Goff, aus dem Franz. übers. v. Claudia Märkl, München: Beck 1998.
- Bonjour, Edgar: „Platter, Thomas“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 11.02.2010, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/012204/2010-02-11>>, zuletzt abgerufen am 01.09.2023.
- Brendle, Franz: *Das Konfessionelle Zeitalter*, 2. überarbeitete und aktualisierte Ausgabe, Berlin/Boston: De Gruyter/Oldenbourg: Berlin 2015 (Akademische Studienbücher Geschichte).
- Brenner, Peter J.:
- a. „Einleitung“, in: Ders. (Hrsg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, S. 7 – 13.
 - b. „Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts“, in: Ders. (Hrsg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, S. 14 – 49.
- Ders.: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, Tübingen: M. Niemeyer 1990.

- Brunner, Otto: „Albrecht VII.“, in: *Neue Deutsche Biographie*, 1 (1953), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd11864436X.html#ndbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 02.09.2023.
- Brückner, Wolfgang: „Die Welschen“, in: Stanzel, Franz K. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999, S. 183 – 194.
- Bryson, Bill: *Shakespeare. The world as a stage*, London: Harper Press 2009.
- Bumke, Joachim: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, 2 Bde., München: Deutscher Taschenbuchverlag 1986, S. 381 – 450.
- Burckhardt, Paul: „David Joris und seine Gemeinde in Basel“, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde*, Bd. 48 (1949), S. 3 – 106.
- Calañas Continente, José Antonio: „El viaje como eje vertebrador del relato. Etapas de viaje y etapas vitales en las novelas de Sten Nadolny“, in: Raposo Fernández, Berta/García-Wistädt, Ingrid (Hrsg.): *Viajes y viajeros entre ficción y realidad. Alemania – España*, Valencia: Universitat de València 2009, S. 261 – 270.
- Christoph Cormeau, Christoph/Störmer, Wilhelm: *Hartmann von Aue. Epoche – Werk – Wirkung*, 3. überarbeitete Auflage, München: Beck 2007.
- Collins, Hugh E.: *The Order of the Garter 1348 – 1461. Chivalry and Politics in Late Medieval England*, New York: Clarendon Press 2000 (Oxford Historical Monographs).
- Crespin, Jean/Crotius, Paul: *Das grosse Martyr-Buch und Kirchen-Historien*, Bremen: Bauer 1682, <<http://digital.slub-dresden.de/id360018777>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Didou-Manent, Michèle/Ky, Tran/Robert, Hervé: *Dick oder dünn? Körperkult im Wandel der Zeit*, München: Knesbeck 1998.
- Dollinger, Heinz: „Lipsius, Justus“, in: *Neue Deutsche Biographie*, 14 (1985), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd11857342X.html#ndbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Dubler, Anne-Marie: „Unehrliche Berufe“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 25.01.2013, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/025613/2013-01-25>>, zuletzt aufgerufen am 05.09.2023.
- Ecker, Hans-Peter: „*El coleccionista de mundos (Der Weltensammler)* de Ilja Trojanow. Escenificación postcolonial de algunos viajes del soldado, espía, investigador y

- aventurero británico Richard Francis Burton“, in: Raposo Fernández, Berta/Weber, Eckhard (Hrsg.): *Guerra y viaje. Una constante histórico-literaria entre España y Alemania*, Valencia: Universitat de València 2009. S. 203 – 222.
- Eco, Umberto: *Die Geschichte der Schönheit*, München, Wien: Hanser 2004.
- Egan, Gabriel: *Thomas Platter's Account of an Unknown Play at the Court or the Boar's Head*, <<https://gabrielegan.com/publications/Egan2000f.htm>>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.
- Eichenberger, Pietro: „Johann Jakob Wepfer und seine Einstellung zum Aderlasse. Ein Briefentwurf an Georg Frank von Frankenau“, *Gesnerus. Swiss Journal of the history of medicine and sciences*, Bd. 24 (1967), S. 108 – 134.
- Eldridge, Lisa: *Face Paint. The Story of Make up. Make-up gestern - heute – morgen*, Grünwald: Stiebner 2016.
- Elm, Kaspar/Manselli, Raoul/Sprandel, Rolf: „Beg(h)inen“, in: *Lexikon des Mittelalters (LexMA)*, Band 1 (1980), München/Zürich: Artemis & Winkler, Sp. 1799 – 1803.
- Eppacher, Thomas: *Private Sicherheits- und Militärfirmen. Wesen, Wirkung und Fähigkeiten*, Münster: Lit Verlag Dr. W. Hopf 2012.
- Faur, José: „Four Classes of Conversos. A Typological Study“, *Revue des Etudes Juives*, 149 (1990), S. 113 – 124.
- Florack, Ruth: „French“, in: Beller, Manfred/Leerssen, Joep (Hrsg.): *Imagology. The cultural construction and literary representation of national characters. A critical survey*, Amsterdam/New York: Rodopi 2007, S. 154 – 159.
- Fischer, Norbert/Kobelt-Groch, Marion (Hrsg.): *Außenseiter zwischen Mittelalter und Neuzeit*, Festschrift für Hans-Jürgen Goertz zum 60 Geburtstag, Leiden/New York/Köln: Brill 1997.
- Giebelmann, Rolf et al.: „Kulturgeschichtliches zur Alraune“, *Toxichem + Krimtech. Mitteilungsblatt der Gesellschaft für Toxikologische und Forensische Chemie*, 69/2 (2002), S. 73 – 76.
- Gilmont, Jean-François: „Crespin, Jean“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 05.08.2014, übersetzt aus dem Französischen, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011091/2014-08-05>>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.
- Ginzler, Günther B. (Hrsg.): *Antisemitismus. Erscheinungsformen der Judenfeindschaft gestern und heute*, Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1991.

- Glüxam, Dagmar: „Sarabande“, in: Boisits, Barbara (Hrsg.): *Oesterreichisches Musiklexikon online*, Version vom 15.05.2005, <<https://dx.doi.org/10.1553/0x0001e055>>, zuletzt aufgerufen am 3.09.2023.
- Grabes, Herbert: „Die literarische Begegnung mit dem Fremden“, in: Bredella, Lothar/Christ, Herbert (Hrsg.): *Begegnungen mit dem Fremden*, Gießen: Ferber 1996, S. 38 – 58.
- Grieshofer, Franz: „Die Tracht der Kleidung. Bemerkungen zur Darstellung der europäischen Nationen auf der ‚Völkertafel‘“, in: Stanzel, Franz K. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999, S. 45 – 60.
- Groebner, Valentin: „Erasmus’ Bote. Unterwegs im Reich der Papiere“, in: Greyerz, Kaspar von/Müller-Luckner, Elisabeth (Hrsg.): *Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive*, München: Oldenbourg 2007, S. 157 – 171.
- Gutiérrez Koester, Isabel/García-Wistädt, Ingrid: „Einführung“, in: Dies./Dies. (Hrsg.): *Grenzen überschreiten. Frauenreisen zwischen Deutschland – Spanien – Hispanoamerika*, Frankfurt a.M.: Vervuert 2021, S. 25 – 31.
- Haan, Heiner/Niedhart, Gottfried: *Geschichte Englands vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, 4. Auflage, München: C.H. Beck 2016.
- Haase, Martin: „Baskisch. Die exotischste Sprache Europas“, in: Schlösser, Reinhard (Hrsg.): *Sprachen im Abseits. Regional – und Minderheitensprachen in Europa*, München: Akademische Verlagsgemeinschaft München 2015 (Jenaer Beiträge zur Romanistik 5), S. 107 – 121.
- Hartmann, Peter Claus: *Die Jesuiten*, 2. Auflage, C.H. Beck: München 2008.
- Hartung, Wolfgang: „Gesellschaftliche Randgruppen im Mittelalter. Phänomen und Begriff“, in: Kirchgässner, Bernd/Reuter, Fritz (Hrsg.): *Städtische Randgruppen und Minderheiten*, Sigmaringen: Jan Thorbecke 1986 (Stadt in der Geschichte 13), S. 49 – 114.
- Hartwig, Susanne/Stenzel, Hartmut: *Einführung in die französische Literatur – und Kulturwissenschaft*, Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler, 2007.
- Hegemöller, Bernd-Ulrich (Hrsg.): *Randgruppen der spätmittelalterlichen Gesellschaft. Ein Hand- und Studienbuch*, Warendorf: Fahlbusch 1990.

- Hemmie, Dagmar M. H.: *Ungeordnete Unzucht. Prostitution im Hanseraum (12 – 16. Jahrhundert)*. Lübeck – Bergen – Helsingør, hrsg. v. Hansischer Geschichtsverein, Weimar/Köln/Wien: Böhlau Verlag 2007 (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, Neue Folge LVII).
- Hinrichs, Ernst: „Renaissance, Religionskriege und Begründung der absoluten Monarchie (1498 – 1661)“, in: Hinrichs, Ernst (Hrsg.): *Geschichte Frankreichs*, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2014, S. 126 – 187.
- Hinterhäuser, Hans: „Tugenden und Laster des Spaniers im Wandel der Jahrhunderte“, in: Stanzel, Franz K. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999, S. 157 – 168.
- Hippel, Wolfgang: *Armut, Unterschichten. Randgruppen in der Frühen Neuzeit*, *Enzyklopädie Deutscher Geschichte*, Bd. 34, München: Oldenbourg Verlag 2013.
- Howarth, William D. et al. (Hrsg.): *French Theatre in the Neo-classical era, 1550 – 1789*, Cambridge: Cambridge University Press 1997.
- Huemer, A.: „Copy & Paste im Reisebericht der Frühen Neuzeit. Formen der Intertextualität im Reisediarium Johann Georg Metzgers (1650)“, *Chronica. Annual of the Institute of History, University of Szeged*, 19 (2020), S. 84 – 112.
- Hugger, Paul: „Fasnacht“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 28.11.2005, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011515/2005-11-28>>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.
- Hupfeld, Tanja: *Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. bis 18. Jahrhunderts*, Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2007.
- Huschenbett, Dietrich/Margetts, John (Hrsg.): *Reisen und Welterfahrung in der deutschen Literatur des Mittelalters*, Würzburg: Königshausen und Neumann 1991.
- Illi, Martin: „Scharfrichter. Henker“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 01.09.2001, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016389/2003-09-01>>, zuletzt aufgerufen am 05.09.2023.
- Irsigler, Franz/Lasotta, Arnold: *Bettler und Gaukler, Dirnen und Henker. Randgruppen und Außenseiter in Köln 1300 – 1600*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1989.
- Jähnichen, Julia: *Hexenverfolgungen in England und im Alten Reich (16./ 17. Jh.) – ein Vergleich*, Erlangen: FAU University Press 2021.

- Jecker, Hanspeter: „Mantz, Felix“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 20.08.2008, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/021518/2008-08-20>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Ders.: „Täufer“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 14.08.2012, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011421/2012-08-14>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Katritzki Margaret A.: *Women, Medicine and Theatre, 1500 – 1750. Literary Mountebanks and Performing Quacks*, Hampshire: Ashgate 2007 (Studies in performance and early modern drama).
- Keiser, Rut: „Aus dem Tagebuch von Thomas Platter dem Jüngeren“, *Basler Zeitschrift für Altertumskunde*, Bd. 63 (1963), S. 75 – 111.
- Dies.:
- a. Einleitung nebst Anmerkungen, in: Thomas Platter d.J.: *Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595 – 1600*, Basel/Stuttgart: Schwabe und Co Verlag 1968, S. VII-XXXI, Anmerkungen im Fortlauf der Edition.
 - b. „Akademische Oekumene um 1600 im Spiegel des Reisetagebuches des jüngeren Thomas Platter aus Basel 1595–1600“, *Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte*, Heft 45 (1968), S. 291 – 315.
- Kirchgässner, Bernd/Reuter, Fritz (Hrsg.): *Städtische Randgruppen und Minderheiten*, Sigmaringen: Jan Thorbecke 1986 (Stadt in der Geschichte 13).
- Klein, Ulrich: „Reiseliteraturforschung im deutschsprachigen Raum“, *Euphorion*, 87 (1993), S. 286 – 318.
- Klenke, Herrmann: *Kosmetik oder Menschliche Verschönerungskunst auf Grundlage rationeller Gesundheitslehre: eine Volksschrift*, Leipzig: Kummer 1869.
- Klueting, Harm: *Das Konfessionelle Zeitalter. Europa zwischen Mittelalter und Moderne. Kirchengeschichte und allgemeine Geschichte*, Darmstadt: Primus 2007.
- Koelbing, Huldrych M.F.: „Platter, Felix“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 28.09.2010, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/012203/2010-09-28>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Kobelt-Groch, Marion: „Menno Simons“, in: *Neue Deutsche Biographie*, 17 (1994), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd118580884.html#ndbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.

- Kreis, Georg: „Nation“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 26.04.2011, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017437/2011-04-26>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Kroll, Frank-Lothar: „Die Reise nach England“, in: Ders./Munke, Martin (Hrsg.): *Deutsche Englandreisen/German Travels to England 1550 – 1900*, Berlin: Dunker & Humblot 2014, S. 13 – 34.
- Krümmer, Anne: *Fremd- und Selbstbilder in der spanischen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Konstanz: Universität Konstanz 2005.
- Kürbis, Holger: *Hispania descripta. Von der Reise zum Bericht. Deutschsprachige Reiseberichte des 16. und 17. Jahrhunderts über Spanien. Ein Beitrag zur Struktur und Funktion der frühneuzeitlichen Reiseliteratur*, Frankfurt a.M.: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften 2004.
- Le Goff, Jaques: „Vorwort“, in: Bloch, Marc: *Die wundertätigen Könige*, mit einem Vorwort von Jaques Le Goff, aus dem Franz. übers. v. Claudia Märkl, München: Beck 1998, S. 9 – 44.
- Lehmann, Anne Sophie: „Jan van Eyck. Die Entdeckung der Leibfarbe“, in: Bohde, Daniela/ Fend, Mechthild (Hrsg.): *Weder Haut noch Fleisch. Das Inkarnat in der Kunstgeschichte*, Berlin: Gebrüder Mann 2007 (Neue Frankfurter Forschungen zur Kunst 3), S. 21 – 40.
- Le Roy Ladurie, Emmanuel: *Eine Welt im Umbruch. Der Aufstieg der Familie Platter im Zeitalter der Renaissance und Reformation 1499-1628*, aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Jessica Beer, Stuttgart: Klett-Cotta 1998.
- Loetscher, Hugo: „Die urbanen Platters – die andere helvetische Tradition“, in: Loetscher, Hugo: *Lesen statt klettern. Aufsätze zur literarischen Schweiz*, Zürich: Diogenes 2003, S. 11 – 21.
- MacDonald, Robert H.: „Drummond of Hawthornden. The Season at Bourges, 1607“, *Comparative Drama*, Bd. 4, Nr. 2 (1970), S. 89-109.
- Matt, Peter von: „Thomas Platter d.J. Ein Basler in Shakespeares Globe Theatre“, *Figurationen*, Bd. 11, Ausgabe 1 (2010), S. 35f.
- Maurer, Tina/Hesse, Christian: „Von Bologna zu ‘Bologna’. Akademische Mobilität und ihre Grenzen“, in: Hesse, Christian/Maurer, Tina (Hrsg.): *Von Bologna zu ‘Bologna’. Akademische Mobilität und ihre Grenzen*, Basel: Schwabe 2011, S. 1. – 22.

- Middell, Matthias/Höpel, Thomas: *Einführung in die französische Geschichte 1500 – 1945*, Leipzig: Leipziger Univ.-Verl. 1999.
- Mohrland, Juliane: *Die Frau zwischen Narr und Tod. Untersuchungen zu einem Motiv der frühneuzeitlichen Bildpublizistik*, Berlin: Lit. Verlag Dr. W. Hopf 2013 (Karlsruher Schriften zur Kunstgeschichte 8).
- Moraw, Peter: „Reisen im europäischen Spätmittelalter im Lichte der neueren historischen Forschung“, in: Ertzdorff, Xenia/Neukirch, Dieter (Hrsg.): *Reisen und Reiseliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, Amsterdam: Rodopi 1992, S. 113 – 139.
- Müller, Reimar: „Montesquieu über Umwelt und Gesellschaft – die Klimatheorie und ihre Folgen“, *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 80 (2005), Berlin: Trafo Verlag, S. 19 – 32.
- Münster, Reinhold: *Raum – Reise – Sinn. Spanien in der Reiseliteratur*, Bd. 2: *Reisen nach Spanien*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2017.
- Nebgen, Christoph: „Religiöses Theater (Jesuitentheater)“, in: *Europäische Geschichte Online (EGO)*, hrsg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 03.12.2010, Abschn. 10, <<http://www.ieg-ego.eu/nebgenc-2010-de>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Nowosadtko, Jutta: „Hinrichtungsrituale. Funktion und Logik öffentlicher Exekutionsrituale in der Frühen Neuzeit“, in: Schmitt, Sigrid/Matheus, Michael (Hrsg.): *Kriminalität und Gesellschaft in Spätmittelalter und Neuzeit*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005, S. 71 – 94.
- North, Michael: *Geschichte der Niederlande*, München: C.H. Beck 2013.
- Osterhammel, Jürgen: „Distanzerfahrung. Darstellungsweisen des Fremden im 18. Jahrhundert“, in: König, Hans-Joachim/Reinhard, Wolfgang/Wendt, Reinhard (Hrsg.): *Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung*, Berlin: Duncker & Humblot 1989, S. 9 – 42.
- Pastenaci, Stephan:
- a. „Platter, Felix“, in: *Neue Deutsche Biographie*, 20 (2001), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd118594915.html#ndbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.

- b. „Platter, Thomas“, in: *Neue Deutsche Biographie*, 20 (2001), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd118594923.html#ndbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.
- Pérez García, Jesús: „La leyenda negra y su evolución en el siglo XVIII, con especial atención a su desarrollo en el espacio alemán“, in: Raposo Fernández, Berta/Robles Ferran (Hrsg.): *„El Sur también existe“. Hacia la creación de un imaginario europeo sobre España*, Madrid/Frankfurt a. M.: Iberoamericana/Vervuert 2014, S. 109 – 119.
- Pfister, Manfred: „Autopsie und intertextuelle Spurensuche. Der Reisebericht und seine Vor-Schriften“, in: Ecker, Gisela/Röhl, Susanne (Hrsg.): *In Spuren Reisen. Vor-Bilder und Vor-Schriften in der Reiseliteratur*, Münster: LIT Verlag 2006, S. 11 – 31.
- Pietschmann, Horst: „Von der Gründung der spanischen Monarchie bis zum Ausgang des Ancien Régime“, in: Bernecker, Walther L./Ders.: *Geschichte Spaniens. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, 4. überarbeitete und aktualisierte Auflage, Stuttgart: Kohlhammer 2005, S. 13 – 237.
- Powell, John S.: *Music and Theatre in France 1600 – 1680*, Oxford/New York: Oxford University Press 2000.
- Precht, Richard David: *Erkenne dich selbst. Eine Geschichte der Philosophie*, Bd. 2, *Renaissance bis Deutscher Idealismus*, München: Goldmann 2017.
- Raposo Fernández, Berta: „Las fuentes del Cuadro de Valencia“, in: Dies. et al. (Hrsg.): *Christian August Fischer: Cuadro de Valencia (Gemälde von Valencia)*, Valencia: Biblioteca Valenciana 2008, S. 33 – 41.
- Dies.: „Las tablas etnográficas (Völkertafeln) del siglo XVIII y su génesis“, in: Dies./Gutiérrez Koester, Isabel (Hrsg.): *Estereotipos interculturales germano-españoles*, Valencia: Universitat de València 2011, S. 25 – 34.
- Dies./Gutiérrez Koester, Isabel (Hrsg.): *Bis an den Rand Europas. Spanien in deutschen Reiseberichten vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Vervuert: Frankfurt a.M. 2011.
- Rash, Felicity J.: *French and Italian lexical influences in German speaking Switzerland (1550 – 1650)*, de Gruyter: Berlin, New York 1989.
- Reichel, Edward: „„Heimath der Schaulust, der Eitelkeit, der Moden, der Novitäten.“ Frankreich und der Franzose“, in: Stanzel, Franz K. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspigel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des*

- frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999, S. 169 – 181.
- Rocher, Daniel: „Das Problem der sprachlichen Verständigung bei Auslandsreisen in der deutschen Literatur des Mittelalters“, in: Huschenbett, Dietrich/Margetts, John (Hrsg.): *Reisen und Welterfahrung in der deutschen Literatur des Mittelalters*, Würzburg: Königshausen und Neumann 1991, S. 24-34.
- Roeck, Bernd: *Außenseiter, Randgruppen, Minderheiten. Fremde im Deutschland der Frühen Neuzeit*, Vandenhoeck u. Ruprecht: Göttingen 1993.
- Rössner, Michael: „Das Theater der Siglos de Oro“, in: Strosetzki, Christoph (Hrsg.): *Geschichte der spanischen Literatur*, Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1991, S. 161 – 191.
- Rohrbacher, Stefan/Michael Schmidt: *Judenbilder. Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile*, Reinbek: Rowohlt 1991.
- Rühling, Lutz: „Fiktionalität und Poetizität“, in: Arnold, Heinz Ludwig/Detering, Heinrich (Hrsg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, 5. Auflage, München: DTV 2002, S. 25 – 51.
- Sager, Peter: *Oxford. Eine Kulturgeschichte*, Insel: Frankfurt am Main 2008.
- Salter, H.E./Lobel, Mary D. (Hrsg.): „The University of Oxford“, in *A History of the County of Oxford*, Volume 3, London: Victoria County History 1954, S. 1 – 38, online: *British History Online* <<http://www.british-history.ac.uk/vch/oxon/vol3/pp1-38>>, zuletzt aufgerufen 07.09.2023.
- Schanzer, Ernest: „Thomas Platter’s Observations on the Elizabethan Stage“, *Notes and Queries*, Bd. 201 (1956), S. 465 – 67.
- Schmidt, Wilhelm, „Brueghel, Pieter“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 3 (1876), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd119524759.html#adbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Schnyder, Caroline: „Reformation“, in: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 29.01.2013, <<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013328/2013-01-29>>, zuletzt aufgerufen am 01.09.2023.
- Schubert, Ernst: „Duldung, Diskriminierung und Verfolgung gesellschaftlicher Randgruppen im ausgehenden Mittelalter“, in: Schmitt, Sigrid/Matheus, Michael (Hrsg.): *Kriminalität und Gesellschaft in Spätmittelalter und Neuzeit*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005, S. 47 – 70.

- Schuh, Maximilian: „Ingolstadt oder Italien. Möglichkeiten und Grenzen akademischer Mobilität im Reich des 15. Jahrhunderts“, in: Hesse, Christian/Maurer, Tina (Hrsg.): *Von Bologna zu 'Bologna'. Akademische Mobilität und ihre Grenzen*, Basel: Schwabe 2011, S. 23 – 45.
- Schuster, Beate: *Die freien Frauen. Dirnen und Frauenhäuser im 15. u. 16. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Campus 1995,
- Schuster, Peter: *Das Frauenhaus. Städtische Bordelle in Deutschland (1350 – 1600)*, Paderborn: F. Schöningh 1992.
- Schwanitz, Dieter: *Das Shylock-Syndrom oder die Dramaturgie der Barbarei*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1997.
- Scribner, Bob: „Wie wird man Außenseiter? Ein- und Ausgrenzung im frühneuzeitlichen Deutschland“, in: Norbert Fischer/Marion Koblet-Groch (Hrsg.): *Außenseiter zwischen Mittelalter und Neuzeit*, Festschrift für Hans-Jürgen Goertz zum 60. Geburtstag, Leiden/New York/Köln: Brill 1997, S. 21 – 46.
- Silos, Lorena: „„Durch den schönsten, ebenen, breiten, sauberen Weg nach Barselona kommen.“ Los cuadernos del viaje a España de Thomas Platter“, in: Raposo Fernández, Berta/Gutiérrez Koester, Isabel (Hrsg.): *Estereotipos interculturales germano-españoles*. Valencia: Universitat de València 2011, S. 35 – 43.
- Simon, Anne: „„Gotterfahrung“ oder „Welterfahrung“: Das Erlebnis des Reisens in Pilgerberichten des fünfzehnten Jahrhunderts“, in: Huschenbett, Dietrich/Margetts, John (Hrsg.): *Reisen und Welterfahrung in der deutschen Literatur des Mittelalters*, Würzburg: Königshausen und Neumann 1991, S. 173 – 184.
- Simon-Muscheid, Katharina: „Formen der Kinderarbeit in Spätmittelalter und Renaissance: Diskurse und Alltag“, in: *Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts – und Sozialgeschichte*, Bd. 14 (1996), S. 107 – 125.
- Stanzel, Franz K.:
- a. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspigel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999.
 - b. „Zur literarischen Imagologie. Eine Einführung“, in: Stanzel, Franz K. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspigel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999, S. 9 – 41.

- Stehr, Nico/Storch, Hans v.: *Klima, Wetter, Mensch*, Opladen, Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich 2010.
- Stöber, August: *Der Kochersberg, ein landschaftliches Bild aus dem Unter-Elsaß*, Mülhausen: J.-P. Rissler 1857.
- Stupperich, Robert: „Bockelson, Johann“, in: *Neue Deutsche Biographie*, 2 (1955), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd118512234.html#ndbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.
- Ders.: „Joris, David“, in: *Neue Deutsche Biographie*, 10 (1974), <<https://www.deutsche-biographie.de/pnd104279850.html#ndbcontent>>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2022.
- Suerbaum, Ulrich: *Das elisabethanische Zeitalter*, Stuttgart: Reclam, 2007.
- Titzmann, Michael: „Aspekte der Fremdheitserfahrung. Die logisch-semiotische Konstruktion des ‚Fremden‘ und des ‚Selbst‘“, in: Lenz, Bernd/Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Fremdheitserfahrung und Fremdhheitsdarstellung in okzidentalene Kulturen*, Passau: Wissenschaftsverlag Richard Rothe 1999, S.89 – 115.
- The Times Higher Education: *World University Rankings 2023*, <<https://www.timeshighereducation.com/world-university-rankings/2023/world-ranking>>, zuletzt aufgerufen 07.09.2023.
- Tosi, Arturo: *Language and the Grand Tour. Linguistic experiences of Travelling in Early Modern Europe*, Cambridge: Cambridge University Press 2020.
- Töllner, Axel: „Von christlichem Antijudaismus im modernen Antisemitismus“, *Zeitschrift für Religion, Gesellschaft und Politik*, 6 (2022), S. 139 – 159.
- Verschaffel, Tom: „Belgium“, in: Beller, Manfred/Leerssen, Joep (Hrsg.): *Imagology. The cultural construction and literary representation of national characters. A critical survey*, Amsterdam, New York: Rodopi 2007, S. 108 – 113.
- Voß, Andrea: *Reisen erzählen. Erzählrhetorik, Intertextualität und Gebrauchsfunktionen des adeligen Bildungsreiseberichts in der Frühen Neuzeit*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016.
- Wagner, Gerhard: *Schwein gehabt! Redewendungen des Mittelalters*, 13. Auflage, Rheinbach: Regionalia Verlag GmbH 2012.
- Waite, Gary K.: *David Joris and Dutch Anabaptism 1524 – 1543*, Waterloo, Ontario: Wilfried Laurier University Press 1990.

- Ders.: „Joris, David“, in: *MennLex* V (2020), online: http://www.mennlex.de/doku.php?id=art:joris_david, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.
- Weber, Eckhard: „Pilger, Räuber, Heiden und Hexenmeister. Spanienbilder in Texten deutscher Reisender an der Wende zur Neuzeit (15./16. Jh.)“, in: Raposo Fernández, Berta/Gutiérrez Koester, Isabel (Hrsg.): *Bis an den Rand Europas. Spanien in deutschen Reiseberichten vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Vervuert: Frankfurt a.M. 2011.
- Ders.: „Von dem königreich Hispanien unndt sonderlich der grafenschaft Catalonia. Katalonien des späten 16. Jahrhunderts aus der Sicht eines Schweizer Bildungsreisenden: Die Reiseaufzeichnungen des Basler Mediziners Thomas Platter d.J. (1595–1600)“, in: Raposo Fernández, Berta/Bernecker, Walther L. (Hrsg.): *Spanische Städte und Landschaften in der deutschen Reiseliteratur*, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2017, S. 49 – 61.
- Ders.: „Von Damen- und Weibsbildern. ‚Frauenskizzen‘ im Reisetagebuch Thomas Platters d.J.“, in: Raposo Fernández, Berta/Prado-Wohlwend, Christian (Hrsg.): *Reisen in der deutschen Literatur: Realität und Phantasie*, Peter Lang: Frankfurt a.M. 2021, S. 43 – 55.
- Weiler, Ingomar: „Ethnographische Typisierung im antiken und mittelalterlichen Vorfeld der ‚Völkertafel‘“, in: Stanzel, Franz K. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999, S. 97 – 118.
- Weinfurter, Stefan: *Herrscher durch Gnade. Die Autorität des Königs im frühen 11. Jahrhundert*, Vortrag gehalten am 27.01.2009, <https://www.sudetendeutsche-akademie.eu/Weinfurter.pdf>, zuletzt aufgerufen am 05.09.2023.
- Weiß, Wolfgang: *Das Drama der Shakespeare-Zeit. Versuch einer Beschreibung*, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer 1979.
- Wessely, Joseph Eduard: „Hals, Frans“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 10 (1879), <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118545221.html#adbcontent>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.
- Ders.: „Rubens, Peter Paul“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 29 (1889), <https://www.deutsche-biographie.de/pnd11860354X.html#adbcontent>, zuletzt aufgerufen am 04.09.2023.

- Wettlaufer, Jörg: „Reise- und Gesandtschaftsberichte als Quellen der Hof- und Residenzforschung“, in: Paravicini, Werner (Hrsg.): *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich*, Ostfildern: Thorbecke 2007, S. 361 – 372.
- Wietig, Christina et al.: „Kulturgeschichtliche Aspekte heller Haut“, in: Jung, Ernst G. (Hrsg.): *Kleine Kulturgeschichte der Haut*, Darmstadt: Steinkopff Verlag 2007.
- Wolf, Gerhard: „Die deutschsprachigen Reiseberichte des Spätmittelalters“, in: Brenner, Peter J. (Hrsg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1989, S. 81 – 116.
- Ders.: „Das Individuum auf dem Weg zu sich selbst? Frühneuzeitliche Reisen nach Osten: Hans Dernschwam, Balthasar Springer und Fortunatus“, in: Huschenbett, Dietrich/Margetts, John (Hrsg.): *Reisen und Welterfahrung in der deutschen Literatur des Mittelalters*, Würzburg: Königshausen und Neumann 1991, S. 196 – 214.
- Zacharasiewicz, Waldemar:
- a. „Klimatheorie und Nationalcharakter auf der ‚Völkertafel‘“, in: Stanzel, Franz K. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999, S. 97 – 118.
 - b. „Charme à la Anglaise – Zum Bilde des unruhigen Welt-Weisen aus England“, in: Stanzel, Franz K. (Hrsg.): *Europäischer Völkerspiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 1999, S. 211 – 224.
- Zimmermann, Christian von: „Texttypologische Überlegungen zum frühneuzeitlichen Reisebericht: Annäherung an eine Gattung“, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen*, Bd. 239 (2002), S. 1 – 20.

4.4 Wörterbücher und Lexika

Allgemeine Deutsche Biographie (ADB)/*Neue Deutsche Biographie* (NDB) digitalisierte Version, abrufbar unter *Deutsche Biographie - Elektronische Allgemeine Deutsche Biographie* (E-ADB), *Elektronische Neue Deutsche Biographie* (E-NDB), hrsg. v. d. Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Bayerischen Staatsbibliothek, <<http://www.deutsche-biographie.de>>, zuletzt aufgerufen am 07.09.2023.

Baufeld, Christa: *Kleines frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, Tübingen Niemeyer 1996.
British History Online, Version 5.0, <www.british-history.ac.uk>, zuletzt aufgerufen am 07.09.2023.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB>>, zuletzt aufgerufen am 21.12.2023.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm / Neubearbeitung (A–F), digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB2>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.23.

Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS). Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, <<https://www.dwds.de>>, zuletzt aufgerufen am 06.09.2023.

Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. v. Leibniz-Institut für europäische Geschichte (IEG), <<http://ieg-ego.eu/de/ego>>, zuletzt aufgerufen am 07.09.2023.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch online (FWB-online), hrsg. v. d. Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, <<https://fwb-online.de>>, zuletzt aufgerufen am 07.09.2023.

Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart (Ausgabe letzter Hand, Leipzig 1793–1801), digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bände 1–10, hrsg. von Bächthold-Stäubli, Hanns/Hoffmann-Krayer, Eduard, unveränderter Nachdruck der Ausgaben v. 1927 – 1942, Berlin, New York: de Gruyter 1987.

Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), hrsg. v. d. Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), <<https://hls-dhs-dss.ch/de>>, zuletzt aufgerufen am 07.09.2023.

Lexikon des Mittelalters (LexMa), 10 Bände, München/Zürich: Artemis 1980 – 1999.

Meyers Großes Konversationslexikon (6. Auflage, 1905–1909), digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Meyers>>, zuletzt aufgerufen am 21.12.2023.

Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, hrsg. v. Matthias Lexer, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Lexer>>, zuletzt aufgerufen am 21.12.2023.

Oesterreichisches Musiklexikon Online (OEML), hrsg. v. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, <<https://www.musiklexikon.ac.at/ml>>, zuletzt aufgerufen am 07.09.2023.

Pfeifer, Wolfgang: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, 5. Auflage, Berlin: Deutscher Taschenbuch Verlag 2000.

Schweizerisches Idiotikon digital, hrsg. v. d. Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), <<https://www.idiotikon.ch>>, zuletzt aufgerufen am 20.12.2023.